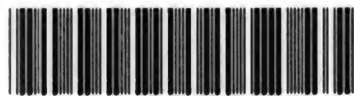
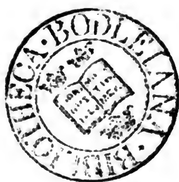


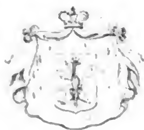
Die deutsche Schweiz und die Besteigung des Mönchs, von ...

Elena Kol'tsova Masal'ska



Die deutsche Schweiz.


BODLEIANA BIBLIOTHECA



Dora d'Istria

Die

deutsche Schweiz

und

die Besteigung des Mönchs

von der

Gräfin Dora d'Istria.

Verbesserte und vermehrte deutsche Originalausgabe.

mit einer

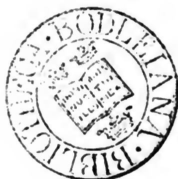
bibliographisch-literarischen Notiz über die Verfasserin.

Erster Band.

Zürich,
Verlag von Meyer und Zeller.
1858.

Ἄφες τοὺς νεκροὺς θάψαι τοὺς ἑαυτῶν νεκρούς.

(Luc. IX, 60.)



Biographische und literarische Notiz
über
die Verfasserin der deutschen Schweiz.

I.

In den Adern der Gräfin Dora d'Istria vermischt sich das Blut der alten Italiener mit dem der Krieger Alexanders des Großen, des Pyrrhus und Skanderbeg's. Das Geschlecht der Ghika stammt nämlich aus dem Lande, welches unter dem Namen Macedonien, Epirus und Albanien der Welt die Besieger Asiens gegeben hat, jene tapfern Krieger, welche das Glück Roms eine Zeit lang in Frage stellten, so wie die Helden, welche den Einfall der Mahometaner zurückwarfen. Der wesentliche Charakter dieses Stamms ist eine unbezwungene Thatkraft. Daher darf man sich nicht wundern, daß sich die Ghika unter allen romänischen Fürsten als die entschlossensten zeigten, und daß sie in einem Lande, in welchem die liberalen Ideen nicht immer volksthümlich gewesen sind, für diese doch am meisten günstig gestimmt waren.

Das Geschlecht der Ghika hat sich schon vor Alters in der Walachei niedergelassen, und sicherlich schon bevor die Phanarioten zur Herrschaft gelangten. Eine einfache Vergleichung der Zeitbestimmungen wird es auf das Unzweifelhafteste beweisen.

Georg Ghika I. regierte in der Moldau im Jahre 1658*) und der erste Hospodar aus den Phanarioten, Nikolaus Mavrocor-

*) Provinces danubiennes et roumaines par MM. Chopin et Ubicini in dem Univers pittoresque. Paris 1856.

dato bestieg im Jahre 1711 den Thron Stephans des Großen*). Als daher Gregor Ghika IV. im Jahre 1822 die Regierung der Walachei antritt, bezeichnen die Geschichtsschreiber diese Zeit als die Rückkehr der eingebornen Fürsten**).

Es ist daher über allen Zweifel erhaben, daß die Ghika das Heimathsrecht in Rumanien besitzen.

Georg I. Ghika (1659—1660) zeigte gute Absichten; seine Regierung hätte für die Walachei wohlthätig werden können, wenn der Krieg nicht alles zerstört hätte, was er gegründet hatte***).

Obgleich Gregor I. Ghika (1660—1664 und 1672—1673), der ihm in der Walachei nachfolgte (Gregor hatte nämlich zuerst in der Moldau, dann in der Walachei regiert) zu große Eile gezeigt hatte, seinem Vater zu folgen, so besaß er doch große Eigenschaften, und unter seiner Regierung erfreuten sich die Walachen eines Friedens und eines Glücks, das sie seit langer Zeit nur dem Namen nach kannten. Er fand das Fürstenthum unglücklich und verödet, und er verzichtete auf seine Civilliste. Bald schwanden die mannigfaltigen Leiden, welche die Walachen erdrückten; den Krankheiten und der Hungersnoth folgten gesunde und fruchtbare Jahre, welche Korn, Wein und Honig in Ueberfluß gewährten. Der Ackerbau fing wieder an aufzublühn und die Heerden von neuem zu gedeihen†). Leider wurde Gregor von treulosen Rathgebern getäuscht, welche ihn veranlaßten, den Fürsten Constantin Cantacuzen, einen der trefflichsten Bürger des Landes, umbringen zu lassen. Aber wie einst

*) Ebendaselbst und außerdem Histoire de la Dacie, des Valaques transdanubiens et de la Valachie par Michel de Kogalnitchan. Nouvelle édition, Berlin 1854.

**) Ubicini a. a. O. und Histoire politique et sociale des principautés danubiennes par Elias Regnault. Paris 1855.

***) Kogalnitchan a. a. O.

†) Ebendaselbst.

David, so sühnte der Hospodar diesen Mord mit bittern Thränen, und er bestrafte mit der größten Strenge jene Männer, welche ihn betrogen hatten.

Statt das walachische Volk mit Steuern zu erdrücken, versuchte Gregor II. Ghika (1732—1735) der Geistlichkeit die Vorrechte zu entreißen, durch welche sie von allen Lasten befreit war; die Intriguen des Klerus zwangen ihn, den Thron in Bucharest mit dem in Jassy zu vertauschen.

Doch regierte Gregor zum zweitenmale in der Walachei (1748—1752). Damals gründete er den berühmten Spital Panteleimon in der Nähe von Bucharest. Vom Geiste der Duldsamkeit beseelt, der zu jeder Zeit, und in jedem Lande selten ist, und überzeugt, daß man dem rückschreitenden Geiste der Geistlichkeit heilsame Schranken setzen müsse, erlaubte er den sächsischen und mágyarischen Protestanten, eine Kirche in der Hauptstadt zu erbauen. Dieser Fürst hatte mehrere von den Fehlern, welche eine Zeit des Verfalls bezeichnen; aber er war von dem großen Gedanken beseelt, den Klerus im Zaume zu halten und die Religionsfreiheit zu begründen.

Nach seinem Tode wählten die Walachen Skarlate oder Karl Ghika (1758—1761 und 1765—1766). Aber die Pforte zog ihm seinen jüngern Bruder Matthias vor. Man weiß wenig von dem Leben Matthias II. Ghika, der in den offiziellen Schriften den Titel: „Wir, Herzog und Oberherr des rumanischen Landes" annahm.

Der wohlthätigen Politik Gregors II. Ghika getreu, zwang Skarlate I. Ghika den Klerus, zu den Lasten des Landes beizutragen. Ihm folgte sein Sohn Alexander VI. Ghika (1766—1768), und diesem sein Bruder Gregor III. Ghika (1768—1769). Wie seine Vorfahren von den Mißbräuchen überzeugt, welche die Steuerfreiheit des Klerus nach sich zog, ließ Gregor III. eine Zählung desselben veranstalten, und legte jedem Priester eine jährliche Abgabe von vier Piastern auf.

Nach der ersten Besitznahme der Walachei durch die Russen (1808—1812) wurde Gregor IV. Ghika (1822—1828) der Wiederhersteller des walachischen Throns. Seine Regierung fällt mit der Wiedergeburt der rumanischen Literatur zusammen, welche Edgar Quinet mit so großer Beredtsamkeit dargestellt hat*). Er trug zu derselben bei, indem er die Nationalschule zu St. Sava gründete**). Während der kurzen Zeit, in der Gregor unabhängig von den russischen Agenten regierte, zeigte er den größten Eifer für das Wohl und die Interessen des Landes. In der Walachei war es der Regierung gelungen, die fünf Millionen Piaster Staatsschuld zu zahlen, welche er gemacht hatte, um den Sold der türkischen Truppen zu entrichten, und welche zur Zeit der Unruhen niemals zurückgegeben worden war; die meisten Bedrückungen, welche seit mehr als einem Jahrhundert auf den Fürstenthümern lasteten, verschwanden, und mit Ausnahme einiger Versuche der nach Siebenbürgen geflüchteten russischen Parthei, Versuche, die jedoch leicht unterdrückt wurden, erfreuten sich die Fürstenthümer sechs Jahre lang einer vollkommnen Ruhe. Gregor Ghika benutzte sie, um verschiedene Maßregeln zu ergreifen, welche geeignet waren, die sittliche und materielle Lage des Landes zu verbessern. Er ernannte eine aus fünf Mitgliedern bestehende Kommission, welcher er den Auftrag ertheilte, einen Vorschlag zu Reformen auszuarbeiten, welche auf den alten Rechten und Gebräuchen gegründet waren; er zog die durch die Frömmigkeit des Volkes gegründeten und berühmten Klöster zum Staatsgut, welche der Klerus widerrechtlich in Besitz genommen hatte; er errichtete ein Pandurencorps in Nachahmung der alten Bürgergarden; er ließ die Hauptstraßen von Bucharest pflastern, vergrößerte die Spitäler Philanthropia und Panteleimo, stellte die Nationalschulen

*) Man vergleiche auch Ballades de la Roumanie, Introduction.

**) Regnault a. a. O.

wieder her, und gab den Studien einen lebhaften Schwung. Der Dichter Heliades und zwei patriotische Bojaren, Constantin Golesco und Johann Campineano unterstützten seine Bemühungen auf eine würdige Weise, und entwarfen mit Bewilligung des Fürsten die Statuten einer Gesellschaft des Fortschritts für die Walachei*).

„Das ganze Volk, sagt Elias Regnault, nahm an dieser Bewegung den lebhaftesten Antheil.“ Allein der Czar Nikolaus, welcher ebensowenig als Franz Joseph die Wiedergeburt Rumaniens wollte, stürzte es in neues Elend. Von 1828 bis 1834 blieb der Thron der Walachei unbesetzt.

Die Fürstin Dora d'Istria ist eine Nichte Gregors IV. Ghika und Alexanders X. Ghika, der jenem nachfolgte.

Alexander oder Aleko X. Ghika (1834—1842) war, wie sein älterer Bruder, einer der Wiederhersteller der Walachischen Nationalität. Er war unter Gregor Kaimakan der kleinen Walachei und Groß-Spather oder General der Milizen gewesen. „Es ist“, sagt Ubicini, „ein edler, uneigennütziger, leutseliger Mann, der das Glück seines Vaterlandes wünschte. Ein Franzose, der Verfasser der „Kerutza“ **), Stanislaus Bellanger, entwirft ein interessantes Gemälde des Fürsten Alexanders, welchen er in Bucharest sah, ehe er durch die Intriguen der Russen und der dem Fortschritt feindseligen Bojaren gestürzt wurde.

„Der gegenwärtig regierende Hospodar ist ein achtungswerther Mann, ein weiser, unterrichteter, kluger Fürst, er liebt und begünstigt die Kunst, er erneuert den Gewerbfleiß und zählt mehr Anhänger als Feinde. Von hohem und schönem

---

*) Ubicini a. a. O. Wir müssen ein für alle Mal bemerken, daß Ubicini, welcher im Jahr 1848 Sekretär der republikanischen Regierung war, in keiner Weise geneigt ist, den Fürsten zu schmeicheln.

**) Ubicini a. a. O. Cap. 12. Règne d'Alexandre Ghika.

Wuchse, ist sein Gang edel und Ehrfurcht gebietend, in seinem braunen Gesicht spricht sich ein kräftiger Charakter aus. Er besitzt mannigfaltige Kenntnisse, er spricht das Französische, wie wenn er in Frankreich geboren wäre, er kennt das Theater, die Literatur, die ausgezeichnetsten parlamentarischen Redner Frankreichs*)."

Saint-Marc-Girardin bemerkte voriges Jahr im Journal des Debats, daß selbst die Schriftsteller mit der entschiedensten demokratischen Gesinnung, wie Elias Regnault, genöthigt gewesen seien, den zwei letzten Fürsten Ghika Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Daher hat die Revue des Deux Mondes die öffentliche Meinung ausgesprochen, als sie sich über den gegenwärtigen Kaimakan der Walachei auf folgende Weise äußerte:

„Ein einziges Mal seit 1834 haben die Fürstenthümer einen Hospodar gehabt, welcher die ottomanische Pforte auf eine solche Weise vertreten hat, wie die abendländischen Mächte es nur wünschen konnten, und er wurde nach schwachem Widerstande vom Divan aufgeopfert: es war der Fürst Alexander Ghika, der Bruder des erlauchten Hospodars Gregor Ghika, dessen Verwaltung in der Walachei so tiefe Erinnerungen zurückgelassen hat. Da er einmal zum Hospodar der Walachei ernannt war, wollte Alexander Ghika die Gewalt, die ihm übertragen worden war, in ihrem vollsten Umfang ausüben. Er widerstand den Anmaßungen der russischen Agenten und bewies sich vor allem als einen volksthümlichen und vaterländisch gesinnten Fürsten. Alexander hatte nur eine Leidenschaft, die zwar edel war, aber seiner politischen Stellung verderblich wurde. Die Leidenschaft für sein Vaterland und für die Rechte der Würde, mit der er bekleidet war; er verharrte in einer Bahn, welche ihm ewig zur Ehre gereichen wird, aber die seinen Sturz herbeiführte. Weder

*) La Kéroutza, Voyage en Moldo Valachie — Les Hospodars.

die Freundschaft, welche ihn mit einigen hochgestellten und achtungswerthen Personen in Rußland verband, noch die Rathschläge des russischen Kommissärs Du Hamel, welche von einer aufrichtigen Theilnahme eingegeben waren, konnten ihn vermögen, seine Rechte aufzugeben und eine Gewalt vorzuziehen, von der ihm nur der Schein gelassen wurde, was ihm reiche Entschädigungen hätte verschaffen können. Er wollte ebensowenig den Ermahnungen mehrerer gewichtiger Personen Gehör geben, welche ihn aufforderten, sein persönliches Glück nicht den Bestrebungen der Fürsten und des Vaterlandsfreundes aufzuopfern. Alexander Ghika fiel, aber es begleitete ihn das Bedauern seiner Mitbürger und die Achtung selbst derjenigen, welche ihn gestürzt hatten. Man begreift jetzt, von welcher Bedeutung es ist, daß er die Gewalt wieder übernimmt*)."

Die Prinzessin Helena Ghika ist die Tochter des Groß-Vornils (Minister des Innern) der Walachei; ihr Vater, Michael Ghika, ist der jüngere Bruder Gregors und der ältere Bruder Alexanders.

Doch bevor wir von ihrem Leben und ihren Schriften sprechen, müssen wir einige Worte über ihre Ahnen sagen, welche in der Walachei geherrscht haben. Mehr als einmal wurde ein Fürst auf den moldauischen Thron berufen, nachdem er vorher in der Walachei regiert hatte, und umgekehrt. So erscheinen die nämlichen Namen in den Geschichten der beiden Länder.

In den Verzeichnissen der moldauischen „Domni" (Fürsten) finden wir Georg Ghika **I.** (1658—1660), Gregor Ghika **II.** (1727 — 1732, 1735 — 1741 und 1747 — 1748) Matthias Ghika **III.** (1753—1756), Skarlate Ghika **IV.** (1757—1758), Gregor Ghika **V.** (1764—1766 und 1772—1777), Alexander Gregor Ghika **VI.** (1849—1856). Ohne uns über die

*) Les Principautés avant et après la guerre, par Eugène Poujade in der Revue des Deux-Mondes du 1. Sept. 1856.

Begebenheiten ihrer Regierungen zu verbreiten, wollen wir nur von dem Tode Gregors Ghika V. und von der Regierung der letzten Domni der Moldau reden.

Gregor Ghika V. ist der nämliche, der, wie wir gesehen haben, unter dem Namen Gregors III. Ghika in der Walachei regiert hat. Dieser Fürst ist einer der Helden Rumaniens, und Elias Regnault trägt kein Bedenken ihn den Märtyrer der Nationalunabhängigkeit zu nennen. Um seinen tragischen Tod zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Oestreich zu allen Zeiten ein heftiger Feind Rumaniens gewesen ist, welchem es Siebenbürgen, die Bukowina u. s. w. entrissen hat. Als die Pforte, welche die Rumanen so oft verrathen hat, die Bukowina an Oestreich überließ, weigerte sich der Fürst, an dieser Niederträchtigkeit Theil zu nehmen.

„Er stößt Drohungen und Verwünschungen aus, und indem er dem Sultan das Recht abstreitet, über die rumänischen Länder zu verfügen, weigert er sich, dem Vertrag, der sein Vaterland einer schönen Provinz berauben soll, seine Unterschrift beizufügen. Man berichtet auch, daß er, um den Räubern eine Lehre zu geben, den Haushofmeister des östreichischen Agenten bestach, ihm die Pferde und Wagen seines Herrn zu verkaufen. Der Agent, der nun gezwungen war, zu Fuß zu gehen, verstand diese Lehre. „Sie haben Recht," sagte er zu Gregor, „aber nehmen Sie sich in Acht." Die Drohung blieb nicht ohne Erfolg. Kurze Zeit nachher wird ein Kapidschi-Baschi mit geheimen Befehlen nach Jassy gesendet. Er überrascht den Fürsten, erdolcht ihn, läßt seinen Kopf einbalsamiren und schickt ihn nach Konstantinopel. Er wurde auf den Mauern des Serails aufgesteckt. Indem die Türkei den Fürsten Gregor den Oestreichern opferte, rief sie den Verrath hervor und verkündigte ihren eignen Verfall" *).

Alexander Gregor VI., ein Andergeschwisterkind der Fürstin

*) Dies geschah im Jahr 1777. S. Regnault a. a. O.

Dora d'Istria, hat in unsern Tagen den heldenmüthigen Kampf gegen die Treulosigkeit und die Gewaltthätigkeit Oestreichs wieder begonnen, Ihrer blödsinnigen Politik getreu, hat ihn die Pforte geopfert. Aber als er den Thron bestieg, hat er das Mönchsthum angegriffen, die Leibeigenen freigelassen, und die Preßfreiheit begründet. Diese für das Leben der orientalischen Völker so bedeutsamen Thatsachen sind zu allgemein bekannt, als daß es nöthig wäre, sie ausführlicher zu berichten.

Wenn wir von den Ahnen der Fürstin Dora d'Istria mit einiger Ausführung gesprochen haben, so wird diese Abschweifung denen nicht nutzlos erscheinen, welche sich mit ihrem Leben und ihren Schriften näher bekannt machen wollen. In der That ist die Verfasserin der „deutschen Schweiz" nicht eine vereinzelte Erscheinung. In ihr leben alle Ueberlieferungen, alle Abneigungen, alle Bestrebungen ihrer Familie, die Vaterlandsliebe, der Haß des geistlichen Despotismus, die Liebe der Wissenschaften, und der Sinn für die freie Prüfung, welchem die Reformatoren des 16. Jahrhunderts bei den vorgerücktesten Völkern des Abendlands den Sieg verschafft haben. Alle diese Richtungen finden sich in demselben Grade bei einem ihrer Vetter, dem Fürsten Johann Ghika, einem ausgezeichneten Schriftsteller und glühenden Patrioten, welcher, nachdem er einer der Führer der wissenschaftlichen Wiedergeburt Rumaniens*) und der liberalen Bewegung**) gewesen, bis jetzt die Insel Samos als Fürst regiert und sich die Achtung und die Liebe jener unruhigen Insulaner zu erwerben gewußt hat.

Wir haben in der Geschichte des Geschlechtes der Ghika den Ursprung der Meinungen und der Neigungen gesehen, welche die Verfasserin der Helden Rumaniens beseelen; wir wollen jetzt eine Skizze ihres Lebens entwerfen und hierauf eine Uebersicht ihrer verschiedenen Arbeiten mittheilen.

---

*) S. Ballades de la Roumanie, Introduction.

**) Es war einer der Verbannten vom Jahr 1848.

Die Prinzessin Helena Ghika wurde am 22. Januar 1829 geboren. Sie wurde von dem Metropoliten der Walachei Gregor getauft; ihr Pathe war ihr Oheim der Fürst Gregor Ghika, die Taufhandlung fand in Cortea Veque statt, wo sich einer der Helden Rumaniens, Mircea der Alte, einen Palast gebaut hatte. In der Nähe dieses Ortes, an den Ufern der Dimbovitza verlebte sie die ersten Jahre ihres Lebens. Als sie sieben Jahre alt war, erhielt sie den ersten Unterricht; ihr Lehrer war einer der gelehrtesten Männer Griechenlands, G. G. Pappadopulos, welcher jetzt in Athen eine bedeutende Stellung bei dem höhern Unterricht einnimmt, und der sich durch mehrere Schriften über Aesthetik und Archäologie bekannt gemacht hat. Kein Lehrer war geeigneter, junge Talente mit Sicherheit zu entfalten. Für die bewunderungswürdige Literatur der Griechen, jene Quelle aller wahren geistigen Bildung, leidenschaftlich eingenommen, wußte der treffliche Pappadopulos seinen Zöglingen (der Prinzessin und ihrem Bruder) seine lebhafte Begeisterung für Meisterwerke einzuflößen, welche immer die beste Schule des menschlichen Geistes sein werden. Schon damals erhielt die Prinzessin Unterricht im Alt- und Neugriechischen, im Lateinischen, so wie im Französischen. Später fügte sie das Studium der deutschen Sprache, des Englischen und Italienischen hinzu. Diese strenge Erziehung gab ihr eine so entschiedene Neigung für die literarische Beschäftigung, daß sie schon in ihrem neunten Jahre auf den Einfall gerieth, ein Theaterstück zu schreiben. Wie bei den alten Hellenen schlossen sich körperliche Uebungen an die des Geistes an, die Prinzessin Helena that es ihren Brüdern selbst im Schwimmen zuvor. Auch hatte sie später das Glück, in einer dunklen Nacht die Hofmeisterin ihrer Schwester, die in der Nähe von Moskau in einen Teich gestürzt war, einem gewissen Tode zu entreißen. Der Fürst Alexander, der damals auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stand, ermunterte die Unerschrockenheit seiner Nichte, und man sah ihn eines Tages mit seinem ganzen Hof dem muthigen Entschluß, mit

welchem sie einen beträchtlichen Raum durchschwamm, lauten Beifall zujauchzen.

Der Fürst Michael verließ Bucharest im Jahr 1840, ein Jahr vor der Revolution, welche seinen Bruder vom walachischen Throne stürzte. Der Fürst, der selbst sehr unterrichtet war, wollte seinen Kindern alle die Vortheile zukommen lassen, welche die Unterichtsanstalten in Deutschland gewähren. Sachsen schien ihm für die Ausführung seiner Pläne vorzüglich geeignet, er ließ sich daher mit seiner Familie in Dresden nieder. Man kann daher sagen, daß der Geist des jungen Mädchens sich unter dem doppelten Einflusse Griechenlands und Deutschlands entwickelt hat. Der Dresdner Hof, an welchem sie zuerst in die große Welt eingeführt wurde, war ernstern Beschäftigungen günstig. Der Prinz Johann, der seitdem den Thron von Sachsen bestiegen hat, beschäftigte sich schon damals mit jenen Arbeiten, die ihm einen bedeutenden Rang unter denjenigen Gelehrten gesichert haben, welche sich mit Dante beschäftigen. Die Prinzessin Amalie war ebenfalls literarisch thätig. Die Achtung, welche Jedermann im protestantischen Deutschland vor jedem umfassenden Wissen hat, war vollkommen geeignet, der Leidenschaft der Prinzessin für die Beschäftigung mit den Wissenschaften einen neuen Schwung zu geben. Daher begann sie auch, die deutsche Sprache und Literatur mit der größten Thätigkeit zu studiren; sie übersetzte sogar die Iliade in's Deutsche, um vollständig in den Geist einer Sprache zu dringen, welche den Völkern lateinischen Ursprungs bedeutende Schwierigkeiten darbietet*).

Die junge Rumänin vernachlässigte über den Wissenschaften die Musik und die Malerei keineswegs. Bis zu ihrer letzten Reise in den Westen hat sie sich mit einer besondern Vorliebe

*) Wie umfassend ihre Kenntniß der deutschen Literatur ist, wird man schon aus den von ihr selbst ausgewählten Mottos zu den einzelnen Kapiteln des vorliegenden Buches entnehmen.

mit der Malerei beschäftigt. Sie hat sogar Gemälde zur Petersburger Kunstausstellung geschickt und im Jahr 1854 eine silberne Medaille erhalten. Die Gemälde, die ihr diese Auszeichnung verschafften, waren eine deutsche Landschaft und die geistreiche Composition, in welche sie das bekannte Lied: „Ein Fichtenbaum steht einsam" von Heinrich Heine zur plastischen Anschauung brachte*).

Als die Familie Ghika Dresden verließ, brachte sie einen Winter in Wien zu, wo das junge Mädchen Gelegenheit er-

*) Das Ganze besteht aus zwei Gemälden. Auf dem ersten sieht man zur Rechten einen mit Reif bedeckten Felsen, auf welchem eine einsame Fichte ihre Aeste ausbreitet. Ihre herabhängenden mit Eiszapfen besetzten Zweige sind mit hohem Schnee bedeckt.

— — come la neve dei Alpi. (Dante.) Der Himmel ist kalt und düster. Nur im fernen Horizont hinter den traurigen Hügeln scheint ein Unglück verkündender rother Streifen, dergleichen man in den nördlichsten Regionen Europa's sieht, einen noch traurigern Tag anzukünden. Zur Linken erhebt sich eine Fichtengruppe, welche sich im Nebel verliert, in der Nähe eines gefrornen Baches, der von kahlen Felsenmassen begränzt wird, und vermehrt noch den peinlichen Eindruck, welchen die Künstlerin hervorbringen wollte.

Auf dem zweiten Gemälde bemerkt man zur Linken einen von der Hitze eines brennenden Himmels gebräunten Sandfelsen. Die glühende und klare Luft eines südlichen Klima's erfüllt das ganze Gemälde; auf diesem Felsen überläßt eine Palme ihr zierliches Laubwerk dem Hauche des Sunn. Hinter diesem leuchtenden Grün sendet jene siegreiche Sonne, welche kein Morgenroth hat, bei ihrem Aufgang jene unwiderstehlichen Strahlen in die Luft, welche die Mythologie der Vedas unter die Götter versetzt hat. Keine Wolke erscheint unter diesem schönen Himmel. In der Ferne scheint das Meer, blauer noch als das Azur des Himmels, ein eben so sanftes Murmeln hören zu lassen, als jenes Jonische Meer, dessen sanftes Wogen in den Homerischen Versen so schön nachgezeichnet wird. An dem Ufer erhebt sich eine weiße Moskee, wie ein Denkmal Allah's in der Wüste. Zwei neben ihren Führern auf dem schon brennenden Sand liegende Kameele erinnern daran, daß Asien die Heimat der Patriarchen und der ewigen Wanderungen ist.

hielt, die Pracht am Hofe der östreichischen Kaiser mit dem verhältnißmäßig bescheidenen Leben und den Gewohnheiten der Monarchen des nördlichen Deutschlands zu vergleichen. Der so scharfe Gegensatz zwischen dem südlichen und nördlichen Deutschland mußte auf sie einen lebendigen Eindruck machen, und man findet an einigen Stellen ihrer Werke die Spuren der Betrachtungen, welche dieser Gegensatz in ihr hervorrief.

In Venedig erhielt sie Gelegenheit, weit großartigere Erscheinungen zu sehen. Italien knirschte unter dem Joch, welches es erdrückte. Die junge Rumänin konnte nicht vergessen, daß ihre Nation aus dem schönen Lande stammte, welches sie gefesselt erblickte, und daß Oestreich, nicht bloß die Lombardei und Venedig, sondern auch Siebenbürgen und die Bukowina an sich gerissen hatte; die Sache Italiens und Rumaniens erschienen ihr schon damals eng verbunden. Was sie übrigens für Italien leidenschaftlich entflammte, war weniger eine Frage der Nationalität, als des Rechts. Vielleicht hat kein Schriftsteller lateinischen Namens von den Deutschen, den Scandinaviern, den Engländern mit mehr Wohlwollen gesprochen; aber, so wie sie es für unrecht erachten würde, wenn die Franzosen Anspruch darauf machen wollten, in Berlin oder in Stuttgart zu herrschen, eben so wenig kann sie es für gerecht halten, wenn ein slavisch-germanischer Staat, wie Oestreich, in Bucharest, in Jassy, in Venedig, oder in Mailand herrschen will. Dieses Billigkeitsgefühl, welches jeder wahrhaft christlichen Seele die Achtung vor den Nationalitäten einflößt, erfüllte schon damals die Prinzessin Ghika; daher begrüßte sie die junge venetianische Republik, welche in den Freunden der Freiheit so große Hoffnungen erweckte, mit der höchsten Begeisterung. Und in der That, es gelang den Venetianern, allerlei Vorwürfe zu vermeiden, welche die Revolutionen der lateinischen Völker nur zu oft verdienen. Sie wußten die Ordnung mit der muthvollen Kraft der Vertheidigung zu verbinden, und ihr Haupt, der berühmte Manin, zeigte sich der alten Venetianer würdig.

Im Jahr 1849 kehrte die Familie Ghika nach der Walachei zurück; am 5. Februar vermählte sich die Prinzessin mit einem russischen Fürsten aus einem der ältesten Geschlechter des Reichs, welches von dem heiligen Wladimir abstammt, dem Rußland seine Bekehrung zum Christenthum und seinen Eintritt in die orthodoxe Kirche verdankt*). In der Walachei sind die Verwandtschaftsbande sehr zahlreich und da die Heirathen zwischen Verwandten durch Religion untersagt sind, so erklärt es sich leicht, warum die Walachen häufig Fremde heirathen, wenn sie zur griechischen Kirche gehören**).

---

*) Es ist nicht allgemein bekannt, daß von dem berühmten Stamm der skandinavischen Germanen, welcher vielen Reichen Europa's, (wie England, den beiden Sicilien, Schweden, Dänemark, Norwegen und der Normandie) Herrscher gegeben hat, ebenso auch die Gründer der politischen Größe Rußlands stammen. Die Waräger (von Warg, Verbannter), ein aus Norwegen stammendes Volk, ward von den Nowogorodern nach Slavonien gerufen, um die Nordgränze gegen die Einfälle der Finnen zu vertheidigen. Kurze Zeit darauf bemächtigte sich Rurik, einer ihrer Häuptlinge, der Stadt Nowogorod und nahm den Titel Großfürst an (862). Ruriks Nachkommenschaft verbreitete sich schnell über das südliche Rußland, bedrohte Constantinopel und erreichte unter Wladimir dem Großen (988) einen hohen Grad von Blüthe.

In diesen Zeiten konnte sich Rußland mit Recht „Kaiserthum aller Reussen" nennen; denn in der That ausser dem Großfürsten, der in Kiew residirte, besaßen mehrere Fürsten aus dem normanischen Stamme Ruriks lange Zeit mehrere zum Theil ausgedehnte Staaten. Unter dem russischen Adel finden sich jetzt nur noch wenige Abkömmlinge dieser Fürsten. Die kaiserliche Familie selbst ist ein deutsches Geschlecht von neuerem Ursprunge; daher ist es auch zu erklären, warum der Kaiser Nikolaus gegen die letzten Ueberbleibsel der alten skandinavischen Dynastie stets große Abneigung gezeigt hat.

**) Es ist sogar die Ehe zwischen Kindern und Geschwisterkindern unbedingt verboten; die Ehe mit entfernteren Verwandten ist zwar untersagt: doch kann die Kirche Dispens ertheilen.

Aber der Patriotismus der Prinzessin Ghika war zu aufrichtig und selbst zu leidenschaftlich, als daß ihre Uebersiedlung nach Rußland die Lebendigkeit ihrer Ansichten hätte schwächen können. Ihr Vaterland war der Gegenstand ihres steten Nachdenkens, ihrer innigsten Liebe. Da ihr die Vorsehung keine Kinder gewährte, schien sie ihr zu erlauben, ihrem Vaterlande ihre ganze Kraft zu widmen. Wenn man sich erinnert, welcher Gewaltthätigkeit diese unglückliche Gegend seit 1848 ausgesetzt worden ist, erräth man leicht, welche Pein ihre patriotische Seele erdulden mußte. Gerade in der Zeit, als Rumanien endlich wieder aufzuleben schien, reiste die Fürstin in die Schweiz, wo sie den Mönch bestieg, was sie später in der „deutschen Schweiz“ erzählt hat*).

II.

Bald darauf reiste die Fürstin nach Ostende, um die Seebäder zu gebrauchen. Der mehrjährige Aufenthalt unter dem schrecklichen Petersburger Himmel hatte ihre Gesundheit geschwächt. Man weiß, wie gefährlich ein strenges Klima für Südländer ist; die geschicktesten Aerzte hatten erklärt, daß sie nicht mehr für die Gesundheit, ja nicht einmal für das Leben der Fürstin stehen würden, wenn sie sich nicht zu einem langen Aufenthalte im Westen entschlöße. Als sie daher Belgien verließ, reiste

*) Die meisten Zeitungen haben genaue Berichte über dieses Unternehmen mitgetheilt, namentlich das Journal des Debats, die Pariser Illustration und die „Illustrirte Zeitung“. Die Holzschnitte der Pariser Illustration sind am genauesten. Nach denen der Illustrirten Zeitung müßte man voraussetzen, daß die Fürstin ihre Besteigung von der Wengern-Alp aus begonnen hat, während sie vom Grindelwald aus gegangen ist. Andere Blätter sind in ihren Berichten ungenau gewesen, die sie auf phantastische Weise ausgeschmückt haben.

sie in die italienische Schweiz. Bevor sie jedoch aus Ostende abreiste, ließ sie die interessante Schrift: „das Mönchsleben in der orientalischen Kirche" drucken*).

Das „Mönchsleben", welches sie schon in Rußland geschrieben hatte, ist eine zwar rasche, aber wahre Darstellung der orientalischen Klöster. Die Fürstin begnügte sich jedoch nicht, die Klöster ihrer Kirche zu schildern, sie untersuchte die Grundlage ihres Ursprungs, und beurtheilte sie mit unparteiischer Strenge. Nach ihrer Ansicht läßt sich diese Grundlage weder mit der Lehre des Evangeliums noch mit den rechtmäßigen Bestrebungen der Völker nach der Gerechtigkeit und Freiheit versöhnen. Man ist nur mit Hülfe gezwungener Auslegungen des neutestamentlichen Textes dazu gelangt, das Mönchswesen als eine christliche Einrichtung darzustellen, während sein wahrer Ursprung in dem Brahmanismus und vorzüglich in dem Buddhaismus zu suchen ist. Eugen Burnouf hat in seiner bewunderungswürdigen Einleitung in die Geschichte des indischen Buddhaismus auf das Ueberzeugendste nachgewiesen, daß Sakiamuni, gewöhnlich Buddha genannt, viele Jahrhunderte vor Antonius und Pachomus den Hindu-Klöstern eine mächtige Einrichtung gegeben hatte, indem er ihnen Grundlagen gab, die denen durchaus ähnlich sind, welche sich später bei den christlichen Klöstern im Morgen- wie im Abendlande vorfinden.

Das „Mönchsleben", das im Jahre 1855 erschien, war durchaus zeitgemäß, denn das Mönchsthum erhebt überall das Haupt wieder. In Frankreich sind die Jesuiten allmächtig und bedecken mit ihren Häusern den Boden, der einen Voltaire, Mirabeau und Paul Ludwig Courier hervorgebracht hat. Die Dominikaner, die Kapuziner, die Brüder des Oratoriums u. s. w. bauen ihre zerfallenen Klöster wieder auf. Dank der Erzher-

*) La vie monastique dans l'église orientale. Paris et Genève, J. Cherbuliez, 1855, Bruxelles, imprimerie de Mahieu.

zogin Sophia ist das „apostolische Reich" zum Schwert der Gesellschaft Jesu geworden. In Spanien ist die Schwester Patrocinio in Folge ihrer Wunder und ihrer Intriguen die wirkliche Königin dieses schönen und unglücklichen Landes. Im mittlern und südlichen Italien, in den spanisch amerikanischen Republiken sind die Mönchsorden das lebende Gesetz. Sie fahren fort, die Schweiz mit ihren Intriguen zu beunruhigen, und die letzten Wahlen von Freiburg zeigen hinlänglich, daß die Jesuiten in dem Gebiete der Eidgenossenschaft zahlreiche, thätige und gut bezahlte Agenten unterhalten.

Bei solchen Umständen muß man sich nicht wundern, daß das Mönchsleben gut aufgenommen wurde, sogar von der konservativen Presse.

Die »Bibliothèque universelle« von Genf, welche nicht verdächtig ist, die »Indépendence belge«, die »Revue des Deux Mondes«, diese bedeutendste Zeitschrift, welche nicht weniger als hunderttausend Leser hat, die „Allgemeine Zeitung", haben von dem Werk mit Anerkennung gesprochen*). Die „Allgemeine Zeitung" bemerkte sogar mit einem unverkenn-

*) „Dieses Buch ist in mehreren Beziehungen bemerkenswerth. Man fühlt eine aufrichtige Bewunderung, wenn man eine Frau aus den höchsten Ständen sieht, welche zugleich den Homer, Corneille, Göthe, Dante, Shakespeare versteht. Die biblische Gelehrsamkeit der Verfasserin wäre allein hinreichend, um die Aufmerksamkeit auf ihr Werk zu lenken." (Bibliothèque universelle de Genève. Nov. 1855.) „Dieses Buch ist eine edle, originelle, oft beredte Beurtheilung der Anmaßungen der Mönche und ihrer Geschichte." („Indépendance belge" vom 6. Nov. 1855.)

„Diesem Gemälde des Mönchslebens gebührt eine Stelle unter den Schriften über das orientalische Leben, da es sich eben so sehr durch die zeitgemäßen Untersuchungen, als durch die Bedeutsamkeit der behandelten Fragen empfiehlt." („Revue des Deux Mondes" vom Januar 1856.)

baren Wohlwollen, daß die bedeutendsten Zeitungen sich mit dem „Mönchsleben" beschäftigt hätten, und erklärte, daß es die lebhafte Theilnahme verdiene, die es erregt habe.

Kaum war dieses Werk erschienen, als die Fürstin nach Lugano (im Kanton Tessin) reiste, einer kleinen alterthümlichen Stadt, welche an den reizenden Ufern des nach ihr benannten Sees liegt. Sie stieg in dem prächtig gelegenen Gasthofe zum Park ab, welcher von Deutschen gehalten wird. Der Aufenthalt der Fürstin konnte von den Parteien des Landes nicht mit Gleichgültigkeit gesehen werden, welche in den drei dort erscheinenden Zeitungen genau repräsentirt sind: die »Democrazia« von Bellinzona ist das Organ der Liberalen, die »Gazetta Ticinese«, von Lugano das der friedlichen Konservativen, und der ebenfalls in Lugano erscheinende »Credente cattolico« repräsentirt jene fanatische Ultramontanenparthei, welche die Einheit der Schweiz oft in Gefahr gebracht hat und noch bringen wird. Die Democrazia sprach mit Begeisterung von den Arbeiten der Fürstin und die »Gazetta Ticinese« mit einem unverkennbaren Wohlwollen, welches nur durch die Forderung ihrer eigenthümlichen Stellung einigermaßen zurückgehalten wurde. Was dagegen den »Credente« betrifft, so veröffentlichte derselbe, nachdem er einige Monate lang das größte Stillschweigen beobachtet hatte, einen kleinen Artikel, welcher auch besonders abgedruckt und am Morgen des zu Ehren der „Madonna zu den Hühnern" gefeierten Festen ausgetheilt wurde.

Man weiß, daß der religiöse und politische Haß in diesem südlichen Kanton oft mit Heftigkeit ausbricht, der Mord Degiorgi's, der im Jahr 1854 zu Locarno von den Ultramontanen getödtet wurde, reicht hin, es zu beweisen. Während das Schreiben der Tessinischen Ultramontanen „dem literarischen Talent" der Gräfin Dora d'Istria Anerkennung zu Theil werden ließ, warf es ihr zugleich vor, eine Feindin der Madonna zu sein. Es war den italienischeu Zeitungen verschie-

bener Farben, den liberalen Blättern des Tessin's, nicht schwer, zu zeigen, wie unziemlich und ungesetzlich ein solches Schreiben sei; auch wurde es von allen Konservativen getadelt, welche die geringsten Kenntnisse der Gesetze hatten, von denen jede Besprechung in den civilisirten Ländern geleitet wird, wo es niemals erlaubt gewesen ist, Flugschriften im Geheimen zu verbreiten, welche geeignet sind, den Fanatismus der Menge aufzuregen. Dieß ist die genaue Schilderung einer Polemik, welche viele Tagesblätter von der „Allgemeinen Zeitung" bis zur „Genfer Revue" beschäftigt hat, und deren Bedeutung man weder zu gering noch zu hoch anschlagen darf. Die Gräfin Dora d'Istria nahm keinen Antheil daran, fest überzeugt, daß wenn sie sich gegen den heidnischen Aberglauben erhob, welcher das Christenthum entehrt, sie von einem unveräußerlichen Recht Gebrauch gemacht hatte. Erst als sie einige Zeit nachher den Tessin verließ, veröffentlichte sie einen Brief, in welchem sie bezeugte, daß das tessinische Volk ihr troß einiger von den niedrigsten Menschen ausgegangenen Aufreizungen stets das größte Wohlwollen und die aufrichtigste Herzlichkeit bewiesen habe. In der That erhielt sie, als sie Lugano verließ, so viele rührende Beweise der Theilnahme des Volkes, daß ihre Abreise das Ansehen einer Feierlichkeit hatte.

Es ist durch die Zeitungen bekannt gemacht worden, wodurch die Fürstin diese allgemeine Liebe gewonnen hatte; wir theilen, um ihren Charakter auch von dieser Seite darzustellen, folgende Stellen mit:

„Die Allgemeine Zeitung Nr. 353 von dem vorigen Jahre hatte zwar den Aufenthalt der Fürstin K*** M*** für diesen Winter in dem neu errichteten und von einem deutschen Wirth betriebenen Hotel du Parc in Lugano bereits erwähnt und deren Wohlthätigkeitssinn gebührend hervorgehoben; allein damals war ihr literarisches Werk noch nicht bekannt. Seither haben mehrere große Journale Artikel über dieses interessante Buch geschrieben.

Die Fürstin hat nämlich letzten Sommer die Schweiz bereist, Gletscher, Alpen und Thäler durchstreift, und für den Winter im Hotel du Parc in Lugano ihr Asyl genommen, wo sich mitten in den Stürmen der Zeit ihre schöne Seele im philantropischen Paradies des Friedens ergehen läßt.

(Allg. Zeit. v. 28. Februar 1856.)

Unter den ausgezeichneten Fremden befindet sich gegenwärtig auch die russische Fürstin K*** M*** hier, die im Lauf des letzten Sommers durch eine mißlungene Besteigung der Jungfrau und eine nachher geglückte des Mönchs von sich reden machte, und durch leutseliges Betragen und ihre Wohlthätigkeit unter der Bevölkerung des Berner-Oberlandes ein gutes Andenken hinterlassen hat. Diese schönen Charaktereigenschaften entfaltet die Fürstin auch bei ihren täglichen Spazierfahrten auf dem Luganer See und an dessen reizenden Ufern.

(Der Bund v. 14. Sept. 1855.)

Die Genueser-Zeitung „L'Italia" vom 2. Mai 1856 sagte, nachdem sie von der oben erwähnten Flugschrift gesprochen hat: „Diese wohlthätige Dame hat auf dieses schlechte Verfahren mit einem würdevollen Stillschweigen, so wie dadurch geantwortet, daß sie dem Lyceum eine Weltkarte und ein Relief der Schweiz, der öffentlichen Bibliothek mehrere wichtige Werke zum Geschenk gemacht hat. Sie lebt in dem Hotel zum Park in völliger Zurückgezogenheit, mit dem bewunderungswürdigsten Fleiß den Studien und der Abfassung ihrer Werke hingegeben. Sie versteht mehrere Sprachen und drückt sich überraschend gut in ihnen aus; sie ist sogar mit dem Altgriechischen vertraut, und überhaupt ist ihre Gelehrsamkeit von seltenem Umfang. Noch jung und in der schönsten Blüthe der Jahre, ist ihre Kleidung einfach, ihre Tugend ohne Makel, sie ist schön und streng wie eine römische Matrone. Bei ihrem Reichthum bescheiden, hat das Glück weder ihre edlen Meinungen geschwächt, noch ihr treffliches Herz verändert. Sie hängt mit

aller Liebe an der Sache der Völker, und sie liebt Italien als ächte Rumanin, mit wahrhaft kindlicher Liebe."

Wir lesen ferner in der Tessiner Democrazia vom 17. August 1856 Folgendes: „Da die Frau Gräfin Dora d'Istria allen Unterrichtsanstalten in Lugano und in der Umgegend ein Andenken an ihren Aufenthalt an den Ufern unseres schönen Sees hinterlassen wollte, hat sie allen Zöglingen der Handelsschule in Agno ein interessantes geschichtliches Werk zum Geschenk gemacht. Sie hat den Unterrichtsstunden in dieser Anstalt mehrmals beigewohnt, und ermunterte die Zöglinge mit der aufrichtigen Theilnahme, welche sie immer für die geistigen Fortschritte unsers Kantons an den Tag gelegt hat. Die Zöglinge werden das Wohlwollen und die reichen Kenntnisse der edlen und gelehrten Tochter des rumanischen Hospodars stets im Andenken behalten."

In der Luganer Zeitung „Il Popolo" vom 1. August 1856 heißt es: „Wir hatten die Absicht auf den Artikel des „Credente" zu antworten; aber man kann jetzt die siegreiche Antwort der Democrazia Nr. 84, 87 und 88 lesen. Niemand in Lugano theilt die Ansichten des Credente, aber Alle haben über seinen lächerlichen Angriff gelacht. Die ganze Bevölkerung bewundert mit dem civilisirten Europa die Werke der Walachischen Fürstin, und wird stets mit Dankbarkeit daran denken, daß sie durch ihre herrlichen Werke die Liebe für unsere freie Verfassung, unsere lieblichen Ufer, unsere schönen Hügel, unsere Landschaften verbreitet hat. Lugano wird sich stets an die materiellen und geistigen Wohlthaten erinnern, welche es ihrem Aufenthalt verdankt, unsere Stadt wird ihre Wohlthaten, ihre Gaben an die Armen, ihre seltene Herzlichkeit, ihre Geschenke an das Lyceum und an die Kantonsbibliothek nie vergessen."

Daß übrigens die Wohlthätigkeit ein Bedürfniß ihrer Seele ist, entnehmen wir schon daraus, daß sie in St. Petersburg, wie man sich aus den russischen Staatskalendern überzeugen kann, an der Spitze vieler Wohlthätigkeitsanstalten stand, von denen sie erst in Ostende ihre Entlassung eingegeben hat.

IV.

Die Gräfin Dora d'Istria hatte neun Monate in der italienischen Schweiz zugebracht, damit beschäftigt, ein besonderes Werk über dieses schöne Land vorzubereiten, von dem schon einige Bruchstücke in den italienischen und tessinischen Zeitungen erschienen waren. Damals (1855—1856) hatte sie angefangen, mit einer Thätigkeit, die sich stets gleich geblieben ist, in die italienischen Zeitungen zu schreiben. Zwischen den Rumanen und Italienern bestehen so alte und so ehrwürdige Bande, daß man sich nicht wundern darf, wenn sich eine literarische und religiöse Verbindung je mehr und mehr festzusetzen strebt. Obgleich übrigens die Rumanen nicht wie die Italiener große Schriftsteller hervorgebracht haben, so haben sie dagegen den lateinischen Völkern ein denkwürdiges Beispiel gegeben, indem sie zu jeder Zeit das Joch des Papstthums mit Entschiedenheit zurückgewiesen haben. Sie sind lateinischen Stammes; durch ihre Unabhängigkeit in den kirchlichen Dingen reichen sie den Engländern, den Skandinaviern, den Norddeutschen die Hand. Aus diesem Grund hätten sie wohl eine Theilnahme verdient, welche ihnen die deutsche Presse, die freilich oft von Oestreich getäuscht wird, nicht immer in hinreichendem Maße bezeugt hat.

In den Artikeln, welche die Gräfin Dora d'Istria in der liberalen Turiner Zeitung »Il Diritto« bekannt gemacht hat, ist sie der rumanischen Ueberlieferung getreu geblieben, indem sie den Italienern bewiesen hat, daß der größte Theil ihrer Leiden von ihrer Unterwerfung unter eine despotische, kindische, und dem Fortschritt feindselige Gewalt herrühren, und sie hat eben dadurch ihre Vorfahren gerechtfertigt, welche einige dem Römischen Hof, dem Jesuitismus und den Oestreichern verkaufte Schriftsteller tägtäglich dem Abendlande verhaßt zu machen suchen, indem sie dieselben als Empörer und Schismatiker darstellen. Dies hat sie in einer Reihe von Artikeln unter

dem Titel, „Die Rumanen und das Papstthum“ entwickelt. Diese Artikel bilden ein vollständiges Werk, in welchem die Verfasserin, nicht zufrieden, die religiösen Freiheiten ihres geliebten Vaterlandes zu vertheidigen, den Feind auf seinem eigenen Boden angreift, und die päpstliche Herrschaft mit Strenge tadelt. Sie vergleicht den friedliebenden, bescheidenen und barmherzigen Sohn Gottes mit diesem vorgeblichen Statthalter Christi, der sich auf jeder Seite der Geschichte des Papstthums, als gewaltthätig, hochmüthig, unbarmherzig zeigt, und dessen hauptsächliche Sorge dahin geht, den Völkern, welche leichtgläubig genug sind, das ungereimte Dogma seiner Unfehlbarkeit anzunehmen, mit unchristlicher Heuchelei zu predigen, daß die Gewissens- und die bürgerliche Freiheit Erfindungen des Teufels seien. Wie, ruft die Gräfin Dora d'Istria den Italiern zu, ihr wollt frei werden, und euer Gewissen schmachtet in der Sklaverei, ihr wollt euch der alten Knechtschaft entreißen, und ihr betrachtet wie einen Göttersprudh das Rundschreiben »**Mirari**« Gregors **XVI.**, welches den entschiedensten Rückschritt heiligt und alle Eroberungen der neuen Welt verdammt? Seht rund um euch alle römischen Katholiken, Franzosen, Spanier, Oesterreicher, Alle haben vergebliche Anstrengungen gemacht, um sich zur Freiheit zu erheben. Nach einigen schmerzlichen Versuchen fallen sie alle wieder unter den Despotismus, den ihre Kirche heiligt, und deren Henker sie segnet.

Da sich der Fürst Albert von Broglie, der Enkel der berühmten Frau von Stael, ein französischer Schriftsteller piemontesischen Ursprungs, unter denen hervorgethan hatte, welche den Orientalen ihre religiöse Unabhängigkeit vorwarfen, so prüft die Gräfin Dora d'Istria, nachdem sie ihn mehrere Male in den obenerwähnten Artikeln bekämpft hatte, seine Geschichte der Kirche und des Reichs im 4. Jahrhundert. Es ist ihr nicht schwer nachzuweisen, daß es unmöglich ist, in der Geschichte des christlichen Alterthums die Bestätigung der Anmaßungen Roms zu finden. Alles beweist im Gegentheil, daß die auf Freiheit gegründete

und eingerichtete Urkirche zuerst unter Constantin unter das Joch des Cäsaro-Papismus gerathen, und daß das eigentliche Papstthum erst viel später aufgetreten ist. Man kann den Nachweis dieser Thatsachen in den Artikeln nachlesen, welche unter der Ueberschrift: „Die Kirche und das Papstthum im 4. Jahrhundert", in der oben genannten Turiner Zeitung, veröffentlicht wurden.

In einigen andern Artikeln: „Ein fremder Fürst in der Moldo-Walachei" und die „Oestreichisch-römische Propaganda," zeigt die Gräfin den Italienern und Rumanen, daß sie die nämlichen Feinde haben. Die Fremdherrschaft und den Verrath, die Fremdherrschaft, welche in dem mehr slavischen als germanischen Oesterreich personifizirt, und den Verrath, der durch dasselbe organisirt und besoldet ist. Aber es reicht nicht hin, die Uebel anzugeben, man muß auch die Mittel gegen dieselben bezeichnen. Wenn das Mittel in Betreff des religiösen Standpunktes in der Unabhängigkeit von den römischen Bischöfen besteht, so besteht es in Bezug auf den politischen Standpunkt in dem Bund der lateinischen Völker, deren Frankfurt in Rom sein müßte. Dieß sind die Ideen, welche in zwei Artikeln über „die Verbindung der lateinischen Völker" und in einem dritten „Rom" entwickelt sind.

Ein anderes Mittel der Auferstehung für die lateinischen Völker, welches von der Gräfin Dora d'Istria angegeben wird, ist die Wiederbelebung des kriegerischen Geistes. Zu diesem Zwecke erzählt sie ihnen jetzt „die Thaten der Helden Rumaniens." Diese Arbeit ist von einem gerechten patriotischen Stolz durchdrungen. Da die Verfasserin den Dichtern und den großen Künstlern Italiens nichts entgegensetzen kann, will sie wenigstens beweisen, daß zu einer Zeit, da die Italiener schon Sklaven waren, die Rumanen der Donau mit einem unermüdlichen Heldenmuth für die Erhaltung ihrer Freiheiten und der Volksunabhängigkeit kämpften. Die Geschichte der Rumanischen Länder ist so wenig bekannt, daß man wohl behaupten kann, es werde

diese Arbeit, wenn sie vollendet ist, eine Lücke in der abendländischen Literatur ausfüllen.

V.

Als die Gräfin Dora d'Istria Lugano verließ (im August 1856) korrigirte sie die letzten Bogen der „deutschen Schweiz". Wir wollen uns über dieses Werk nicht länger verbreiten, da wir es in einer deutschen Uebersetzung vorlegen. Die Widmung an die Rumanen zeigt, daß die Verfasserin dem vaterländischen Gedanken treu geblieben ist, der ihr ganzes Leben beherrscht. Die „Revue des Deux Mondes" (welche schon viermal von diesem Werke gesprochen hat) hat am besten begriffen, daß ihr eignes Vaterland sie zu dieser Schrift begeistert hat.*)

Seit dies Werk erschienen ist, haben Männer, welche sich durch ihre Feindseligkeit gegen das Christenthum bemerklich ge-

*) „Wenn die Frau Gräfin Dora d'Istria die deutsche Schweiz bereist, so ist es weniger um herrliche Aussichten, großartige Landschaften, erhabene und prächtige Anschauungen zu suchen, als um die Luft jener Berge und Seen einzuathmen, in welchen die religiöse und politische Unabhängigkeit entstand, um über die heldenmüthigen Kämpfe zu sinnen, deren Erinnerung diese Thäler und diese Schluchten belebt. Nicht die Schweiz sieht sie in der Schweiz, sondern ihr eigenes Vaterland, und wenn ihre Stimme die schweizerische Freiheit preist, so ruft ihr Herz nach der Freiheit der Rumanen. Die patriotische Begeisterung gibt ihrer Darstellung ein Leben, welches die Erzählung in eine Rede und die Beschreibung in ein Gedicht verwandelt." (Revue des Deux Mondes den 1. Sept. 1856.) Auch andere Organe der Presse haben ihre volle Anerkennung über das vorliegende Werk ausgesprochen. Wir heben unter Andern nur folgende heraus: „Die gelehrte rumanische Prinzessin", sagt die Turiner Zeitung Il Diritto vom 7. August 1856, zeichnet mit vollendetem Geschmack das vollständigste Gemälde der politischen Verfassung, der Sitten und der Geschichte des

macht hatten (z. B. Eugen Sue, der bis dahin der Apostel des Fourierimus war), mit einer Offenheit, welche ihnen Ehre macht, öffentlich erklärt, daß man seit Voltaire eine Bahn verfolgt habe, welche zum Abgrund führe, indem man versuchte, der bürgerlichen Gesellschaft eine rein rationalistische Grundlage zu geben. Sie haben unverholen ausgesprochen, daß es unbedingt nothwendig sei, die Freiheit der neuen Zeit mit dem religiösen Prinzip der Reformation zu vereinigen, und daß alle aufrichtigen Liberalen die Verpflichtung hätten, in Masse aus einer Kirche zu treten, welche alle Gewaltthaten der weltlichen Macht billigt, ja sogar dieselbe heiligt. In den bemerkenswerthen an den Brüsseler „National" gerichteten Briefen, welche einige Monate nach der „Deutschen Schweiz" erschienen sind, zeigt der berühmte Verfasser der „Pariser Geheimnisse" und des „Ewigen Juden", dem Vorgang der Gräfin Dora d'Istria

---

schweizerischen Volks. Von durchaus liberalen Anschauungen beseelt, hat sie sich vornehmlich bemüht, die Begebenheiten zu erzählen, welche die Umgestaltung der Verhältnisse in der Schweiz herbeigeführt haben, sowie auch die einflußreichsten Folgen derselben zum Verständniß zu bringen. Keines von den Elementen, welche das sittliche und politische Leben der Schweiz bilden, ist ihrer Aufmerksamkeit entgangen." Die Genfer Bibliothèque universelle sagt in dem Augustheft 1856: „Die deutsche Schweiz ist die Frucht gewissenhafter Forschungen, und ist überhaupt das erste Werk, welches eine Uebersicht von dem jetzigen Zustand der Eidgenossenschaft gibt, und sie muß schon durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts das größte Interesse erregen." — Nicht weniger günstig ist das Urtheil der Leipziger „Blätter für literarische Unterhaltung" 1857 Nr. 3, welche nebst den gründlichen Kenntnissen der Verfasserin auch ihre eben so edle als tiefe Anschauung der religiösen und politischen Verhältnisse hervorheben.

Daß übrigens die Verfasserin nicht bloß lebendigen Sinn für die Schönheiten der Natur hat, sondern diese auch mit meisterhafter Hand zu schildern versteht, davon werden sich die Leser an zahlreichen Stellen überzeugen können.

folgend, daß die dem Papstthum unterworfenen Staaten, Oesterreich, Spanien, Frankreich, Italien u. s. w. nach einigen schwachen unfruchtbaren Versuchen, die Freiheit zu erobern, immer wieder unter das Joch der absoluten Gewalt zurückgefallen sind, und daß die Freiheit nur in dem durch den Protestantismus verbreiteten Boden feste Wurzeln geschlagen hat. Aber man kann sagen, daß Sue, welcher diese und mehrere andere Betrachtungen der „Deutschen Schweiz" entlehnt hat, seinen Beweis nicht vollständig ausgeführt und die Frage keineswegs erschöpft hat. Wie auch die Bestrebungen einer reformirten Geistlichkeit beschaffen sein mögen, und wenn sie sogar wegen materieller Interessen (wie in Neuenburg) mit der politischen Partei des Rückschrittes einen Bund schließen sollte, so wird sie doch immer, sie mag wollen oder nicht, gezwungen sein, den religiösen Unterricht auf die Wissenschaft und die freie Prüfung zu gründen. Schon dadurch, daß die Glieder jeder reformirten Kirche „das Buch der Bücher" studieren müssen, betreten sie die Bahn des Gedankens, der Untersuchung, des politischen Fortschritts. Es verhält sich nicht eben so mit den Gebirgsbewohnern von Schwyz, von Calabrien oder der Sierra-Mo ena. Indem man ihnen einen abgeschlossenen Glauben gibt, und ihnen sogar das Lesen der Bibel als gefährlich streng untersagt, fesselt sie Rom mit den unzerbrechlichsten Banden an den geistigen und gesellschaftlichen Zustand des Mittelalters.

Indem die Gräfin Dora d'Istria das Princip der Reformation vertheidigte, hat sie sich durch keine politische Berechnung leiten lassen. In einer Kirche erzogen, welche das Joch des Papstthums stets verabscheut hat, mußte sie, als sie den Westen kennen lernte, ihre ganze Liebe den Gegnern des römischen Despotismus zuwenden. Aber indem sie sich den liberalen Neigungen ihres Glaubens hingab, hat sie wesentlich dazu beigetragen, ein helles Licht über den Zustand der Völker des Abendlandes zu werfen, weil die entschiedensten Gegner der positiven Religionen nunmehr anfangen, ihre Ansicht über

das Prinzip der Reformation zu würdigen. Wir haben Eugen Sue angeführt; es wäre leicht gewesen, andere nicht weniger volksthümliche Namen hinzuzufügen*); aber dieses Beispiel reicht hin, um zu zeigen, mit welcher Schnelligkeit ein richtiger Gedanke die aufrichtigen Geister ergreift. Soll man sich darüber wundern, daß eine im Orient geborne Person die Verhältnisse des Abendlandes so schnell begriffen habe? Gewiß nicht! Diejenigen, welche außerhalb der Parteikämpfe leben, sehen die Fehler, welche die einzelnen Parteien begehen, meistens besser als diejenigen, welche an dem Kampfe Theil nehmen, von dem Lärm betäubt und von dem Staub geblendet werden. So hat ein beträchtlicher Theil der liberalen Schule, eben weil er durch tägliche Kämpfe in Anspruch genommen ist, nicht gesehen, daß er die Sache der Freiheit auf Jahrhunderte vielleicht Preis gebe, weil er dieselbe von dem Evangelium trennt, welches alle Grundlagen der Demokratie in sich faßt.

---

*) Es genügt die Bemerkung, daß die ersten Bände der „Deutschen Schweiz“ im Sommer, und der letzte im Sept. 1856 erschienen sind, während die hier angedeuteten Schriften erst von dem Ende dieses Jahres herrühren.

Der Uebersetzer.

An meine Brüder die Rumanen.

Wenn das Gefühl erhabener ist, als der Gedanke, wenn die Zuneigung für die, welche geliebt werden, mehr Werth haben, als die Talente und das Wissen, so haben diese Blätter ein Verdienst, das man ihnen nicht bestreiten kann; sie sind von der aufrichtigsten Hingebung eingegeben worden. Sie enthalten, wenn ich mich so ausdrücken darf, kein Wort, keine Zeile, die nicht vom Herzen geschrieben worden sind, das Herz hat mir die noch ungeübte Feder in die Hand gegeben. Eine höhere Leidenschaft als die gewöhnlichen Leidenschaften der Menschen, die Vaterlandsliebe hat mich geleitet und getragen. Die Freiheit, das Glück meines Vaterlandes, dies wird von nun an das einzige Sinnen und Trachten meines ganzen Lebens sein.

Durch das Schicksal seit meiner Kindheit von den theuren Ufern meiner Dimbovitza entfernt, habe ich nie aufgehört, meinem Geburtslande anzugehören, dessen Geschick der Gegenstand meines beständigen Nachdenkens war. Alle meine Träume waren für dasselbe, alle Kämpfe, die ich begonnen, alle Leiden, denen ich widerstanden, haben eine einzige Quelle gehabt, die glühendste Vaterlandsliebe, der ich nur mit dem Leben entsagen werde. Für mein Vaterland zu kämpfen, war mir eben so süß, als den ersten Märtyrern, für die heilige Sache des Evangeliums zu sterben.

Die Liebe, die ich stets für mein Vaterland getragen habe, gibt mir vielleicht einiges Recht. Im Namen dieses Rechts erhebe ich die Stimme, wende ich mich an meine Brüder, denen mein Dasein gewidmet ist. Ein tiefes Gefühl, wie es in den

Frauen lebt, erzeugt oft glückliche Eingebungen. Die Römer, unsere Ahnen, gestatteten ihnen einen Einfluß, welchen ihnen beinahe alle Völker des Alterthums verweigerten. Ihre Stimme war am Heerd des Herrschervolkes nicht verachtet, von dem abzustammen wir uns rühmen. Wie sie, kann ich über die traurige Lage einer Nation weinen, welche die Bande nicht verdient hat, von denen ihre edlen Hände schon so lange gefesselt sind.

Nein! Die Söhne der Helden Christi werden ihre Stirne nicht immer im Staube beugen! Die Rumanen sind nicht zu Sklaven geboren. Ihre Ahnen sind unter den Adlern Trajans die Herren der Welt gewesen. Wenn sie einst unterdrückt worden sind, so waren ihre Kräfte durch schreckliche Kämpfe erschöpft. Aber hatten sie der Welt nicht tausend Beweise ihrer Tapferkeit gegeben? Der Heldenmuth war ein heiliges Erbe, das ihnen ihre Väter zurückließen, deren edles Blut das Land der stolzen Dacier so oft in unzähligen Schlachten überschwemmt hatte. Von ihrem ganzen Stamm vergessen, haben sie dem von Bewunderung hingerissenen Abendlande bewiesen, daß die Rumanen ihre Feinde nicht zählten, und sie haben unter den Fahnen Stephans des Großen und Michaels des Tapfern die siegende Barbarei zurückgeworfen.

Dennoch war die Stunde der Niederlage unvermeidlich, so ungleich waren die Kräfte! Aber welches Volk hat das Unglück nicht kennen lernen? Israel hat die Mauern der heiligen Stadt umstürzen sehen; Athen und Sparta haben sich in die Knechtschaft ergeben müssen; Rom selbst, die Königin der Welt, hat ihr unbesiegliches Haupt gebeugt, und heute noch flattern die Fahnen der Fremdlinge über ihren alten Mauern. — Was sage ich? Der Heiland selbst hat erlaubt, daß die Feinde der Gerechtigkeit und der Wahrheit ihn mit Füßen träten! Aber am folgenden Tag stand der siegreich wieder auf, dessen Grab für immer versiegelt schien.

Werden wir nach Jahrhunderten der bittersten Prüfung

nicht auch bessere Zeiten erleben? Alles sagt uns, daß wir nicht zum Untergange verurtheilt sind. Aber männliche Beispiele stärken unsere Theuren mehr als Worte. Da ich mich nicht fähig fühle, meine Brüder zu belehren, so habe ich ihnen wenigstens ein Muster zeigen wollen, das mehr geeignet ist, Eindruck zu machen als alle Theorien. Ich habe in den Alpen ein glückliches und freies Land gesehen, die Schweiz. Ihre Kinder sind weit weniger zahlreich als die Rumanen; sie sind, wie diese, von mächtigen Reichen umgeben, denen es immer nach dem herrlichen Lande der Eidgenossen gelüstet hat. Habe ich Unrecht gehabt, für Euch ein Glück zu träumen, dem ähnlich, welches in jenen Gebirgen herrscht, eine Freiheit, wie sie jenes Volk besitzt? Um euch zu bewegen, die unschätzbaren Güter zu erobern, dessen es sich erfreut, habe ich versucht, seine unbezwingliche Thatkraft zu schildern, jenen Muth, der ihn bei keiner Gelegenheit verlassen hat, jenes Vertrauen auf sein Recht, welches den Völkern wie den Einzelnen die Macht gibt, „Berge zu versetzen." Dieses schöne Schauspiel hat mir Eures Nachdenkens würdiger geschienen, als die Geschichte der großen Staaten, deren Lage von der unsrigen zu sehr verschieden ist, und welche übrigens den trügerischen Glanz, der sie umgibt, nur zu oft mit ihren kostbarsten religiösen und politischen Freiheiten bezahlen.

Indem wir die bewundernswürdige Standhaftigkeit der schweizerischen Eidgenossenschaft betrachten, werden wir uns vielleicht vor einer Entmuthigung zu bewahren wissen, die uns so wenig geziemen würde. Laßt uns niemals vergessen, daß wir zu jenem lateinischen Stamm gehören, dem stets die erste Stelle gebühren wird. Wenn Frankreich ihn durch seine Heldenthaten, Italien durch die Künste und Wissenschaften berühmt gemacht hat, wenn Piemont und Belgien ihm das Beispiel liberaler Verfassung geben, so haben wir allein unter den Söhnen der Römer das hassenswerthe Joch des Papstthums beständig zurückgewiesen. Laßt uns vor den lügnerischen Reden der Fremden das Ohr verschließen, welche uns in unserer eigenen Achtung herab-

setzen, um uns leichter zu bezwingen. Man soll sich nicht ohne Maß rühmen, um sich nicht mit dem gefährlichen Gift der Eitelkeit zu erfüllen, aber man soll sich eben so wenig durch listige Feinde herabwürdigen lassen. Es ist jetzt Zeit, das Haupt zu erheben, und wir können ohne Furcht zum Himmel emporschauen. Er beleuchtet das geliebte Land, das uns geboren hat. So laßt uns muthvoll auf der Bahn vorwärts schreiten, welche uns der Herr selbst bezeichnete.

Brüder! Wenden wir die Augen gegen unsere Karpathen, welche den Vertheidigern unserer Nationalität so oft Schutz gewährt haben. Laßt uns den Odem der Freiheit einathmen, der von den Gebirgen herabweht, in denen sich unsere Väter mit dem gefürchteten Schwerte Trajans gegen ihre Unterdrücker bewaffneten. Möge der Glanz eurer blitzgleichen Schwerter alle diejenigen aus Euren reichen Thälern verjagen, welche sie unterjochen möchten, wie auch die Farbe ihrer Fahnen und das lügnerische Wohlwollen ihrer Worte sei. Möge Eure Kirche frei, euer Land unabhängig bleiben, und Euer ruhmvoller Name wird von allen Völkern geachtet werden!

Lugano, im März 1856.

Dora d'Istria.

Vorrede.

Was treibt euch wohl, ihr Fürsten, stets in die Schweizergauen!
Woll't einmal noch im Leben ein freies Land ihr schauen?
Anastasius Grün.

Man sollte glauben, daß die Schweiz eine der bekanntesten Gegenden der Welt wäre. Sie wird in der That jedes Jahr von einer Menge von Reisenden durchzogen. Mehrere von ihnen haben sogar ihre Reiseerinnerungen veröffentlicht. Aber in diesem Lande ist die Natur so wunderbar schön, daß man darüber das Volk, welches dasselbe bewohnt, nur zu sehr vergißt, dieses Volk, welches sich so oft gegen die furchtbarsten Einfälle der Fremden zu vertheidigen gewußt hat. Und doch, ist es nicht eine der höchsten Bewunderung würdige Thatsache, daß ein Volk von zwei und einer halben Million seit dem Jahrhundert der Befreier seine Unabhängigkeit bewahrt hat, ob es gleich von Oesterreich, Burgund und Frankreich umgeben war? Vergeblich haben die Herrscher dieser Länder es unter ihre Botmäßigkeit bringen wollen. Die Schweiz hat sie bei Morgarten, bei Murten, bei St. Jakob*) mit einem Heldenmuthe besiegt, welcher der großherzigen Krieger von Marathon und den Thermopylen würdig war. Wie viel glorreiche Tage bietet die

*) Der ungleiche Kampf bei St. Jakob muß wie ein Sieg betrachtet werden, weil der von Bewunderung hingerissene Sieger seine Absichten aufgab.

Kriegsgeschichte der Schweiz! Die Namen Laupen, Sempach, Näfels, Grandson, Dornach werden stets an die muthigen Kämpfe gegen die stolzesten Vertreter der Feudal=Aristokratie erinnern. Diese Kämpfe begannen die Befreiung der unteren Volksklassen, welche die nothwendige Folge der Anwendung der Grundsätze des Christenthums auf die politische und bürgerliche Ordnung ist.

Die Schweiz kämpfte nicht bloß gegen die despotische Gewalt des Adels. Sie erhob selbst vor Luther jenen Ruf nach Reform, welcher im 16. Jahrhunderte von den Ufern der Themse bis zu denen der Weichsel wiederhallen sollte. Als Glied der orientalischen Kirche können wir uns nur über eine Bewegung freuen, welcher das Abendland seine Civilisation und seine Freiheiten verdankt, und welche der empörenden Tyrannei des römischen Bischofs, gegen die wir uns stets verwahrt haben, einen so empfindlichen Schlag versetzen sollte; eine Tyrannei, welche die Verehrung eines Menschen an die Stelle des Wortes Christi setzt, ein verabscheuungswürdiger Götzendienst, welchen alle gebildeten Christen, alle edlen Herzen selbst in den Ländern verdammen, welche offiziell dem Romanismus angehören.

Es gereicht der Schweiz zum höchsten Ruhme, zu dieser großen Emancipation des 16. Jahrhunderts mächtig beigetragen zu haben, welche den Osten mit dem Westen in nähere Verbindung bringt. Zwingli ist der Held dieser Zeit. Um ihn schaaren sich der strenge Calvin, der ungestüme Farel, der sanfte Oecolampadius, der gelehrte Theodor von Beza, und in zweiter Linie Castellio, Bonivard, Haller, Viret, Bullinger und mehrere andere. Alle gehören nicht durch ihre Geburt der Schweiz an, aber indem sie die von den französischen Königen Geächteten adoptirte, hat sie in den Augen der Nachwelt das Recht erhalten, sie wie ihre Kinder zu betrachten.

Ein Land, das in der Reformation eine so große Rolle gespielt hatte, mußte an der theologischen und philosophischen Bewegung der letzten Jahrhunderte einen thätigen Antheil nehmen. Karl Bonnet, Zimmermann, J. J. Rousseau, Lavater, Frau

von Stael, Vinet haben sich in diesem Zweig der menschlichen Kenntnisse einen europäischen Ruf erworben.

Die positiven Wissenschaften sind in den Kantonen nicht weniger gepflegt worden, als die spekulativen. Es genügt, die Namen des großen Haller, der Bernouilli, eines Euler, B. de Saussure, P. de Candolle, eines de Luc, Hugi, Agassiz, Desor, Pictet, de la Rive, Escher, Sennebier, Studer anzuführen. Konrad Geßner, Scheuchzer, Hirzel, Tissot, Tronchin, Guggenbühl sind Aerzte des ersten Rangs. In den landwirthschaftlichen Studien hat sich Fellenberg einen dauernden Ruf erworben.

Die Pädagogik kennt keine größeren Berühmtheiten als die Pestalozzi und Girard. Als ich oben von den Philosophen und Theologen sprach, habe ich schon einige der besten Schriftsteller der Schweiz genannt; doch darf ich die trefflichen J. v. Müller, Bodmer, Breitinger, Salomon Geßner, Sulzer, die Frau Necker von Saussure, einen Zschokke, Töpffer, Sismondi, Bitzius, Vulliemin, Monnard, Sayous, Bungener, Castel, Merle d'Aubigné nicht mit Stillschweigen übergehen.

Die reiche wissenschaftliche Entwickelung in der Schweiz hat das Talent für die Kunst nicht zurückgedrängt. In der Malerei ist sie mit Recht stolz auf die Namen Angelika Kaufmann, Füßli, Leopold Robert, Calame, Diday, Ligardon, auf die beiden Girardet, auf Gleyre, Grosclaude, Hornung, Tschaggeny. In der Bildhauerkunst kann sie die Falconet, Chaponière, Pradier, Vela, Tscharner, Christen, Dorer; in der Architektur die beiden Fontano und den genialen J. G. Müller, in der Musik den trefflichen Nägeli anführen.

Woher kommt es, daß ein Volk, welches bei nur schwachen Hülfsmitteln so viel für den Fortschritt Europa's gethan, eine so große Anzahl Gegner gefunden hat? Ich würde nicht enden, wenn ich hier die Schriftsteller nennen wollte, deren Anklagen gegen das Vaterland Wilhelm Tells ich zu lesen die Geduld gehabt habe. Nach ihnen haben alle zerstörenden Leidenschaften



an den Ufern des Genfersees, an denen der Aare und der Limmat einen offenen Tummelplatz; die Menge ist von verderblichen Neigungen beseelt und die Männer, welche jetzt an der Spitze der Kantone stehen, sind die Personifikation der unsinnigsten Theorien, welche in Frankreich oder in Deutschland ausgebeutet worden sind.

Es genügt, sich einige Monate in der Eidgenossenschaft aufzuhalten, um die Ursache dieser Schmähungen und des Hasses zu begreifen. Unter allen Völkern mit lateinischer Civilisation sind die Schweizer das einzige, welches im Westen das Joch des Papstthums zerbrochen hat. In den Augen der Menschen, die wie der Franzose Nicolas alle diejenigen für Socialisten ansehen, welche die römische Tyrannei nicht anerkennen, welche sich nicht zum Vortheil des päpstlichen Schatzes ausbeuten lassen*), ist dies ein unverzeihliches Verbrechen.

Es erkennt die Schweiz die Anmaßung des Papstes nicht nur nicht für rechtmäßig an; sie allein hat unter den abendländischen Völkern es gewagt, sich der Jesuiten und ihrer Affilirten zu entledigen. Kann es überraschen, daß die zahlreichen Schriftsteller, welche ihr Losungswort in den Beichtstühlen der Gesellschaft des Loyola holen, die Schweizer als Revolutionäre von einer ganz außerordentlichen Verderbtheit darstellen?

Zu den religiösen Vorurtheilen kommen noch die politischen. Es finden sich heut zu Tage viele Leute in Europa, welche die Ansichten eines Joseph de Maistre, eines Bonald und eines Donoso Cortoz zu den ihrigen gemacht haben. Von diesem Gesichtspunkte aus führt jede liberale Idee nothwendig zum Socialismus, dann zum Communismus, endlich zum Zustand der Wildheit. Wenn sich das aristokratische England auf dem Wege zur communistischen Anarchie befindet, was soll man von einer Republik sagen, in welcher die vollkommenste Gleichheit herrscht? Es

*) Um nur Ein Beispiel anzuführen, so weiß man, wie viel Spanien trotz seiner Erschöpfung an Rom bezahlt.

bleibt Nichts übrig, als sie mit Schmähungen zu überhäufen, damit Niemand auf den Einfall gerathe, ihr nachzuahmen.

Was uns betrifft, so sind unsere Grundsätze allzusehr von denen der ultramontanen und absolutistischen Schule verschieden, als daß wir ihre absprechenden Entscheidungen für unparteiische Beurtheilungen halten könnten.

Als Glied der Orientalischen Kirche sind wir stolz, einem schwachen und sündhaften Sohne Adams niemals das göttliche Vorrecht der Unfehlbarkeit zugeschrieben, und das Evangelium immer höher geachtet zu haben, als den römischen Hof.

Vollkommen überzeugt, daß die Zukunft den liberalen Ideen gehört, verwechseln wir diese Ideen nicht mit dem Unsinn einiger Utopisten, welche der Sache der Freiheit vielleicht für lange Zeit geschadet haben. Wir achten alle freien Regierungen, welche Gestalt sie auch haben mögen. Muß man sich darüber wundern, daß England, Holland, die Schweiz, die Vereinigten Staaten, bei so unähnlichen Ueberlieferungen und Gewohnheiten so verschiedene Verfassungen haben? Ich habe die Schweiz gelobt, daß sie sich an die demokratische Republik gehalten hat, weil ich diese für die naturgemäße Folge ihrer Geschichte und ihrer bürgerlichen Ordnung halte; aber ich würde den für einen Schwärmer halten, der dem aristokratischen Preußen und den ultramontanen Spaniern eine ähnliche politische Verfassung aufbringen wollte.

Wir alle, die den Fortschritt der Menschheit wollen, müssen uns wohl hüten, in den Wolken zu bauen. Man würde sich dadurch unglücklichen Folgen aussetzen, die nicht wieder gut zu machen wären. Möchten die strengen Lehren von 1848 und 1849 für Niemanden verloren sein! Laßt uns dahin arbeiten, den Völkern so viel Freiheit zu verschaffen, als sie ertragen können, ohne uns in eitle und gefährliche Hirngespinste zu verlieren. Seien wir vor Allem überzeugt, daß der Atheismus und der Zweifel nicht der Freiheit, sondern dem Despotismus Bahn bricht, der einzigen Regierungsform, welche die Vernunft

verurtheilt, weil er das Glück, das Gewissen, die Sittlichkeit, selbst das Leben von Millionen der Laune, dem Ehrgeiz eines Menschen überliefert, welchen die Ausübung der willkürlichen Gewalt gewöhnlich verdirbt, was unendlich schlimmer ist, als einige Volkstumulte. Nur wollen wir dabei nicht vergessen, daß das zum Heil der Welt bestimmte Christenthum nicht das ist, welches zu den Füßen der Günstlinge des Glücks und der Träger der brutalen Gewalt kriecht. Dieses vorgebliche Christenthum ist nichts als ein Pharisäismus, der sich in den letzten Zeiten nicht einmal mehr die Mühe gegeben hat, seine Zuflucht zur Heuchelei zu nehmen. Wir wollen uns durch die verächtliche Taktik nicht täuschen lassen, welche nur zu oft Ueberzeugungs- und herzlose Diplomaten verleitet hat, die heiligsten Namen zu mißbrauchen.

Man begreift jetzt schon den Plan, den ich in diesem Werke befolgt habe. Ich habe freilich auch versucht, die herrlichen Landschaften der Schweiz zu schildern, aber ich habe vor Allem gestrebt, das schweizerische Volk, seine geistigen und sittlichen Gewohnheiten, seinen bürgerlichen Zustand, seine politische Verfassung, seine religiösen Meinungen, die Ideen, welche es repräsentirt, die Stellung, die es in der Entwicklung der europäischen Civilisation einnimmt, darzustellen. Da es unmöglich ist, die Ansprüche der Parteien zu würdigen, ohne ihre Vorgänge zu kennen, so bin ich mehr als einmal genöthigt gewesen, auf die Vergangenheit zurückzukommen und einen raschen Blick auf die großen Kämpfe zu werfen, deren Schauplatz die Eidgenossenschaft im Mittelalter und im 16. Jahrhundert war. Ich habe mich bei diesen geschichtlichen Fragen darauf beschränkt, die Urkunden zu gebrauchen, welche ich seit mehreren Jahren mit ausdauerndem Fleiße gesammelt hatte. Die berühmten Personen, von denen ich gesprochen habe, Huß vornämlich, hatten schon oft meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich habe die Skizze seines Lebens in den Heften gefunden, welchen ich noch als Kind meine ersten Eindrücke anvertraute. Das Urtheil

des Märtyrers, welches ich auf einer Kunstausstellung in Dresden gesehen, hatte meine junge Einbildungskraft erregt. Ich begann alsogleich das Leben dieses erhabenen Mannes mit dem größten Feuer zu lesen. Nach vielen Jahren und vielen Enttäuschungen gestehe ich mit Freude, daß, als ich die noch ziemlich unbeholfene Darstellung wieder durchsah, die ich damals entworfen, ich die Begeisterung wieder gefühlt habe, welche mich damals beseelte; aber sie war seitdem durch Prüfung und Nachdenken gekräftigt worden.

Ich habe geglaubt, daß so beharrliche Ansichten selbst durch die Feder einer Frau veröffentlicht werden dürften. Ich habe daher keine von den hauptsächlichsten Ideen meiner ersten Arbeiten umgestaltet.

Was die berühmten Männer des Landes betrifft, das ich durchreist habe, so habe ich kein vollständiges Gemälde derselben geben wollen. Ich habe mich vorzüglich an diejenigen gehalten, welche mir der genaueste Ausdruck der schweizerischen Nation zu sein schienen. Die Eidgenossenschaft hat so viele hervorragende Geister hervorgebracht, daß ich ein meine Kräfte übersteigendes Werk hätte schreiben müssen, wenn ich von allen ihrer berühmten Männer hätte sprechen wollen. Was ich von ihnen gesagt habe, wird hoffentlich einen genügenden Begriff von der Thätigkeit eines freien Volkes geben. Genug Schriftsteller machen es sich heut zu Tage zur Aufgabe, die Nachtheile und die Gefahren der liberalen Verfassungen zu zeigen, so daß es wohl erlaubt sein kann, ihren Systemen nicht zwar andere entgegenzusetzen, welche ein Jeder bestreiten kann, sondern Thatsachen, welche heller sind als die Sonne.

Ich habe diesen verschiedenen Versuchen keine andere Ordnung als die meiner Reise geben wollen. Ich habe meine Ansichten an den Orten selbst, im Angesicht der Denkmäler niedergeschrieben, welche an die großen Begebenheiten der Vergangenheit oder an die Thatsachen der neuesten Zeit erinnern. Ich habe an den Schilderungen, welche ich auf den Seen oder auf

den Gipfeln der Berge mit Bleistift niederschrieb, beinahe Nichts geändert. Die Wahrheit ist vielleicht das einzige Verdienst dieser Schilderungen schweizerischer Landschaften, welche übrigens wegen ihrer Großartigkeit so schwer darzustellen sind. Ich habe den Betrachtungen über die Gegenden, die ich besuchte, öfters den Ausdruck meiner persönlichen Gefühle hinzugefügt. Ob ich mich gleich nicht ausschließlich mit der Außenwelt beschäftigt habe, so ist das vorliegende Werk doch ein wahres Tagebuch meiner Reise, welches nicht allein die Eindrücke meiner Studien, sondern auch die meines Nachdenkens bewahrt. Ich habe nicht geglaubt, die ursprüngliche Gestalt dieser Arbeit umändern zu müssen, weil ich weit weniger daran gedacht habe, die gewöhnlichen Gesetze zu beobachten, als alle meine Eindrücke mit Aufrichtigkeit wiederzugeben.

Ich kann diese Vorrede nicht schließen, ohne von den Verpflichtungen zu sprechen, die ich den Herrn Prof. Hibber in Bern, Joel Cherbuliez in Genf, von Boni in Zürich und F. Scalini in Mendrisio schuldig bin. Sie haben mir Werke und Urkunden jeglicher Art mitgetheilt, von denen ohne sie wahrscheinlich mehrere nicht zu meiner Kenntniß gelangt wären. Diese Urkunden haben mir erlaubt, meinen Untersuchungen über die Eidgenossenschaft mehr Umfang und Genauigkeit zu geben. Bei aller Sorgfalt, welche ich angewendet zu haben glaube, die schweren Fragen, welche ich in diesem Buche berührt habe, sebst zu prüfen, habe ich es doch für meine Pflicht gehalten, alle Mittheilungen zu sammeln, welche geeignet waren, mir die Thatsachen und die Ansichten, die ich zu würdigen unternahm, in ihrem wahren Licht zu zeigen.

I.

Da wo die Freiheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblümt, und Boreas gelinder.
A. v. Haller.

Wo gehst du hin, arme kranke Seele! Suchst du den Frieden oder das Glück? Bildest du dir ein vergessen zu können, wenn du uns fliehst? Willst du einen noch mit tausend blutenden Wunden bedeckten Leichnam mit Frühlingsblumen schmücken? Hoffst du durch die Macht eines göttlichen Hauchs ein erschöpftes Herz mit neuem Leben zu erfüllen?

Wenn du mir glaubtest, Neranda, so würdest du dich weit mehr an die Zuneigungen halten, die du verschmähst, du würdest auf uns zählen, um Alles, was sich einst in dir bewegt hat, wieder ins Leben zu rufen, und du würdest nicht in die Ferne ziehen, wie jene gequälten Gespenster, welche der Aberglaube des Nachts in den stillen Kirchhöfen irren sieht.

Ich beklage dich, aber ach! umsonst. Deine Krankheit gehört zu denen, welche Niemand heilen kann. Du trägst sie in dir selbst, und sie ergreift dein ganzes Wesen wie ein feines Gift. Hoffst du denn wirklich, dich von ihr zu befreien, wenn du diese Gegend fliehst? Wenn du dieses Land verlässest, dessen Schnee den Vulkan der Leidenschaften nicht abzukühlen vermag, bist du dann gewiß, die Ruhe zu finden?

II.

Friede ist es, was hier weht,
Sanft zu innerm Herzen geht.
Fr. Schlegel.

Nein! ich hoffe kein Glück mehr! — Aber selbst wenn ich mich an den Steinen der Straßen zermalmen müßte, so würde

ich doch abreisen. Ich muß den engen Umkreis dieser schwarzen Mauern mit einem gränzenlosen Himmel vertauschen. Statt eurer selbstsüchtigen und durch die Vorurtheile der Welt eingeschrumpften Herzen, muß ich mich durch die Berührung mit freien und edlen Seelen wieder erwärmen.

Ich will suchen zu vergessen! — nicht zwar meine Schmerzen, diese Schmerzen, welche eine unauslöschliche Gluth stets erneuert, die Sklaverei einer Gesellschaft ohne Ideale und Freiheit, welche mich mit ihren unerträglichen Ketten beladen hat. Diese Bande will ich zerreißen, sollte ich die lebendigsten Fibern meines Herzens dabei zurücklassen. Ich will sehen, ob auf dieser aus Gottes Hand entsprungenen Erde nur Schwäche, falsche Freude und Gottlosigkeit zu finden ist. Ich wäre versucht, selbst das Wort Christi zu läugnen, wenn ich den ächten Schulen des Evangeliums nirgends begegnete.

Man hat mir gesagt, daß mitten unter den glänzenden Gletschern ein Volk lebe, frei wie die Luft, die seine schönen Thäler kühlt. Es allein unter den Völkern unseres Festlandes hat sich von dem Joch der Knechtschaft, der willkürlichen Gesetze und der unsinnigen Gewohnheiten befreit. Dort besteht der Adel in dem Recht eines Jeden. Der Boden kann Allen gehören, und von dem bescheidenen Handwerker bis zum Bewohner der alten Ritterburg sind alle Söhne Helvetiens vor den Menschen wie vor den Stufen des Thrones Gottes gleich. Sie haben Riesenkraft entfalten müssen, um die Tyrannei und den Aberglauben niederzuwerfen, um mitten in dem geknechteten Europa des Mittelalters der Freiheit eine unersteigliche Festung zu erbauen. Wie in den Ländern, in denen ich euch zurücklasse, beherrschte auch bei ihnen einst der Adel ein Volk von Sklaven mit dem Stock. Herren jeder Art, geistliche und weltliche, unterdrückten das Gewissen und hielten den Schwung des Geistes auf. Ueberall erhoben sich Götter, um den wahren Gott vergessen zu machen, während der Leibeigene unter Gotteslästerungen eine undankbare Arbeit verfluchte.

Ich wünsche die friedliche Gesellschaft zu betrachten, welche an die Stelle jener Welt voll Folter und Gesetzlosigkeit getreten ist; ich will Menschen sehen, welche ihre Unabhängigkeit behaupten, während so viele andere europäische Völker noch nach der Morgenröthe der Freiheit seufzen. Wenn sie so sind, wie die Bewohner unserer Hauptstädte, wenn sie nur eine falsche Größe, einen ersterbenden Glauben haben, so kehre ich traurig zurück, und das Echo der Alpen wird meinen letzten Schmerzensruf wiederholt haben.

III.

Gesegnet bist du, stille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!
G. Schwab.

Seit einer Stunde wiegen mich die Wogen eines prächtigen Sees. Ich bin jetzt herumgeirrt, ohne Ruhe noch Vergnügen zu kennen. Endlich haben die Stille und die Einsamkeit meinen Geist beruhigt; ich bilde mir ein, auf immer von dem lästigen Geräusch der Menge getrennt zu sein. Auf den zusammengerollten Tauen des Schiffs sitzend, das mich fortreißt, überlasse ich mich meinen Träumen ohne Traurigkeit, aber auch ohne Taumel. Zum erstenmale finde ich mich seit langer Zeit mir selbst gegenüber, ohne unter der Last der Langweile und der Müdigkeit zusammenzusinken. Sie ist so rein, die Luft, die man hier athmet! So tröstend ist die Stimme der Natur, die uns an ihrem Busen wiegt, wie eine Mutter in ihren schützenden Armen! Alles, was mich umgibt, ist so friedlich, wie mein Geist. Diese weithin sich ausdehnende Fläche hat keine einzige Falte. Auf ihr wogen leichte Schatten, welche die rasch am Himmel fliehenden Wolken hervorbringen. Ein goldener Faden durchdringt diese dunklen Massen und scherzt in ihrer Mitte. Das Auge heftet sich daran und folgt ihm lange. Zuweilen

verliert man das Ufer aus dem Gesicht und die Abgeschiedenheit wird vollständiger. Jetzt wird in der Ferne ein Strauß von Bäumen sichtbar, oder ein leuchtender Kirchthurm, und dann bricht die Erinnerung an das Leben wieder hervor, aber unbestimmt, wie im Traume. Manchmal ist das Ufer mit weißen Häusern bestreut oder mit gezinnten Thürmen, finster wie das Mittelalter, an das sie erinnern. Am Horizont erheben sich die beschneiten Gipfel der Berge, Riesen ähnlich, welche mit Leichentüchern umhüllt sind. Oft streift unser Schiff an kleinen mit Flieder und Eschen bedeckten Inseln. Die laue Luft der letzten Maitage erweckt die eingeschlafene Hoffnung. Die Jugend entfaltet sich überall heiter und kräftig. Rebengewinde schlingen sich an den Abhängen in einander. Die weißen Sterne der Maßliebchen und die goldenen Ranunkeln glänzen auf den Wiesen. Dichte Guirlanden umrahmen frische und zierliche Häuschen, welchen blühende Gärten einen lachenden Anblick geben, der von den kolossalen Massen der weißen Berge seltsam absticht, die ich auf dem andern Ufer erblicke. Es ist die Jugend im Angesicht der majestätischen Ruhe des reifen Alters, die Gegenwart, die sich eben entfaltet, im Gegensatz zur unbeweglichen Vergangenheit, das Leben im Angesichte des Todes.

Der Rhein scheint in diesem See auszuruhen, um dann seine ganze Gewalt zu zeigen. Er durchbricht hierauf Felsen und stürzt Tannen nieder, um seinen ungestümen und sichern Lauf zu verfolgen. So ruht die Seele, um sich mit neuen Grundsätzen zu nähren, wenn sie sich wieder mit unwiderstehlicher Kraft aufschwingen will. Hat der Mensch nicht auch wie die Natur seinen Winter und seine Frühlingstage? Das Herz kann gefrieren und erstarren, wie wenn es todt wäre. Aber wie das Grashälmchen, lebt es bei den ersten erwärmenden Sonnenstrahlen wieder auf. Macht des Geistes, du gibst uns die Kraft, gegen den Schmerz und die verführerischen Lockungen des Lasters anzukämpfen. Deinen Gesetzen will ich von nun an gehorchen. Wenn Alles uns verläßt, hast du nicht die

Macht, uns aus dem Abgrund zu ziehen und zum Himmel zu erheben? Ich fühle, daß mein wohlthätiger Genius mich zu diesen gigantischen Bergen sendet, deren leuchtende Seiten in rosigen Farben erglänzen, damit ich unbekannte Tugenden betrachten könne. Werde ich andre Leiden oder einen gesegneten Boden finden? Gleichviel! Doch kann diese Sonne, die in goldenen Dünsten untergeht, nicht das Vorzeichen eines traurigen Morgens sein. Das Glück muß da sein, wo sie so schön strahlt. Alles, was sie beleuchtet, muß ihren glücklichen Einfluß fühlen. So will ich denn auf diesen Gewässern vorwärts ziehen, welche, wie man sagt, eine verständige und freie Gegend bespülen. Zu meiner Rechten erblicke ich die massiven Thürme und die unregelmäßigen Bauten einer schweigsamen Stadt. Es ist Constanz, die Gränze der Schweiz, welches sich in seinem See spiegelt, von den schauerlichen Begebenheiten träumend, welche es noch zu beängstigen scheinen. Einige Pappeln wiegen sich schmachtend vor den Häusern, welche das Ufer einfassen, Wasservögel mit durchdringendem Geschrei streifen die geschwärzten Dächer; man möchte sie für die Bewohner dieser einsamen Mauern halten.

IV.

Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Fluth.
G. Schwab.

Ein rauher und heftiger Wind erhebt sich aus dem See und seufzt über den alten Mauern eines düstern Gebäudes. Die Bäume, welche sich auf das Wasser herabbeugen, murmeln traurig, und die Rosensträuche schütteln ihre duftenden Blumenkelche. Der vom Gewitter verfinsterte Himmel verbreitet weithin seinen Schatten. Ein bleicher Wiederschein beleuchtet noch den grünen Abhang, aber auf den Wogen bilden röthliche

den Geist der Theilnahme und des Mitgefühls zu finden, welchen das Priesterthum empfehlen soll. Einige Päpste schienen allerdings, wenigstens theoretisch, die Größe dieser Stellung zu verstehen. Unter ihnen hat man in erster Linie Gregor **VII.** *) und Innocenz **III.** **) angeführt. Von der mächtigen Gräfin Mathilde unterstützt, wußte der erste für das Papstthum eine Bedeutung zu erobern, von welcher seine Vorfahren nie geträumt hatten. Die christliche Gesellschaft sollte nach seinem Willen nur Einen Herrn haben, wie ein einziger Gott das Weltall regiert. Die bürgerliche Gewalt war in seinen Augen nur das Werkzeug der geistlichen, wie der Körper der Seele gehorcht. Dieser Gedanke hatte etwas Poetisches, aber um ihn zu verwirklichen, hätte es einer engelgleichen Tugend bedurft. Nun war aber Gregor **VII.** selbst, trotz der Aufrichtigkeit seiner Ansichten, keineswegs von menschlichen Schwächen frei. Er konnte die Nachtheile der absoluten und dem wirklichen Geist des Evangeliums widersprechenden Theorien sehen. —

Wie oft war dieser Kirchenfürst nicht genöthigt, seine Zuflucht zur rohen Gewalt zu nehmen, um den Sieg seiner Ideen zu sichern! Es flossen Ströme Bluts, um unter den Völkern die unbeschränkte Gewalt „des Knechts der Knechte Gottes" zu begründen. Die nämlichen Frevel wiederholten sich unter der Regierung seiner Nachfolger, welche seinem diktatorischen Plane treu blieben. Es gelang dem an Auskunftsmitteln reichen Geist Innocenz **III.** nicht, die Hindernisse zu besiegen, welche sich überall gegen die Anmaßungen des Papstthums erhoben. Der Kreuzzug gegen die Albigenser zeigte, daß er entschlossen war, zum Aeußersten zu greifen, um diese Anmaßungen zu vertheidigen***). Man ermordete **sechszigtausend Menschen**

*) Voigt, Geschichte des Pabstes Gregor VII.

**) Hurter, Geschichte Innocenz III., verglichen mit Michelet, Histoire de France.

***) Michelet, Histoire de France.

in der einzigen Stadt Beziers*). Das nördliche Frankreich wurde in ein Blutfeld verwandelt, und Tausende von Opfern dem sterblichen Gott gebracht, den man in der ewigen Stadt verehrte. Eine Gewalt, deren Behauptung so viele Opfer kostete, war durch das Gefühl der Völker gerichtet.

Die despotische Gewalt verderbt **immer** diejenigen, welche sie ausüben. Sobald die Päpste die Beherrscher der Gesellschaft geworden waren, wurden sie von dem nämlichen Schwindel befallen, welcher die Cäsaren auf dem Throne der Welt ergriffen hatte**). Sie gewöhnten sich daran, alle ihre Launen für den Ausdruck des göttlichen Willens anzusehen und an ihre Unfehlbarkeit zu glauben. Niemals hatten die römischen Kaiser den Wahnwitz so weit getrieben, denn sie wurden erst Götter (divus), wenn sie in das Grab stiegen***). Der römische Bischof hingegen hatte bei seinen Lebzeiten ein Vorrecht, das ihn dem Allmächtigen gleichstellte: denn einmal auf dem päpstlichen Stuhl konnte er nicht irren. Leider wurden diese frechen Anmaßungen durch die Thatsachen auf bittere Weise Lügen gestraft. Als Bonifacius **VIII.** die Idee der absoluten Gewalt bis zum Unsinn trieb, wurde die Empörung allgemein†). Doch war das Blendwerk des Papstthums noch nicht vernichtet, als die Abgesandten Philipps des Schönen in Anagni den unruhigen Papst beohrfeigten. Die Kronen, welche

*) Das „Dictionnaire universel" von Bouillet, welches von der heiligen Congregation des Inder gebilligt ist, gibt diese Thatsachen zu. Man sehe den Artikel „Albigenser".

**) S. Suetonius, Vitæ XII. Cæsarum.

***) Die römische Kirche hat die Treuherzigkeit, ihren Heiligen diesen seltamen Titel zu geben, welchen man in der ganzen italienischen Schweiz findet. So liest man auf dem Portal einer Kirche in Lugano: **Divo** Carolo Borromæo dicatum!

†) Michelet, Histoire de France — Sismondi, Histoire des Français.

hauptsächlich unter den Anmaßungen der Päpste zu leiden hatten, waren gegen sie mehr aufgebracht, als die Völker. Für diese war die Zeit der Empörung noch nicht gekommen. Aber sie sollten sich ihrerseits gegen diese Gewalt in Masse erheben, welche nur allzulang wie die Gewalt Gottes selbst betrachtet worden war. Als man sie sah, wie sie war, eben so unmächtig als selbstsüchtig, verschwand jede Täuschung. Der Ewige, der die Fehler der Menschen zum Fortschritt der Nationen ausschlagen läßt, gestattete, daß sich das Papstthum mit eigenen Händen zerfleischte und sich in den Augen der Christenheit mit Schmach bedeckte.

Die große Kirchenspaltung vom Jahr 1378 war wohl geeignet, dieses Ergebniß herbeizuführen. Zwei Päpste, der eine in Rom, der andere in Avignon, überhäuften sich gegenseitig mit Beschimpfungen und Bannflüchen, und wetteiferten in Lastern und Betrügereien.

Urban **VI.**, der Papst in Rom, war vor seiner Erhebung arbeitsam und bescheiden gewesen. Aber auf der Höhe, auf welche sich die päpstliche Macht gestellt hatte, wurden die besten Köpfe von Schwindel ergriffen. Sein Sekretär Dietrich von Niem, zeigt ihn uns, wie er den immer wiederkehrenden Qualen eines gränzenlosen Hochmuths hingegeben ist. Durch das Gefühl seiner Schwäche rasend geworden, schleudert er den Bannfluch gegen Karl von Neapel, nachdem er ihn zum König gemacht hatte: er wirft die gegen seine Tyrannei empörten Kardinäle in verpestete Gefängnisse; er foltert, er erwürgt sie und stirbt endlich selbst in Anfällen von Ohnmacht und von Wuth*).

Der berühmte Clemengis**), der Geschichtschreiber des Hofes von Avignon, entwirft kein glänzenderes Bild von sei-

*) Theodoricus de Niem, De shismale.

**) Diejenigen, welche die Nothwendigkeit der Reformation im 16. Jahrhundert bestreiten, sollten nur sein zu wenig bekanntes Buch „De statu corrupto Ecclesiæ“ lesen.

nem Papst Clemens VII. „Was hat es Erbärmlicheres gegeben," sagt er, „als unseren Clemens während seines Lebens? Er hatte sich so sehr zum Dienst der Knechte des Königs von Frankreich herabgewürdigt, daß kaum ein verächtlicher Sklave die Beschimpfungen gelitten hätte, welche er alle Tage von den Höflingen erduldete. — Er machte den Schmeichlern und den Possenreißern den Hof, um die Fürsten und die Großen zu gewinnen. Er gab die Bisthümer und die höchsten Würden jenen Junkern, deren Gesellschaft er liebte; er vertheilte große Geschenke, um bei ihnen Einfluß zu gewinnen, um ihn zu behaupten und zu vermehren, und er bewilligte ihnen alle Erpressungen von der Geistlichkeit, welche sie verlangten *).

„Der Papst Clemens," sagt ein anderer Geschichtschreiber, „suchte die Gunst des Königs, der Großen und der Fürsten durch seine Gefälligkeiten und seine Geschenke zu erkaufen, damit sie, wie die Natter, die sich die Ohren verschließt, gegen die frommen Vorstellungen der ehrwürdigen Pariser Universität unempfindlich sein möchten. — Jede Gewissensregung unterdrückend, bewilligte er Gunstbezeugungen und Dispensen allen denen, welche sie um Geld erkauften **)."

So waren die Anfänge der Kirchentrennung. „Die zweite Periode," sagt ein Zeitgenosse, „hat unter Bonifacius dem IX. begonnen; aber diese zweite Periode ist schlimmer, verderbter und schändlicher gewesen als die erste. Unter seiner Regierung hat man den Pfründenwucher blühen und wachsen sehen, und andre noch größere Uebel gewannen neue Kraft ***).

Alle Sünden hatten in Rom ihre Taxen und die Absolution wurde versteigert. Die Völker zahlten mit Ergebung und kamen in die heilige Stadt, um von Bischöfen Ablaß ihrer Sünden zu erbitten, welche den Hof Neros und Heliogabals schamroth

---

*) Clemengis, De statu Ecclesiæ.

**) Chronik des Mönchs von St. Denis.

***) Vrie, in Von der Hardt, T. I.

gemacht hätten. So groß war noch die Herrschaft des Aberglaubens! Solche Frevel mußten früh oder spät eine schreckliche Reaktion herbeiführen. Die Geistlichen, welche noch einige redliche Gesinnungen bewahrt hatten, konnten sich nicht genug über die Verdorbenheit des Klerus beklagen. In seiner beredten Schrift „Ueber die Verdorbenheit der Kirche" sagt Clemengis, daß die Päpste, nachdem sie das Erbtheil des heiligen Petrus verschwendet haben, sich verzweifelt auf die andern Schafställe werfen, und die Schafe ihrer Wolle und ihrer Milch berauben. „Sie verkaufen," fügt er hinzu, „die Pfründen und die Würden der Kirche, um alles Gold der Christenheit in den Schlund der apostolischen Kammer zu ziehen." Clemengis schildert hierauf mit kräftigen Farben die Unwissenheit der Geistlichkeit, welche ihr Leben mit Spielen, mit Trinken und mit Besuchen der Unzuchtshäuser zubrachte. Was die Klöster betrifft, so zeigt ein einziger Zug seine Meinung: „Einem Mädchen den Schleier geben", sagt er, „das heißt sie entehren."

Der Cardinal Peter von Ailly, das Licht der französischen Kirche, der Freund des berühmten Gerson, schrieb damals: „Das Sittenverderbniß der Kirche ist so groß, daß man sagt, sie sei nur noch werth, von Verworfenen regiert zu werden."*)

Gerson selbst trug kein Bedenken, von dem römischen Hof zu sagen, daß er „weltlich, teuflisch, tyrannisch, schlimmer als irgend ein anderer weltlicher Hof." Er beklagt sich, daß man die geistlichen Würden Stallknechten, Eseltreibern, Niedern verleihe, während man sie allen denen verweigere, welche einige Kenntnisse hätten**).

So äußerten sich die bedeutendsten Gelehrten der römischen Kirche über die Sittlichkeit der Kirche, welche sie mit so viel Eifer gegen das vertheidigten, was sie „die Gotteslästerungen der

*) Peter von Ailly (Petrus de Alliaco), Can. reform. in Von der Hardt, T. I., pag. 421.

**) Herson, De modo unien. et reform. Eccles.

Ketzerei zu nennen beliebten. Tausendmal hat man in den durch die römische Geistlichkeit eingegebenen Schriften die Reformatoren als selbstsüchtige oder beschränkte Revolutionäre hingestellt, welche mit gewaltthätiger Hand die herrliche Einheit der christlichen Kirche zerstört hätten*).

„Die Kirche Gottes", sagt man mit einem lächerlichen hochtrabenden Ton, „hatte die Bemühungen einiger Männer, denen keine göttliche Sendung zu Theil geworden, nicht nöthig, um auf der Bahn der Wahrheit und der Tugend frei einherzuschreiten."

Wie stolz klingen doch diese Phrasen! Aber diese schönen Reden machen wenig Wirkung auf die, welche die geringste Kenntniß der Thatsachen haben!

Alle Denkmäler — und wir fordern die Katholiken heraus, eine einzige Ausnahme zu finden, — alle Denkmäler der traurigen Zeit, welche dem Märtyrertod des Johannes Huß vorangging, zeigen hinlänglich, daß die römische Kirche verabscheuungswürdig geworden war und daß sie die Verwünschung der Völker und den Fluch ihrer eigenen Kirchenlehrer verdient hatte. Wir begreifen, daß ihre Vertheidiger, die oft sehr wenig unbefangen sind, einen klugen Schleier über solche Aergernisse werfen. Was würde in der That im Angesicht solcher Enthüllungen aus der Heiligkeit der unfehlbaren Kirche? Was würde aus diesem wunderbaren Gebäude, „wenn es durch das Beil der Gottlosigkeit umgestürzt würde, dem blinden Werkzeuge der schlechtesten Leidenschaften?" Mam wäge die unzähligen Zeugnisse der unparteiischen Geschichte kaltblütig ab, und man wird als letztes Ergebniß finden, daß jene sogenannten Revolutionäre, gegen welche man nicht genug Bannflüche hat, sich nur gegen eine Gewalt empört haben, deren Verdorbenheit kaum von ihrem unerträglichen Despotismus überboten wurde. Die Mißbräuche erzeugen die Revolutionen.

---

*) So äußern sich Nicolas, Audin, Guido Görres, Balmès, Milner, Lingard, alles katholische Laien oder Priester.

Ich weiß wohl, daß es bei gewissen Leuten Sitte ist, alle Erhebungen des menschlichen Bewußtseins Anarchie und Empörung zu nennen. Eine solche Philosophie der Geschichte entbehrt alles Zusammenhangs. Sie besteht darin, daß sie immer die Partei der Henker gegen die edelsten Opfer der Tyrannei ergreift, gegen jene Männer voll Glauben und tiefer Ueberzeugung, welche der Menschheit ewig zur Ehre gereichen werden*). Diese Wissenschaft ist würdig, die Begeisterung der Stockmeister und Polizeispione zu erregen. Aber es wäre ziemlich schwer zu erklären, wie sie als ein Glaubensartikel von denen angenommen worden ist, die sich als Jünger des Evangeliums ausposaunen, und welche anerkennen, daß „es besser ist, Gott zu gehorchen, als den Menschen**)." Ein solcher Grundsatz ist sicherlich ganz verdammenswürdig, wenn die Religion nur ein geschicktes Mittel ist, das eiserne Joch, unter welchem die Völker seufzen, noch schwerer zu machen. Von diesem Gesichtspunkt ist der Sohn des Menschen ein Gotteslästerer und ein Aufrührer, wie es die Pharisäer sagten, die sich auch konservativ nannten; denn er hat den Großen Judäas ihre Verdorbenheit und ihre Selbstsucht ohne alle Schonung vorgeworfen. Auch hat er kein Bedenken getragen, die Betrügereien eines heuchlerischen und entwürdigten Priesterthums zu enthüllen, auf das Haupt der unwürdigen Herren der Nation die Verachtung der Völker und den Fluch der Nachwelt herabzuwünschen. Welche seltsame Inconsequenz! Man erkennt den als den Sohn Gottes an, dessen ganzes Leben eine feurige Predigt gegen die verderbten Häupter der Hierarchie war, und man überliefert seine getreuen Jünger dem Scheiterhaufen, welche sich nicht fürchten, den Königen und den Päp-

---

*) Man lese als Muster dieses Systems Rohrbacher's Allgemeine Geschichte der Kirche.

**) Πειθαρχεῖν δεῖ θεῷ μᾶλλον ἢ ἀνθρώποις. (Apostelgesch. 5, 29.)

sten zu trotzen, um ihre Stimme zu Gunsten der unveräußerlichen Rechte der Gerechtigkeit und der Wahrheit zu erheben!

Unter denen, welche sich dieser schmerzlichen Aufgabe geweiht haben, gibt es keinen edleren, keinen mit tieferer Ueberzeugung, keinen heiligeren als Johannes Huß. Die Urkirche hat nie ein größeres Herz gekannt. Unerschrocken wie Paulus, verband er die engelgleiche Sanftmuth des Johannes mit dem glühenden Eifer des Petrus. Der Geist der Apostel schien in diesem edlen Sohne Böhmens wieder aufzuleben. Welche achtunggebietende Erscheinung ist dieser Name, der vor den Pharisäerhaufen keine andere Stütze hat, als sein Gewissen. Ohne Rathgeber, ohne Vertheidiger, durch die Qualen eines langen Gefängnisses erschöpft, mit Drohungen überhäuft, durch immer wieder auftauchende Fragen und Verläumdungen ermüdet, der Wuth der Fürsten und der Kirche überliefert, widersteht er allein, einer eisernen Säule vergleichbar, den Mächten der Erde und des Abgrunds. Aber man hat ungeahnte Kraft, wenn man sein Leben für eine große und heilige Sache opfert. In diesem Geist der Selbstverläugnung und Aufopferung liegt Hußens ganzer Charakter. Calvin war gelehrter als er, Luther übertraf ihn an Beredtsamkeit, Zwingli besaß ein Verständniß der philosophischen Fragen, das ihm gänzlich abging; sein Ruhm liegt ganz in seinem Märtyrertod. Wie die ersten Christen, so hat auch er durch den Tod gesiegt. Die Flamme seines Scheiterhaufens hat über dem Haupt des Menschengeschlechtes geleuchtet, wie ein heiliges Licht, das die Sonne überstrahlt. Seine vom Wind zerstreute Asche hat den Boden des alten Europa's befruchtet, und Lefevre, Zwingli und Luther sind aus derselben hervorgegangen.

Es gibt selbst ausgezeichnete Geister, welche nur an die materielle Gewalt glauben, sie sind geneigt, jede reine geistige That in's Lächerliche zu ziehen. Wenn man sie hört, „so ist Gott immer auf Seiten der zahlreichen Bataillone“ (dieß hat Voltaire gesagt). Wenn man jedoch die Geschichte der christ-

lichen Welt betrachtet, so bemerkt man bald, daß Gott, ob ein wenig früher oder ein wenig später, immer auf Seiten der Ideen des Fortschritts und der Freiheit ist. Im 15. Jahrhundert schien der Materialismus die ganze Welt zu beherrschen. Der durch das Christenthum auf die Erde gebrachte neue Geist schien von den selbstsüchtigen Leidenschaften des Fleisches und des Blutes erstickt. Selbst die Häupter des geistlichen Standes verläugneten ihre Aufgabe mit einer frevelhaften Keckheit. Johann XXIII., der sich für den Statthalter Christi ausgab, schwur beim „Satan". Aber als alle Lebenskeime unter dem Eise des Winters in der Tiefe der Furchen verschwand, genügte ein Hauch der schöpferischen Macht, um sie in's Leben zurückzurufen. So lebte der evangelische Sinn hundert Jahre vor den Reformatoren von Paris, Zürich und Wittenberg wieder auf.

Huß war der Vorläufer dieser großen religiösen Wiedergeburt. Man muß bei ihm keinen bestimmten Plan und keine entwickelten Ideen suchen, wie man sie bei Zwingli und Calvin findet. Streben nach einer idealen Welt, glühende Wünsche, prophetische Begeisterung, das ist es, was diesen großen Mann beseelt. Seine Sprache ist nicht die philosophische Sprache der Zürcher oder Genfer. Er drückt sich aus wie die Seher des alten Testaments; er liebt die kühnen Methaphern Ezechiels oder die dramatischen Bilder des Jesaias. Wie die Gesandten Jehova's, sind seine Lippen von brennenden Kohlen berührt worden. Seine Blicke sind nach Osten gerichtet. Von dort muß das Licht ausströmen, das die verderbliche Finsterniß zerstreuen soll, in welche die Welt getaucht ist.

Wenn Huß auch durch die Formen der Sprache, durch die Anschauung der Zukunft an die Heiligen des alten Bundes erinnnert, so ist doch sein Charakter durchaus evangelisch und modern. Je mehr sich sein Geschick entfaltet, und je mehr er sich dem Ende seiner ruhmvollen Laufbahn nähert, desto mehr wird seine schöne Seele von Liebe und Barmherzigkeit erfüllt. Nie geht eine Verwünschung über seine Lippen. Statt seinen

Kerkermeistern zu fluchen, unterrichtet er sie in den Geheimnissen des Reiches Gottes. Wie Jesus betet er für seine Henker und für seine Verfolger. Es ist nicht mehr der heftige Redner, der in der Bethlehemskapelle gegen die Verdorbenheit der Römischen Kirche donnerte; es ist ein Opfer voll Ergebung, welches die Ruhe seiner Aufopferung nicht durch ein einziges Gefühl von Bitterkeit rauben will. Von pflichtvergessenen Priestern umgeben, die ihn bedrohen und beschimpfen, die nach seinem Blute lechzen, entschlüpft ihm keine einzige Aufwallung von Zorn. Er beruft sich mit Kraft auf den Richterstuhl Gottes, aber ohne die Gerechtigkeit der Menschen, trotz ihrer empörenden Parteilichkeit, zu beleidigen. Um eine ähnliche Erscheinung zu finden, muß man in die Zeit eines Polykarp, eines Ignatius von Antiochien, eines Justinus, eines Lucianus, in die Zeit der ruhigen und muthigen Märtyrer der ersten Kirche zurückgehen*). In den friedlichen Tagen seiner Jugend, legte Huß, wie wenn er das Vorgefühl der Zukunft gehabt hätte, seine Hand auf eine Gluth, um zu sehen, ob er wie der heilige Laurentius, die ganze Heftigkeit des Feuers vertragen könnte. So bereitete sich diese auserwählte Seele auf den Ruf vor, welchen ihm der Himmel bestimmt hatte, einen zugleich großartigen und schmerzreichen Ruf, ähnlich dem des göttlichen Meisters, der sein Leben für das Heil der Welt hingegeben hat.

Daher ist auch das Beispiel des Sohnes Gottes stets vor den Augen des Konstanzer Märtyrers. Er erinnert sich beständig jener heuchlerischen Pharisäer, welche aus persönlichen Rücksichten die Verfolger der Gerechtigkeit und der Wahrheit geworden sind. In seiner Verlassenheit denkt er unwillkürlich an den göttlichen Erlöser, der seinen unversöhnlichen Feinden überliefert ist, wie er das Haupt unter ihren Streichen beugt, mit dem Rohr eines verhöhnenden Szepters geschlagen wird. Das Leiden Christi ist seine Kraft und sein Trost. Er ruht

*) Vergl. Ruinart, Acta Martyro.

im Geiste unter den Oelbäumen Gethsemane's; er trinkt aus dem bitteren Kelch; er erhält auch den Kuß des Verraths; er hört das Geheul der wilden Menge, welche seinen Tod verlangt und sein Blut trinken möchte, er fühlt zuweilen die unwillkürliche Traurigkeit, welcher sich Christus selbst hingab. Man sieht ihn alsdann auf das Leben zurückschauen, auf die Freude, die er verläßt, auf die Bande, die er wird zerreißen müssen.

Der Name Wiklef ist von Huß unzertrennlich. Vor diesen zwei großen Männern hatten sich edle Geister gegen die Lehren der Römischen Kirche empört, so Arnold von Brescia, Berengar von Tours, Waldo. Aber zu jener Zeit konnte ihr Unternehmen keinen Erfolg haben. Doch hinterließen diese Gegner des Papstthums in vielen Geistern Keime der Opposition. Wiklef folgte auf sie. Er lehrte, daß nach den Schriften der Apostel der römische Bischof nicht als das Haupt der allgemeinen Kirche angesehen werden könne. Es ärgerte ihn, daß ein elender Sünder, der selbst seines Heils nicht gewiß sei, sich für den unfehlbaren Herrn der Kinder Gottes ausgebe. „Wenn der Römische Bischof die Verdammniß auf sich herabzieht, so wird ein Dämon der Hölle der Anbetung der Menschen dargeboten *).“

Das Merkwürdigste aber ist, daß Gerson, das Orakel der Pariser Universität, welchen man wie das Licht der katholischen Welt betrachtet, Gerson, dieser unbarmherzige Gegner der Ketzer, welcher gegen sie die ganze Strenge der Gesetze verlangte, von der päpstlichen Gewalt mit einer beinahe eben so großen Kühnheit sprach.

„Die allgemeine Kirche,“ sagt er, „ist die Vereinigung aller Christen, Griechen, Barbaren, Männer, Weiber, Adeligen, Bauern, Reichen und Armen **). Diese Kirche ist es, welche nach

*) Vaughan, Vie de Wiclef 2, 273.

**) Ein ausgezeichneter Katholik hat es versucht, aber freilich vergeblich, dieser Idee bei seinen Religionsgenossen Eingang zu verschaffen. (S. Bordas-Demoulin, Des pouvoirs constitutifs de l'Eglise).

der Ueberlieferung weder irren noch fehlen kann; Jesus Christus allein ist ihr Haupt. — Es wird eine andere Kirche die apostolische genannt, — man nennt sie gewöhnlich die Römische Kirche. Diese ist es, von welcher man glaubt, daß der Papst ihr Oberhaupt, und die übrigen Geistlichen ihre Glieder seien; diese kann irren und fehlen, diese kann betrügen und betrogen werden. — Die Gewalt des Papstes macht sie nicht heilig, weil diese Gewalt Guten und Bösen zu Theil werden kann; auch der päpstliche Stuhl macht sie nicht heilig, denn der Mensch muß den Sitz heiligen, nicht der Sitz den Menschen. Welche Thorheit ist es, zu glauben, daß ein einfacher Sterblicher, ein Kind der Verdammniß, ein Pfründenwucherer, ein Geizhals, ein Lügner, ein Hurer auf Erden und im Himmel binden und lösen könne*)."

So sprach der „allerchristlichste Lehrer" **), einer der Heiligen der Französischen Kirche***), welchem mehrere katholische Schriftsteller das Buch „von der Nachahmung Christi" zugeschrieben haben, das für sie nach dem Evangelium das Buch der Bücher ist.

Indem Wiklef die Folgerungen aus seinen Grundsätzen zog, sprach er den Päpsten durchaus das Recht ab, die Könige zu entsetzen. Nach ihm sollen die Priester dem bürgerlichen Gesetze in Allem, was ihre Personen und ihre Güter betrifft, unterworfen sein†). Gerson behauptet ebenfalls, daß der Papst nicht größer als Jesus Christus und als St. Petrus sei, die sich beide der weltlichen Gewalt unterworfen haben, indem sie allen Menschen befahlen, sich ihr zu unterwerfen††).

Es ist eine nicht weniger bemerkenswerthe Thatsache, daß Ger-

---

*) Gerson, De modis uniendi ac reform. Eccles. in conc. T. II.

**) Doctor christianissimus.

***) S. Faujère, Éloge de Gerson.

†) Vaughan, Vie de Wiclef, T. II.

††) Gerson, De modis etc.

son, der wie Wiklef, wie Calvin. ein Schüler des hl. Augustinus war, die Rechtfertigung durch den Glauben ohne die Werke lehrte. „Der Mensch," sagt der Kanzler der Pariser Universität, „kann Nichts aus eigenem Willen thun, um sich von seinem Fall zu erheben; er wird nicht durch seine Werke selig. Jesus Christus allein ist der Heiland, und er erlöst nur die, welche von aller Ewigkeit dazu bestimmt sind*)."

Diese Stellen müssen auf alle Die einen tiefen Eindruck machen, welche sich an die Geschichte der Kirchenversammlungen von Konstanz und Trient erinnern. Man fragt sich, wie der Pariser Professor für eine Säule der Kirche hat gehalten werden können, während man den Johannes Huß und Hieronymus von Prag dem Henker überliefert und Calvin als Ketzer behandelt hat. Diese auffallenden und zu wenig beachteten Thatsachen geben ein klares Bild von der Gerechtigkeit Roms. Sein Vortheil allein gibt ihm seine Entscheidungen ein; es absolvirt und verflucht die nämlichen Meinungen. So hat es den Fatalismus Augustins, Prospers und Gersons empfohlen, während es nicht genug Verwünschungen gegen die Genfer und Wittenberger Reformatoren hat.

„Und ich, ich ruf' je nach der Zeit:
Es lebe der König, es lebe die Liga!"

Was aber Gerson betrifft, so glauben wir, daß, wenn er die logische Kraft Wiklefs, die Entschlossenheit Zwinglis und den Muth des Huß gehabt hätte, er eine Kirche direkt angegriffen hätte, deren Mißbräuche und Lehren er mit so viel Beredtsamkeit tadelte. Wenigstens hätte er seine Hände von dem Blut des Märtyrers Huß rein erhalten, dessen Meinungen vielleicht weniger kühn waren, als die seinigen. Wenn er auf diese Weise das Wohlwollen der offiziellen Geschichtschreiber des Papstthums verdient hat, so werden ihn die aufrichtigen Christen

*) Gerson, De consol. theol. 1, 187, vergl. mit Wiclef, De verit. script. expos.

auf eine ganz verschiedene Weise beurtheilen. In den Augen dieser wird die Vergleichung des Heldenmuths, welchen Huß an den Tag legte, mit dem klugen Rückhalt des französischen Theologen diesem letzten nicht zur Ehre gereichen. Die Geschichte wird ihre Strenge nachahmen. Es ist ihre heilige Aufgabe, die Feigheit zu brandmarken, welche man mit den hohen Namen: „Klugheit, Mäßigung, Liebe zum Frieden und zur Einheit" zu rechtfertigen sucht. Der Friede kann nicht mit dem Opfer der Ueberzeugung eines ganzen Lebens und den Vorwürfen des Gewissens erkauft werden. Christus hatte die eitlen Entschuldigungen dieser elenden Staatskunst im Auge, als er sagte: „Ich bringe das Schwert und nicht den Frieden." Krieg gegen das Böse, Krieg gegen die Tyrannei, Krieg gegen die heuchlerische Klugheit, das ist die Sittenlehre des Evangeliums, welche für Menschen und nicht für Sklaven gemacht ist. Das Wort des Erlösers kann diese Gleichgültigkeit nicht in Schutz nehmen, welche den entnervten Seelen gefällt und sie anreizt, sich gegen alle Mißbräuche nachsichtig zu zeigen. Es fordert uns im Gegentheil zum Kampfe gegen diesen weltlichen Sinn auf, der das traurige Geheimniß besitzt, den festesten Muth zu erschlaffen.

So hat Johannes Huß das Evangelium verstanden; er nahm es schon in seiner Jugend ernsthaft auf. Die brüderlichen Grundsätze des heiligen Buchs waren für ihn niemals, wie für so viele Christen, ein todter Buchstabe. In der Mitte des Volks geboren, wie Luther, der sein Werk fortsetzte, der Sohn einfacher Bauern, blieb er der Einfachheit seines Ursprungs immer getreu. „Johannes Huß," sagt der Jesuit Balbinus, welcher nicht geneigt ist, ihm zu schmeicheln, „war mehr scharfsinnig*) als beredt. Aber die Einfachheit und die Strenge

*) Man wird aus den Bruchstücken seiner Briefe und Reden, die wir anführen werden, sehen, ob irgend Etwas in ihnen an die scholastischen Spitzfindigkeiten erinnert.

seiner Sitten, sein vorwurfsloses Leben, sein bleiches und schwermüthiges Gesicht, seine große Sanftmuth und seine Leutseligkeit gegen Alle, selbst gegen die Niedrigsten, überzeugten mehr als die größte Beredtsamkeit*)."

Als Huß Priester geworden war, wählte ihn die Kaiserin, Königin von Böhmen, zu ihrem Beichtvater. Er erwarb sich nunmehr zahlreiche und mächtige Freunde. Doch stammt seine Berühmtheit erst vom Jahr 1414, wo er an die Bethlehems-Kapelle berufen wurde. In dieser Kapelle, welche einen Namen so guter Vorbedeutung trug, sollte Christus in der Tiefe der Seelen wieder geboren werden, und die Armen sollten wieder einmal die Lehre vom „Reiche Gottes" hören.

Obgleich die Bücher Wiklefs dem Johannes Huß zuerst mißfallen hatten, so hatte ihm endlich ein eindringlicheres Studium die Wichtigkeit der darin enthaltenen Ideen gezeigt. Wie der englische Reformator, so sah auch er die Schrift für die einzige unfehlbare Autorität an, ein Grundsatz, der die ganze römische Hierarchie von Grund aus umstürzte. Er war eben so der Ansicht, daß man den Klerus auf seine geistliche Aufgabe zurückführen müsse, und daß die pflichtvergessenen Priester ihre ganze Vollmacht verlören. Der Gedanke, die Geistlichen zu verpflichten, sich nur mit den ewigen Interessen zu beschäftigen, war nicht neu. Hildegard, welcher von Rom heilig gesprochen worden ist, trug kein Bedenken zu sagen: „Der allmächtige Vater hat alle Dinge gar wohl vertheilt. Er hat den himmlischen Menschen den Himmel, und den irdischen Menschen die Erde gegeben, so daß dieser Vertheilung gemäß die Geistlichen und die Weltlichen, weil Jeder besitzt, was ihm willkommen ist, einander nicht in ihre Rechte greifen. Denn Gott hat nicht gewollt, daß einer seiner Söhne zugleich den Rock und den Mantel habe. Er hat den Mantel den Weltlichen,

---

*) Balbinus Epitome rer. Boic. 431.

den Rock dem geistlichen Volke gegeben, und wenn Rock und Mantel sich vereinigt finden, muß man den Mantel wegnehmen, und ihn den Armen geben*).“

Die Schwierigkeit lag darin, diese Grundsätze einer gierigen und verdorbenen Geistlichkeit begreiflich zu machen. Ehe Huß diese große Aufgabe unternahm, mußte er gegen vielen Kummer und Widerwillen, ankämpfen. Er erzählt selbst in höchst dramatischer Darstellung, auf welche Weise sich die Stimme des Himmels Gehör verschaffte. Er führt zuerst folgende Stelle des Propheten Ezechiel an: „Als ich die Mauer durchbrechen sollte, zeigte sich ein Thor. Da sprach der Herr zu mir: Tretet herein und schaut, welche abscheuliche Gräuel diese Leute hier begehen.“ Huß fügt hinzu: „Mich auch hat Gott erweckt, um die Mauer zu durchbrechen, damit man die Menge der Gräuel an der heiligen Stätte entdecke. Es hat dem Herrn gefallen, mich aus dem Orte zu ziehen, wo ich wie ein aus dem Feuer gerissener Feuerbrand war. Ein unglücklicher Sklave meiner Leidenschaften, hat mich Gott, wie einst Loth, aus dem Brande Sodoms gezogen, und ich habe der Stimme gehorcht, die da sagte: Brich die Mauer durch! — Ich sah hierauf ein anderes Thor, und dieses Thor war die heilige Schrift, und ich sah durch dasselbe die Gräuel der Priester und Mönche, welche durch verschiedene Sinnbilder bezeichnet waren. Niemals haben die Juden und die Heiden so abscheuliche Sünden vor Christus begangen, als diese schlechten Christen und diese heuchlerischen Priester heute mitten in der Kirche begehen**).“

Wer mit so viel Kühnheit das Verderbniß der Häupter der Kirche enthüllte, setzte sich im 15. Jahrhundert den gräßlichsten Verfolgungen aus. Es gibt noch in unsern Tagen mehr als ein Land in Europa, wo man es nicht thun könnte, ohne

*) Huss, Hist. et monum. I., 155.
**) Huss, Hist. monum. J. p. 503.

sich den größten Gefahren auszusetzen*). Man untersagte zuförderst dem Huß die Ausübung seines geistlichen Amts, bis die Umstände es erlaubten, strengere Maßregeln gegen ihn zu ergreifen. Bald darauf wurde er vor den Erzbischof von Prag geladen, der ihm vorwarf, schwere Irrthümer über die christlichen Bestattungen zu lehren. Am folgenden Sonntag bestieg der unerschrockene Prediger die Kanzel. Weit entfernt, durch die Drohungen eingeschüchtert zu sein, wendete er sich mit seiner gewöhnlichen Kraft an das Volk:

„Es ist seltsam," sagte er, „meine theuern Böhmen, daß man offenbare Wahrheiten zu lehren verbietet, und vornämlich diejenigen, welche in England und an andern Orten ihren Glanz verbreiten. Diese besondern Leichenbegängnisse, diese Kerzen und diese Glocken dienen zu Nichts, als die Börsen der geizigen Priester zu füllen, und was sie Ordnung**) nennen, ist nichts Anders, als Verwirrung. Glaubt mir, sie wollen euch durch solche Gebote in Fesseln schlagen, aber ihr, zerbrecht eure Fesseln."

Wenn ihm diese edle Kühnheit viele Feinde erweckte, so fand er auch Vertheidiger unter denen, welche in ihrer Seele das christliche Gefühl wieder aufleben fühlten. Die Universität von Bologna sprach sich unter den Augen des Papstthums selbst gegen den Erzbischof aus. Auf diese Stütze bauend, appellirte Huß an den Papst Alexander V.; aber dieser Papst wurde durch Balthasar Cossa ersetzt, der den Namen Johann XXIII. annahm.

Alle Geschichtschreiber der Zeit haben das düsterste Gemälde dieses Bischofs entworfen. Dietrich von Niem, sein Sekretär und Geschichtschreiber, stellt ihn als ein Ungeheuer von Geiz,

*) Man lese das Oesterreichische Konkordat, welches, wie man weiß, sogar jede Kritik der römischen Liturgie verbietet.

**) Dieses Wort hat keinen andern Sinn im Munde vieler Konservativen unserer Zeit.

Ehrsucht, Ausschweifung und Grausamkeit dar*). Er hatte den päpstlichen Stuhl mit Gold erkauft**). Ein Mann von diesem Charakter konnte die Predigten des Huß nur mit Zorn sehen und in der That ließ er ihn bald nach Rom vorladen. Da Huß sich nicht stellte, so exkommunicirte er ihn und belegte Prag mit dem Interdicte. Huß protestirte mit dem größten Seelenadel. Von einem Papste verdammt, der die bischöfliche Würde besudelte und der sich nicht fürchtete, sich den Statthalter desjenigen zu nennen, der ohne Sünde ist, appellirte er an den Erlöser selbst. „Unser Herr Jesus Christus", sagte er, „der wahre Gott und wahre Mensch hat, als er von den Hohenpriestern, den Schriftgelehrten, den Pharisäern und Opferern, seinen Richtern und Anklägern, umgeben war, seinen Jüngern das schöne Beispiel gegeben, ihre Sache dem Urtheile Gottes zu unterwerfen, der Alles weiß und Alles kann. Dieses heilige Beispiel befolgend, appellire ich an Gott, da ich mich durch ein ungerechtes Urtheil und durch die vorgebliche Excommunikation der Hohepriester, der Schriftgelehrten, der Pharisäer und der auf dem Stuhl Mosis sitzenden Richter unterdrückt sehe. Ich, Johannes Huß, überreiche diese Appellation meinem Herrn und Richter Jesus Christus, der die gerechte Sache des Niedrigsten unter allen Menschen kennt und beschützt" ***).

In dieser Sprache erscheint Sanftmuth und Festigkeit auf wunderbare Weise gepaart. In seinen Geburtsort zurückgekehrt, schrieb Huß eine kleine Abhandlung, welche bestimmt war, durch die Autorität der Vernunft, der Väter, der Päpste und der Kirchensatzungen zu beweisen, daß man die Bücher der Ketzer lesen, nicht aber sie verbrennen solle†). Er schrieb zu gleicher Zeit einen Brief an seine Schüler, welcher die Milde der apostolischen

*) In Von der Hardt II., 14.
**) T. de Niem, Invect. in Joh. XXIII. cap. VII.
***) Hist. et monum. Huss 1, 129.
†) A. a. O., 1, 127.

Zeiten athmete. „Wißt, meine Theuern," sagte er, „daß ich mich nach dem Beispiel und der Mahnung Christi aus eurer Mitte zurückgezogen habe, aus Furcht, den Bösen die Gelegenheit der ewigen Verdammniß und den Guten ein Gegenstand des Kummers und der Trauer zu werden. Ich bin geflohen, damit mir ungerechte Priester nicht die Verkündigung des göttlichen Wortes verbieten und damit ihr nicht meinetwegen der göttlichen Wahrheit beraubt werden möchtet, für welche ich mit der Gnade Gottes zu sterben wünsche" *).

Mitten unter diesen Aufregungen bildete das Leben Christi und der Apostel den beständigen Gegenstand seines Nachdenkens „Ich habe, meine Geliebten", schrieb er, „euere schmerzliche Prüfung erfahren. — Ich auch, meine theuersten Freunde, habe Versuchungen bestanden, und ich freue mich endlich, daß ich wegen des Evangeliums Ketzer genannt werde, und als ein Böser und ein Empörer excommunicirt bin. Um mich in dem sanften Frieden meines Herzens wieder zu bestärken, habe ich mich an das Leben und an die Worte Christi und an die seiner Apostel erinnert **). Ich habe mich daran erinnert, auf welche Weise der Hohepriester Anna und Caiphas und Johannes und Alexander und der ganze Priesterstamm den Aposteln verboten, im Namen Jesu zu sprechen und zu lehren. Aber Petrus und Johannes antworteten ihnen und sagten: „Urtheilt selbst in Gegenwart des Herrn, ob es billig sei, daß wir eher auf euch hören, als auf Gott. Können wir nicht von dem sprechen, was wir gehört und gesehen haben ***)?" Und da die nämlichen Priester ihnen noch

---

*) Briefe von J. Huß an Meister Martin und an Meister Nikolaus von Myliczin. — Ich habe nur den wesentlichen Inhalt, aber nicht die Ausdrücke selbst wiederzugeben.

**) Apostelgeschichte 4.

***) *Εἰ δίκαιόν ἐστιν ἐνώπιον τοῦ θεοῦ, ὑμῶν ἀκούειν μᾶλλον ἢ τοῦ θεοῦ, κρίνατε. οὐ δυνάμεθα γὰρ ἡμεῖς ἃ εἴδομεν καὶ ἠκούσαμεν μὴ λαλεῖν.*

einmal verboten hatten, zu predigen, sagten sie*): „Man muß Gott eher gehorchen als den Menschen." Der heilige Hieronymus hat gesagt: „Wenn der Herr oder der Bischof Dinge verlangt, die dem Glauben oder der Schrift nicht widersprechen, so ist der Diener gehalten, zu gehorchen. Wenn er aber Etwas befiehlt, was ihnen widerspricht, so muß man eher dem Herrn der Seele als dem des Körpers gehorchen." Und weiter fügt er hinzu: „Wenn der Kaiser euch befiehlt, was gut ist, so thut ihm seinen Willen, wenn er Böses befiehlt, so antwortet: Es ist besser, Gott zu gehorchen als den Menschen." — Der heilige Augustin sagt ebenso in seiner Predigt über die Worte des Herrn: „Wenn eine irdische Gewalt euch befiehlt, was ihr nicht thun dürft, so verachtet diese Gewalt, und fürchtet eine höhere Macht. — Wir müssen also der Gewalt des Teufels oder der Menschen widerstehen, wenn sie uns Etwas gegen Gott eingeben, und wenn wir dieß thun, so widerstehen wir nicht, sondern wir gehorchen dem Befehle Gottes." So spricht der heilige Augustin. Es sagt auch der heilige Gregor in seiner „Abhandlung über die Moral": „Wisset, daß man das Böse niemals aus Gehorsam thun soll." Der heilige Bernhard schreibt in einem seiner Briefe: „Das Böse auf Befehl, von wem es auch sei, zu thun, heißt nicht gehorchen, sondern ungehorsam sein**)."

Durch die Betrachtung der evangelischen Wahrheiten gestärkt, fand Huß in seinem Herzen glühende Worte christlicher Liebe und der Hingebung an Gott und an das Heil der Menschen. Dieses Herz war wie ein unerschöpflicher Bronnen des Glaubens und der Liebe. Sein größter Trost waren die sanften Worte Christi, die Betrachtung seiner Erniedrigung und seiner Leiden. „Meine Geliebten", sagte er in einem seiner herrlichsten Briefe, „laßt euch nicht durch Schrecken niederschlagen;

*) Apostelgesch. 5.

**) Briefe von Johann Huß 1. Reihe 5. Brief. — Er führt auch die Meinung des heiligen Isidor und Beda an.

fürchtet euch nicht, wenn der Herr Einige von euch in Versuchung führt, wenn er erlaubt, daß die Diener des Antichrist ihre Tyrannei gegen euch ausüben. Gott selbst hat zu seinem Diener gesagt*): Fürchte dich nicht, wenn die Macht der Gottlosen auf dich stürzt, denn ich werde dir zur Seite stehen u. s. w." Und er hat durch den Mund des Propheten David gesagt: „Ich bin bei ihm in seiner Prüfung; ich werde ihn befreien und verherrlichen u. s. w." — So bleibt denn fest in der Wahrheit, die ihr erkennt, liebt und thut Alles, was ihr thut, als wahre Kinder Gottes. Habt Vertrauen, denn Christus hat gesiegt und ihr werdet auch siegen. Gedenkt dessen, der von den Sündern viele Verfolgungen erdulbet hat; wanket nicht in euerm guten Entschluß; laßt uns zusammen die ganze Last unserer Sünden niederlegen und zum Kampf eilen, die Augen auf Jesum gerichtet, der unsern Glauben eingesetzt, der zu einem glorreichen Zweck die Schande verachtet, die Schmach des Kreuzes erlitten hat und jetzt zur Rechten Gottes sitzt. — Der Schöpfer, der König, der oberste Herr der Welt hat sich, ohne bei seiner göttlichen Natur dazu gezwungen zu sein, trotz seiner Vollkommenheit, zu unserer Menschheit erniedrigt; er ist uns armen Sündern zu Hülfe gekommen, Hunger, Durst, Kälte, Hitze, Schlaflosigkeit, Ermüdung ertragend; er hat, indem er uns belehrte, Schmerzen und schwere Schmach von den Priestern und Schriftgelehrten erduldet, die ihn sogar einen Besessenen und Gotteslästerer nannten, indem sie sagten, daß dieser nicht Gott sei, den sie wie einen Ketzer excommunicirt, den sie aus der Stadt verjagt und wie einen verdammten gekreuzigt haben. — Wenn also Christus Solches von den Priestern erduldet hat, er, der alle Krankheiten durch sein Wort allein ohne irgend eine irdische Belohnung geheilt, er, der die Teufel verjagt, die Todten auferweckt, und das Gesetz Gottes gelehrt hat; er, der Niemandem Unrecht gethan, der keine Sünde begangen,

*) Sprichwörter 3.

und der von ihnen Alles erduldet hat, bloß weil er ihre Bosheit aufdeckte; warum sollen wir uns wundern, wenn heute die Diener des Antichrist, welche geiziger, ausschweifender, grausamer, schlauer sind, als die Pharisäer, die Diener Gottes verfolgen, sie mit Schmach überhäufen, sie excommuniciren, sie in das Gefängniß werfen und tödten? — Es begegnet ihnen, was den Priestern der Juden begegnet ist. — Sie glaubten, die Wahrheit, welche immer siegreich ist, ersticken und besiegen zu können, indem sie verkennen, daß das Eigenthümliche und das Wesen der Wahrheit darin besteht, daß, je mehr man sie zu verdunkeln strebt, sie um desto glänzender strahlt, und daß, je mehr man sie unterdrücken will, sie um desto mehr wächst und sich erhebt. Die Hohepriester, die Priester, die Schriftgelehrten und die Pharisäer, Herodes und Pilatus, und die Bewohner Jerusalems haben einst die Wahrheit verurtheilt; sie haben sie gekreuzigt und begraben; aber aus dem Grabe emporsteigend, hat sie alle besiegt und hat zwölf Verkündiger des Wortes ausgesendet*)."

Dieser letzte Zug ist herrlich. Es wäre schwer, selbst bei den Lehrern der ersten Kirche einen kräftigeren, christlicheren Gedanken zu finden. Huß schrieb um die nämliche Zeit an den Rektor der Prager Universität, und erklärte ihm mit einer rührenden Einfachheit, daß er bereit sei, den Märtyrertod zu erleiden.

„Wenn ich in Christus heilig lebe und leben will, so ist es nöthig, daß ich die Verfolgung im Namen Christi erdulde; denn wenn Christus hat leiden müssen, um in die Herrlichkeit einzugehen, müssen auch wir Unglückliche ebenfalls unser Kreuz tragen, und müssen ihm in seinen Leiden nachahmen. — Ich betheure denn, ehrwürdiger Rektor, daß ich niemals durch die Verfolgung niedergebeugt worden bin, ich werde es nur durch meine Sünden und den Irrthum des christlichen Volkes. Was sind mir in der That die Reichthümer des Jahrhunderts? Welchen Schmerz kann mir ihr Verlust bereiten? Was ist mir der

*) Briefe des Joh. Huß 1. Reihe 6. Brief: An die Getreuen von Prag.

Verlust der Gunst dieser Welt, welche von der Bahn Christi ablenkt? Was ist die Schande, welche doch, wenn sie mit Demuth ertragen wird, die Kinder Gottes prüft, läutert, erleuchtet, so daß sie wie die Sonne im Reich ihres Vaters glänzen und strahlen? Was endlich ist der Tod, wenn man mich diesem elenden Leben entreißt? Wer hienieden verliert, siegt selbst über den Tod — er findet das wahre Leben. — Ich werde meinen Leib dem Tode aussetzen — ich hoffe es mit dem Beistand unseres Herrn Jesu Christi — wenn seine Barmherzigkeit mir zu Hülfe kommt; denn ich wünsche nicht, in diesem verdorbenen Jahrhundert zu leben." Huß schildert hierauf die ganze Pflichtvergessenheit des Papstes und seiner Prediger, seiner Beamten und seiner Gelehrten, dann fügt er mit einer bewunderungswürdigen Kraft hinzu*): „Weh mir, wenn ich nicht gegen einen solchen Gräuel predige! Weh mir, wenn ich nicht weine, wenn ich nicht schreibe! Wird man einen einzigen Menschen finden, für den solches nicht eine Trübsal ist? Schon schwingt sich der große Adler auf und ruft uns zu: Wehe, wehe den Bewohnern der Erde" **).

So war denn das Opfer in dieser großen Seele schon vollendet. Aber die in den Absichten Gottes bezeichnete Stunde war noch nicht gekommen. Das Volk erhob sich gegen die Bedrückung der Geistlichkeit und rief seinen geliebten Prediger nach Prag zurück.

Um diese Zeit vereinigte ein ausgezeichneter Schüler seine Bemühungen mit denen des großherzigen Reformators; es war Hieronymus von Prag, den sein Muth, seine Beredtsamkeit und sein Märtyrertod unsterblich gemacht haben. Ein Geist des ersten Ranges, hatte Hieronymus auf den Universitäten schon einen großen Ruf erworben. Er war „Magister der Wis-

*) Briefe von Johannes Huß. 1. Reihe 4. Brief: An den Rektor der Prager Universität.

*) Οὐαὶ, οὐαὶ, οὐαὶ τοῖς κατοικοῦσιν ἐπὶ τῆς γῆς (Offenbarung, 8, 13.)

senschaften" an den berühmten Unviversitäten Paris, Cöln und Heidelberg*). Größer an Talent als der, den er für seinen Meister anerkannte, war seine Sprache beredt, aber leidenschaftlich. Er hatte in Paris Sätze gegen Gerson selbst vertheidigt. Die Herrschaft, welche Johannes Huß auf seine Landsleute ausübte, war so groß, daß Hieronymus sich ihr wie die Andern unterwarf. Ein bemerkenswerther Umstand offenbarte den Charakter dieser beiden Männer. Johann **XXIII.** hatte eben gegen Ladislaus von Ungarn, der Ansprüche auf den Thron von Neapel machte, eine Bulle geschleudert und einen Kreuzzug gegen denselben gepredigt. Hieronymus konnte seinen Unwillen nicht zurückhalten und machte sich durch die Heftigkeit seiner Schmähungen gegen Rom viele Feinde. Huß fand, daß es der Sache, welcher er diente, würdiger sei, die Lehre des Papstes**) mit der Schrift und den Vätern zu widerlegen.

Man sollte glauben, daß das Wort des Reformators für die Gegenwart geschrieben worden sei***). Haben wir nicht auch gesehen, daß der römische Bischof für weltliche und zeit-

*) Mit diesem Titel beginnt Hieronymus einen seiner Briefe.

) Es wäre genauer zu sagen: die Lehre der Päpste. Man kann, um nur Ein Beispiel anzuführen, die Bulle Johann XXIII. mit der Inocenz des VIII. für die Ausrottung der Waldenser vergleichen. Der Papst ertheilt dem A. de Capitaneis volle Gewalt über alle Erzbischöfe ꝛc., „damit sie," sagt er, „alle zusammen mit dir und dem obengenannten Inquisitor die Waffen gegen die obengenannten Waldenser und andre Ketzer ergreifen sollen, um sie wie giftige Nattern zu zertreten, und sich eine so heilige und so nothwendige Ausrottung auf das Höchste angelegen sein zu lassen." (Léger**, Histoire des Églises vaudoises, livre II, c. II.) — Diese gräßliche Lehre ist übrigens auch die der von allen Katholiken für allgemein und unfehlbar gehaltenen Kirchenversammlungen. (Man sehe die Acten des 4. Lateranischen Conciliums in Mansi, Sacror. Concilior. Coll. und Labbe XI, p. 1.)

***) S. Hist. et mon. Huss, I, 215—234.

liche Güter einen Kreuzzug gegen die Römer gepredigt, und dem Schwerte der Fremden die überliefert hat, welche er heuchlerisch seine Kinder nennt?

„Ich werde Nichts behaupten," sagt Johannes Huß, „was nicht mit der heiligen Schrift übereinstimmt, und ich will mich in keiner Weise der Gewalt entgegensetzen, welche Gott dem römischen Bischof verliehen hat. Ich werde mich nur dem Mißbrauch dieser Gewalt widersetzen. Nun ist es aber weder den Päpsten, noch den Bischöfen, noch den Priestern gestattet, Krieg zu führen, namentlich nicht für weltliche Zwecke. Wenn es den Jüngern Jesu Christi nicht erlaubt war, das Schwert zu ziehen, um den, welcher das Haupt der Kirche war, gegen diejenigen zu vertheidigen, welche sich seiner bemächtigen wollten, wenn selbst der heilige Petrus deshalb streng getadelt wurde, um wie weniger wird es einem Bischof gestattet sein, für eine zeitliche Herrschaft und für weltliche Reichthümer Krieg zu führen."

Huß beruft sich sodann auf Hieronymus, Augustin, Ambrosius, Bernhard, Gregor den Großen. „Ich fürchte Gott," sagte dieser letzte, „deshalb scheue ich mich, an dem Tod irgend eines Menschen Theil zu nehmen*). Die Worte, welche der heilige Bernhard an den Papst Eugenius **III.** richtete, sollten wohl dessen Nachfolger Pius **IX.** zum Nachdenken bewegen. „Du sollst die Wölfe bezwingen, aber Du sollst nicht die Schafe unterjochen; sie sind dir gegeben worden, um sie zu weiden, aber nicht um sie zu unterdrücken. Wenn dein Herz in heiliger Aufregung ist, so bediene dich deiner Zunge und gürte dich mit dem Schwerte, mit dem Schwerte des Geistes nämlich, welches das Wort Gottes ist."

Huß kommt freudig auf die oberste Autorität, die des Evangeliums, zurück. „Wenn der Papst und seine Cardinäle zu Christus gesagt hätten: Herr, wenn du es willst, so wollen

---

*) Gregorius M., Epist. ed Vales. imper.

wir die ganze Welt zur Vernichtung des Ladislaus, des Gregor*) und ihrer Mitschuldigen ermahnen; so hätte ihnen der Heiland ohne Zweifel geantwortet wie seinen Aposteln, als diese ihn um Rath frugen, um sich an den Samaritanern zu rächen. „Ich bin nicht gekommen zu verderben, sondern zu erhalten" **). Jesus hat seinen Feind, den Diener des Hohepriesters, der gegen ihn zog, nicht geschlagen, sondern er hat ihn geheilt. — Möge dann sagen, wer da will, daß er der Bulle bis zur Ausrottung des Ladislaus und der Seinigen gehorchen müsse***); was mich betrifft, so möchte ich nicht ohne eine Offenbarung, ohne einen bestimmten Befehl Gottes die Hand gegen Ladislaus und seine Anhänger erheben; sondern ich würde ein demüthiges Gebet zu Gott richten, daß er die Irrenden auf den Weg der Wahrheit zurückführe; denn Er, der das Haupt der ganzen Kirche ist, hat für seine Verfolger gebetet und gesagt: Vater, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!†), und ich glaube, daß Christus, seine Mutter und seine Jünger größer waren, als der Papst und die Kardinäle."

Mit derselben Kraft und mit derselben Kenntniß der Bibel bekämpft er die Ablässe, von denen man damals einen so ärgerlichen Gebrauch machte.

„Kein Heiliger in der Schrift," sagt er, „hat Ablaß der Strafe und der Schuld auf eine bestimmte Zahl Jahre und Tage gegeben; unsere Gelehrten haben es nicht gewagt, irgend einen Kirchenvater zu nennen, der Abläße angeordnet und

*) Angelio Corrario als Papst, Gregor XII., der Nebenpapst Johannes XXIII., gegen welchen er ebenfalls eine Bulle geschleudert hatte.

**) Lucas 9, 56.

***) Hier ist keine Uebertreibung, denn in seiner Bulle beschwört der Papst bei der Vergießung des Blutes Jesu Christi alle Glieder der Kirche, den Ladislaus und seine Vertheidiger bis zum Aeußersten zu verfolgen und sie auszurotten.

†) *Πάτερ, ἄφες αὐτοῖς. οὐ γὰρ οἴδασι τὶ ποιοῦσιν* (Luc. 23, 34).

veröffentlicht hätte, weil sie deren Ursprung nicht kennen, und wenn diese Abläße, welche man als so heilsam für die Menschen darstellt, während tausend Jahren und länger wie eingeschlafen waren, so liegt der Grund vielleicht darin, daß die Habsucht damals noch nicht, wie jetzt, den höchsten Grad erreicht hatte."

Er hebt sodann mit einem seltenen gesunden Menschenverstand die unsinnigen Folgen der römischen Lehre heraus.

„Von zwei Menschen ist der Eine während seines ganzen Lebens ein Bösewicht gewesen; aber wenn er nur Geld gibt, erhält er vermittelst einer sehr leichten Buße Nachlaß an der Strafe und der Sünde. Der Andre ist ein redlicher Mann, der stets nur verzeihliche Sünden begangen hat; aber wenn er Nichts gibt, erhält er keine Verzeihung. Nun wird, der Bulle gemäß, wenn diese zwei Menschen sterben, der erste, der Verbrecher, in den Himmel kommen und den Strafen des Fegfeuers entgehen, aber der zweite, der Gerechte, wird sie erleiden. Wenn dergleichen Abläße im Himmel gültig wären, so müßte man Gott bitten, daß man stets den Papst bekriege, damit er alle Schätze der Kirche eröffne."

Diese Antwort Hußens auf die Bulle Johannes XXIII. machte einen tiefen Eindruck. Luther hat Nichts Treffenderes gegen den Ablaß geschrieben. Von dem Beifall des Volks unterstützt, predigte Huß gegen die Verehrung der Bilder, gegen die Ohrenbeichte, gegen das Fasten. Ueber seine Erfolge erzürnt, regte Johann XXIII. die Fürsten und die Universitäten gegen ihn auf. Gerson beantwortete den Aufruf des Papstes im Namen der Pariser Universität. Sein an den Erzbischof Konrad gerichteter Brief ist eines der traurigsten Denkmäler jener traurigen Zeiten und des katholischen Fanatismus. Er gibt einen richtigen Maßstab von der Gewaltthätigkeit, welche die Leidenschaften der Theologen einflößen können. Nachdem er gesagt hat, daß die Ketzereien durch die Wunder und die Wissenschaft der Gelehrten widerlegt worden seien, fügt er hinzu:

„Da diese Krankheit endlich den höchsten Grad erreicht hatte, mußte man sich an das Beil des weltlichen Arms wenden, um die Ketzereien sammt ihren Urhebern zu durchschneiden, und sie in das Feuer werfen. Durch diese barmherzige Grausamkeit*) verhinderte man, daß die Reden solcher Leute sich zu ihrem eigenen Verderben und dem der andern verbreiteten." — Wenn man Gerson Glauben schenkt, so sind die falschen Lehrer, welche ihre Irrthümer in Böhmen verbreiten, nicht zu entschuldigen. „Sie haben nicht allein Moses und die Propheten, sondern auch die Apostel und alle Kirchenlehrer nebst den heiligen Kirchenversammlungen. Sie haben auch die neuen Lehrer an den Universitäten, besonders an der Pariser, dieser Mutter der Studien, welche bis jetzt von den Ungeheuern der Ketzerei frei gewesen ist und es mit der Hülfe Gottes immer sein wird. Sie haben alles dieß: so mögen sie daran glauben, sonst würden sie selbst dann nicht glauben, wenn die Todten wieder erstünden. Wenn die gegenwärtigen Heilmittel nutzlos sind, so bleibt Nichts übrig, als das Beil des weltlichen Arms an die Wurzel dieses unfruchtbaren und verfluchten Baumes zu legen. An dir ist es, diesen Arm durch alle möglichen Mittel anzurufen, und du bist zum Heil der dir anvertrauten Seelen**) dazu verpflichtet***)."

Die Ansichten des „christlichen Lehrers" fanden Gehör und das Konstanzer Concilium nahm sie zur Richtschnur seines Benehmens. Aber es wird ein ewiger Makel für die Pariser

*) Dieses gotteslästerliche Wort enthält alle Galle der römischen Heuchelei.

**) Es war eben so zum Heil der Seelen, daß die Pharisäer das Evangelium verfolgten. O ihr Henker, wann werdet ihr mit Offenheit handeln und die Sophismen aufgeben, um ohne Weiteres das Beil zu zu ergreifen? Dann werdet ihr weit weniger hassenswürdig sein.

***) Cochlæus, Histor. Hussit. p. 22.



Universität und für ihr Organ sein, daß sie zuerst das Blut des Gerechten verlangt haben. Uebrigens hat man sich durch einige freisinnige Grundsätze der französischen Kirche täuschen lassen. Diese Kirche dürstet nach Blut, wie die italienische. Paris hat ebensoviele Scheiterhaufen gesehen, als Rom. Bossuet und selbst Fenelon haben keinen Widerwillen gegen „den weltlichen Arm," das heißt gegen die Unterstützung des Scharfrichters. Der Katholicismus wird sich immer genöthigt glauben, für das Heil der ihm anvertrauten Seelen zu den blutigen Waffen der Proconsuln eines Nero seine Zuflucht zu nehmen. Die Logik ist stärker als die besten Absichten der Einzelnen*).

Huß erschrack nicht über diesen furchtbaren Widerstand. In der Einsamkeit seines Dorfs, in das er sich neuerdings zurückgezogen hatte, arbeitete er an Werken, welche einen großen Einfluß erhielten. Solcher Art waren seine Abhandlungen über die Kirche, die sechs Irrthümer, die Gräuel der Mönche und die Glieder des Antichrist.

In diesem letzteren Werke spricht er von der Verehrung der Heiligen und ihren Anbetern mit einer beredten Heftigkeit.

„Diese maßlose Verehrung der Heiligen," sagt er, „ist eine wahre Erfindung der Heuchelei, eine unerschöpfliche Quelle des Aberglaubens zum Nachtheil der wahren Heiligkeit. Man preist die Tugenden der Todten, deren Beispiel entfernt ist; man flößt Verachtung gegen die Heiligkeit der Lebenden ein, deren Beispiel wirksamer sein würde. Der Hochmuth, die Grausamkeit, die Habsucht, die Schlaffheit haben diese Verehrung erfunden; der Eitelkeit wird geschmeichelt, wenn man die Tugenden der Todten rühmt; dies kostet der Eigenliebe Nichts,

*) Wenn man daran zweifelt, so lese man das Buch eines halbliberalen, aber aufrichtigen Katholiken: „Saint Pie V." von dem Vicomte A. de Falloux. Die Inquisition wird darin von dem ehemaligen Minister des Prinzen L. N. Bonaparte, Präsidenten der französischen Republik in honigsüßer Weise vertheidigt.

aber der durch die Tugend der Lebenden verletzte Neid bietet Alles auf, um deren Glanz zu trüben. Die Menschen sind großmüthig gegen die Heiligen im Himmel, weil diese über den Schlägen ihrer Grausamkeit erhoben und bei Gott zu fürchten sind; sie zeigen sich aber grausam gegen die Heiligen, welche auf der Erde leben, weil es ihr Vortheil ist, die Tugend zu unterdrücken; sie sind habsüchtig gegen dieselben und berauben sie, aber sie sind verschwenderisch gegen die verherrlichten Heiligen, die Nichts bedürfen, bekleiden ihre Gebeine mit Seide, Gold und Silber, und weisen ihnen prachtvolle Wohnungen an; aber den armen Gliedern Jesu Christi, die bei uns sind, und auf deren Kosten sie sich mästen und betrinken, verweigern sie Kleidung und Gastfreundschaft."

Nachdem er den Prälaten ihre Weichlichkeit vorgeworfen hat, fährt er fort:

„Sie wollen lieber Jesu Christo auf den Berg Thabor folgen als zum Kreuz. Ihre Eitelkeit zu befriedigen, sind so viele Ceremonien*), so viele Feste und körperliche Uebungen eingesetzt, welche man tagtäglich vermehrt, um das Volk zu blenden und mit der eitlen Hoffnung hinzuhalten, daß es das ewige Leben verdient, wenn es die Ueberlieferungen beobachtet. Es wäre besser, die Wohlthätigkeit, die barmherzigen Werke und die andern christlichen Tugenden zu vermehren, die Sakramente nach dem Evangelium zu reichen und eine strenge Zucht auszuüben. Aber um solche Dinge bekümmern sich die Schriftgelehrten und die Pharisäer der jetzigen Zeit wenig, weil sie weder weltliche Ehre noch zeitlichen Vortheil daraus ziehen könnten**)."

Fühlt man nicht schon den mächtigen Hauch des 16. Jahr-

*) Man sehe in Lamennais, Affaires de Rome merkwürdige Berichte über die lächerliche Eitelkeit des Kardinals von Rohan, und vergleiche damit Bungener, Rome à Paris, Lettre à Mgr. l'archevêque de Paris.

**) Histor. et monum. s. Huss. — De myster. iniq. antichristi.

hunderts? Diese Worte, welche wie die Posaune Jerichos wiederhallten, erschütterten die verurtheilte Stadt. Wenn eine Anstalt so eindringlich geprüft wird; wenn die Laster derjenigen, welche sie vertheidigen, auf solche Weise der öffentlichen Verachtung Preis gegeben werden; wenn der Zorn alle Herzen beseelt, so ist eine Revolution unvermeidlich. Sie kann mit Hülfe der Kunstgriffe einer geschickten Politik verzögert werden; aber da sie jeden Tag nothwendiger gemacht wird, wird sie dann eben wegen der ihr entgegenstellten Hindernisse um so heftiger werden.

Die Berufung des Konstanzer Conciliums hatte zum Zweck, die allgemeine Meinung zufrieden zu stellen. Sigismund, der den kaiserlichen Thron bestiegen hatte, war fest entschlossen, der Kirchenspaltung ein Ende zu machen. Er glaubte, daß die Vereinigung einer allgemeinen Kirchenversammlung das beste Mittel sei, um dieses zu erzielen. Viele aufrichtige Christen glaubten, daß die Kirche durch die Autorität dieser großen Versammlungen reformirt werden könnte, welche gleichsam die Generalstaaten der kirchlichen Gesellschaft waren. Das Konstanzer Concilium mußte diese wohlmeinenden Täuschungen in ihrer Nichtigkeit erscheinen lassen. Johann XXIII.*) schändete das Papstthum durch seine schmachvollen Intriguen; die Kardinäle und die Bischöfe zeigten sich in ihrer vollsten Selbstsucht; aber so empfänglich für die Berechnungen der weltlichen Politik, als gleichgültig gegen die Forderungen der Kirche Jesu Christi, versetzten die Theologen durch ihre endlosen Berathungen und ihre erbitterten Streitigkeiten der katholischen Wissenschaft einen tödtlichen Streich und bewiesen, daß dieselbe weder die Einigkeit noch die Liebe kenne. Die weltliche Gesellschaft und die Fürsten spielten keine bessere Rolle.

Um nur von dem Kaiser zu reden, der sich Anfangs durch einen aufrichtigen Eifer ausgezeichnet hatte, so bedeckte sich der-

*) Es ist der Johann XXII. in J. v. Müllers Geschichten der Eidgenossenschaft.

selbe mit ewiger Schande, als er das sichere Geleit verletzen ließ, welches er dem Johannes Huß bewilligt hatte. Trotz den Gewissensbissen und dem Widerstande Sigismund, mußte sich die kaiserliche Majestät vor der Wuth der blutgierigen Priester beugen. Welch seltsames Schauspiel für die Völker! Die Gewalten, die sie seit so vielen Jahrhunderten verehrt hatten, schienen es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, sich vor ihren Augen herabzuwürdigen. Ihre Herabwürdigung bildet einen glänzenden Gegensatz zu der ruhigen Würde der evangelischen Sanftmuth derjenigen, welche man als Aufrührer und Ketzer behandelte. Die Wuth und der Blutdurst der Richter ließ die himmlische Geduld der Angeklagten um so glänzender hervortreten. Wenn die Verhältnisse sich auf diese Weise entwickeln, wenn die öffentliche Meinung durch die Gewalt der Umstände genöthigt ist, für die Geächteten Partei zu ergreifen und sie wie Märtyrer und Heilige zu betrachten, so dienen die Strafen nur dazu, ihre Urheber verhaßt zu machen, und die gränzenlosesten Verwünschungen auf ihr Haupt zu laden; die Asche der Opfer erzeugt um so furchtbarere Rächer, als es das beleidigte Bewußtsein der Menschheit ist, von dem sie ihre Sendung erhalten.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Lefevre, Zwingli, Calvin, Luther, Knox waren die Werkzeuge, deren sich der Himmel bediente, um die Urtheile eines Gerichts umzustoßen, das der Gewissenlosigkeit und Treulosigkeit überwiesen war. Der Schatten der erhabenen Konstanzer Märtyrer hat sie in der Vollbringung ihrer Aufgabe beschützt. Ohne den Tod des Huß und des Hieronymus von Prag hätte Luther vielleicht nicht ungestraft vor dem Wormser Reichstag erscheinen können. Der Abscheu, den die Henker der böhmischen Prediger endlich eingeflößt hatten, schützte ihn gegen die Wuth der Feinde der Reformation. War es übrigens nicht natürlich, daß das Christenthum, welches in dem Blut der Heiligen groß geworden war, durch edle Hingebung eben so edler als reiner Opfer

wiedergeboren wurde? Ist es nicht etwas Rührendes, die Freiheit der Nationen auf diese Weise durch das Opfer fleckenloser Geschöpfe beginnen zu sehen? Die Freiheit entsteht bei dem Leichnam Lucrezias*) und sie wird in dem Blute Virginias wiedergeboren. Die Unabhängigkeit Frankreichs erhebt sich siegreich aus dem Scheiterhaufen der Jungfrau von Orleans**). So verewigt die Vorsehung die Kraft des Opfers. Selbst auf dem Weg, der zum höchsten Ziele führt, zeigt sie uns die blutige, mit einer göttlichen Glorie umgebene Schädelstätte. Ist Etwas geeigneter, den Menschen die Größen des Pflichtgesetzes zum Verständniß zu bringen, und ihre Seele von den flüchtigen Genüssen des Lebens abzuwenden, um sie zu dem Ewigen zu leiten?

Als der Kaiser beschlossen hatte, eine Kirchenversammlung zu berufen, kostete es ihn viel Mühe, den Papst Johann **XXIII.** zur Einwilligung zu bewegen. Dieser erkannte die Gefahren, welchen ihn seine Nichtswürdigkeit aussetzte. Er wußte, daß wenn er sich zu dieser allgemeinen Versammlung des christlichen Volkes begebe, er den Thron verlieren könne, den er so lange besudelt hatte. Unheilvolles Vorgefühl erfüllte seine Seele. Sein Wagen wurde auf einem tyroler Berge, von dem man Konstanz und den See erblickte, umgeworfen. Dieser Fall erschien ihm als ein unglückliches Anzeichen. „Beim Satan," sagte er, „da liege ich! Warum bin ich nicht lieber in Bologna geblieben?" Und indem er hierauf einen trauervollen Blick auf die Stadt und das Thal warf, fügte er hinzu: „Ich sehe es wohl, das ist die Grube, in der man die Füchse fängt."

Huß gab sich seinerseits keinen Täuschungen hin. Im Oktober des Jahres 1414 sagte er der Bethlehemskapelle, seinen Freunden und seinen Schülern, die er nicht wiedersehen sollte,

---

*) Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung (vergl. Niebuhrs Römische Geschichte.)

**) S. Michelet, Jeanne d'Arc.

das rührendste Lebewohl. Die Worte, welche Hieronymus an ihn richtete, waren edel und muthig. „Mein theurer Lehrer," sagte er, „sei fest. Vertheidige unerschrocken, was du geschrieben und gepredigt hast, indem du dich gegen den Hochmuth, die Habsucht und die andern Laster der Geistlichen auf die heilige Schrift stützest. Wenn dir diese Aufgabe zu schwer wird, wenn ich vernehme, daß dir irgend eine Gefahr droht, so komme ich und eile sogleich zu deiner Hülfe herbei*)!

Johann Huß war mit sicherem Geleit versehen. Da man über den Sinn dieser wichtigen Urkunde häufig gestritten hat, so wollen wir sie dem Urtheil aller Leser unterwerfen, bei denen der freilich so mächtige Sektengeist nicht alles Licht des gesunden Menschenverstandes ausgelöscht hat**).

„Sigismund, durch die Gnade Gottes, römischer König u. s. w. allen geistlichen und weltlichen Fürsten u. s. w. und Unsern andern Unterthanen Unsern Gruß zuvor. Wir empfehlen mit voller Liebe euch Allen insgemein und Jedem von euch insbesondere den ehrenwerthen Meister Johann Huß, Baccalaureus der Theologie und Magister der Wissenschaften, den Träger gegenwärtigen Briefes, der von Böhmen zur Konstanzer Kirchenversammlung geht, dem wir Unsern und des Reiches Schutz und Geleit gewährt haben; und wir wünschen, daß ihr ihn gut aufnehmet und freundlich behandelt, indem ihr ihm Alles leistet, was ihm nöthig sein mag, um seine Reise sowohl zu Wasser als zu Land zu beschleunigen, und zu sichern, ohne irgend Etwas weder von ihm noch von den Seinigen zu nehmen, weder bei seinem Eingang noch bei seinem Ausgang, wofür es auch sein möge; und wir laden euch ein, ihn frei gehen, bleiben, sich aufhalten und zurückkehren zu lassen, ihn auch, wenn es nöthig ist, mit guten Pässen zu versehen zur Ehre und Achtung der kaiserlichen Majestät, — Gegeben zu Speier, am

*) Theobaldus, Bellum Hussit.

**) Der Text steht bei Von der Hardt, IV., 12.

18. October des Jahres 1414, im dritten Unserer Regierung als König von Hungern und im fünften als Römischer König."

Man kann jetzt die Aufrichtigkeit der Vertheidiger der Römischen Kirche beurtheilen, welche mit Lhomond*) und dem Bischof Frayssinous**) zu sagen wagen, daß das freie Geleit dem Huß nur gegeben worden war, um ihn auf seiner Reise zu beschützen, und keineswegs um ihn vor dem Scheiterhaufen sicher zu stellen***). Aber man mußte das unfehlbare Konstanzer Concilium um jeden Preis gegen den so sehr verdienten Vorwurf der Unredlichkeit und Treulosigkeit vertheidigen! Unglücklicher Weise ist es nun zu offenbar, daß diese große Versammlung die göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen trat, denn Sigismund war in dieser traurigen Angelegenheit am wenigsten schuldig. Er zeigte mehr Schwäche als Schlechtigkeit. Er gab nur wider Willen den Reformator der Wuth seiner Henker Preis. Die wahren Verbrecher waren die blutdürstigen Priester, welche Hussens Tod mit einer empörenden Wuth verlangten. „Reichenthal sagt, daß Sigismund ihn gern hätte in Freiheit setzen lassen, sowohl zu seiner eigenen Ehre, weil er ihm freies Geleite gegeben hatte, als aus Furcht, seinen Bruder Wenceslaus und die Böhmen aufzubringen, aber daß er, nachdem ihm die Theologen bewiesen hatten, daß es nicht erlaubt sei, einem Ketzer freies Geleite zu geben, er sich dieser Entscheidung unterwarf†).

Um sich über das traurige Schauspiel zu trösten, welches

---

*) Lhomond, Histoire de l'Église.

**) D. Frayssinous, évêque d'Hermopolis, Défense du christianisme. — Eine Betrachtung, in welcher die Religion gegen den Vorwurf des Fanatismus vertheidigt wird.

***) Emile de Bonnechose, Les reformateurs avant la réforme 1, Note F. antwortete mit Kraft auf die römischen Verfälschungen.

†) Lenfant, Histoire du concile de Constance, liv. I.

die Schwäche und die Feigheit der Fürsten dieser Welt darbietet, muß man seine Blicke auf den Muth der Schlachtopfer wenden, **firmare animum constantibus exemplis***).

Als Huß im Begriff war, nach jener Stadt abzureisen, deren Namen schon seine unbezwingliche Festigkeit verkündete, gab er sich über die Gefahren, die ihn in Constanz erwarteten, keinen Täuschungen hin. Er sprach von den Verfolgungen, die ihm drohten, wie der heilige Paulus.

„Ich, Johannes Huß, ein Priester und Diener Jesu Christi, allen unsern geliebten und treuen Brüdern und Schwestern, welche das göttliche Wort aus meinem Munde gehört und die Barmherzigkeit und den Frieden Gottes und des heiligen Geistes empfangen haben, wünsche, daß sie fortfahren mögen, durch Jesum ohne Makel in der Wahrheit einherzugehen. — Glaubet nicht, denket nicht, daß ich wegen einer falschen Lehre schmachvollen Behandlungen trotze — ich reise ab und gehe mit einem freien Geleite des Kaisers meinen zahlreichen Feinden entgegen. Meine Feinde in der Kirchenversammlung, zahlreicher als die Feinde Christi, sind unter den Bischöfen und Theologen, so wie auch unter den Fürsten dieser Welt und den Pharisäern: Aber ich vertraue ganz auf den allmächtigen Gott und auf meinen Heiland; ich hoffe daher, daß er meine glühenden Gebete erhören, daß er Klugheit und Weisheit in meinen Mund legen wird, damit ich ihnen widerstehe, und daß er mir seinen heiligen Geist geben wird, um mich in seiner Wahrheit zu kräftigen, so daß die Thore der Hölle mich nicht von derselben abwenden können und ich mit unerschrockenem Herzen der Versuchung, dem Gefängniß und den Leiden eines grausamen Todes Trotz bieten möge. Christus hat für seine Geliebten gelitten; muß es uns daher wundern, daß er uns sein Beispiel hinterlassen hat, damit auch wir alles Mögliche für unser eigenes Heil geduldig erdulden möchten? Er ist Gott, und wir sind seine Diener;

*) Tacitus, Annales, XVI.

Er ist der Herr der Welt und wir sind armselige Sterbliche; Er bedarf Nichts und wir sind von Allem entblößt; Er hat gelitten, warum sollten wir nicht auch leiden, besonders wenn das Leiden für uns eine Reinigung ist? Wahrhaftig, es kann der nicht umkommen, der auf Christum vertraut und in seiner Wahrheit ausharrt. So betet denn inbrünstig zu ihm, meine Geliebtesten, daß Er mir seinen Geist gebe, damit ich in seiner Wahrheit bleibe und er mich von allem Uebel erlöse; und wenn mein Tod zu seiner Verherrlichung beitragen soll, so betet, daß er bald komme, und daß Er mir gewähre, alle meine Leiden mit Beharrlichkeit zu ertragen. Aber ist es zu meinem Heil besser, daß ich in euere Mitte zurückkehre, so laßt uns Gott bitten, daß ich ohne Makel aus dieser Kirchenversammlung zurückkehre, d. h. daß ich von der Wahrheit des Evangeliums Nichts aufgebe, damit wir sein Licht in noch größerer Reinheit erkennen und unsern Brüdern ein nachahmungswürdiges Beispiel hinterlassen. Vielleicht werdet ihr mein Angesicht in Prag nicht wieder sehen: aber wenn der Wille des allmächtigen Gottes mich euch zurückgibt, so laßt uns von ganzem Herzen in der Erkenntniß und in der Liebe seines Gesetzes fortschreiten. Der Herr ist gerecht und barmherzig und er gibt den Seinigen den Frieden in dieser Welt und nach dem Tode*)."

V.

Ἐν τῷ κόσμῳ θλῖψιν ἕξετε. (Joh.)

Huß kam in dieser bewundernswürdigen Stimmung in Constanz an**). Er nahm seine Wohnung bei einer armen

---

*) Briefe des Joh. Huß. 2. Reihe, 2. Brief. An die Böhmen bei seiner Abreise zur Kirchenversammlung.

**) Man s. seinen Brief an Meister Martin 2. Reihe, 1. Brief. Er kommt darin auch auf die Ursache seiner Leiden zurück. „Wisse,

Wittwe, welche er gern mit der zu Sarepta verglich*). Es vergingen mehrere Tage, ehe man ihn beunruhigte. Der Papst sagte zu seinen Freunden: „Wenn Huß selbst meinen eigenen Bruder getödtet hätte, so würde ich von ganzem Herzen verhindern, daß man ihm irgend ein Unrecht thue." Der Papst sollte meineidig werden, wie der Kaiser. Wie hätte man übrigens auf die Redlichkeit Johannes XXIII. zählen sollen, wenn selbst Sigismund, dieser edle und kräftige Charakter, es nicht wagte, der Wuth der Priester die Stirne zu bieten, und er ihnen seine Ehre und die seiner Krone zum Opfer brachte?

Bald begannen die Berathungen des Conciliums. Ausser den Kardinälen und den Prälaten hatte sich eine Menge Aebte und Theologen so wie achtzehnhundert Priester eingefunden. Viele Fürsten kamen mit einer Menge Herren und Edelleuten hin. „Aus Italien," sagt der große Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft, „aus Frankreich, von Deutschland, von England, Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn, Böhmen und bis von Constantinopel sammelten sich in die verordnete Stadt Gesandte von Kaisern, Königen, Fürsten, Städten, Kirchen und hohen Schulen; die Großen wetteifernd, auf Kosten der von ihren Voreltern lange gesammelten Schätze vor dieser Versammlung von ganz Europa durch günstige Rüstungen, Kleider, Pferde und ein zahlreiches Gefolge zu glänzen. Die gelehrten Cardinäle und Prälaten rüsteten sich, durch philosophischen Scharfsinn, große Gelehrtheit und nachdrucksvolle Beredtsamkeit vor der ganzen christlichen Kirche allgemeinen Ruhm zu erlangen. Viele zogen als zu einem Schauspiel, das weder sie, noch ihre Väter, noch ihre Ahnen jemals erlebten. Europa war

daß ich nur deßwegen, weil ich die Habsucht und das Leben der Priester für verwerflich erklärt habe, eine Verfolgung erdulde, die bald mit mir aufhören wird."

*) Er gibt in seinen Briefen interessante Mittheilungen über seine Reise.

in Erwartung; die Wohldenkenden unter allen Völkern thaten Gelübde. Sie bereiteten sich zu einer ernsten Verbesserung der Kirche; andere zu listigen Anstalten, um ihr auszuweichen; die meisten zum Genuß mancherlei Vergnügens*)."

Mitten unter dieser glänzenden, imponirenden Menge zog das Oberhaupt des heiligen Reichs die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Ein muthiger Krieger, ein gründlicher und fester Staatsmann, mehrere Sprachen sprechend, mit einer großen natürlichen Würde begabt, schien er dazu geboren, diese Versammlung der europäischen Aristokratie zu leiten Er hatte sich zu einer Zeit, wo das Schwert das oberste Gesetz war, zum Beschützer der Wissenschaften erklärt. „Ich kann in einem Tage tausend Edelleute machen," sagte er, „aber in tausend Jahren keinen Gelehrten."

Sigismund war glücklich, in Konstanz so viele ausgezeichnete Schriftsteller zu finden, wie Poggio aus Florenz, Dietrich von Niem, Aeneas Sylvus Piccolomini, der später unter dem Namen Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg, den gelehrten griechischen Gesandten Manuel Chrysoloras. In den ersten Reihen glänzten Gerson und Petrus von Alliaco, Kardinal von Cambrai, den man den „Adler Frankreichs" genannt hatte. Gerson, der Gesandte Karls VI., der durch seinen Charakter und seine Talente berühmt war, wurde die Seele des Conciliums. Eine Menge Menschen von allen Berufsarten begab sich ebenfalls nach Konstanz; man sagt, daß mehr als hunderttausend Fremde dort waren.

So sollte Johannes Huß vor dem großen Geschwornengericht der christlichen Welt erscheinen. Die wohlwollenden Gesinnungen, die man ihm zuerst gezeigt hatte, erhielten sich nicht lange. Am 26. Tage nach seiner Ankunft wurde er vor den Papst und die Kardinäle geladen. „Meister Huß," sagten sie ihm, „wir haben über dich viele Dinge gehört, die nicht ge-

*) J. v. Müller, Geschichten der Schweizer. Eidgenossenschaft. 3, 26.

duldet werden können, wenn sie wahr sind. Man sagt, daß du die schwersten, der Lehre der wahren Kirche entgegengesetztesten Irrthümer lehrst, und daß du sie schon in ganz Böhmen verbreitet hast. Wir haben Dich vor uns gefordert, um die Wahrheit zu erfahren."

„Ehrwürdige Väter, wisset, daß ich lieber sterben wollte, als mich eines einzigen Irrthums schuldig zu wissen, um wie viel mehr einer großen Anzahl so schwerer, wie ihr sagt. Ich bin aus freiem Willen zu dieser Kirchenversammlung gekommen, um die Strafe zu empfangen, welche mir wegen jedes bewiesenen Irrthums über mich verhängt werden mag."

„Das ist gut gesprochen," sagten die Cardinäle, welche sich zur Berathung zurückzogen, indem sie Huß unter der Bewachung bewaffneter Soldaten zurückließen. Während sie bei dem Papste versammelt waren, kamen die glühendsten Feinde des Reformators, Palatz, Causis und mehrere andere herbei und sagten zu ihm: „Jetzt haben wir dich, und du sollst nicht entweichen, bis du auf den letzten Heller bezahlt hast."

Der geistliche Haß brach in aller Schamlosigkeit aus. Am Abend kündigte der Oberrichter des geistlichen Gerichts dem Huß an, daß er gefangen sei. Sein Freund Johann von Chlum, ein böhmischer Edelmann, beklagte sich mit Heftigkeit bei dem Papst, daß er den geschwornen Eid also breche. Johann **XXIII.** antwortete, indem er auf die Bischöfe und die Cardinäle zeigte: „Was beschuldigt ihr mich? ihr wißt, daß ich selbst hier in ihrer Gewalt bin." Der feige und treulose Johann gestand später selbst, daß er es für nöthig gehalten habe, seine eigenen Feinde zu beschwichtigen, indem er ihnen Huß aufopferte*). Als Johann von Chlum vergeblich versucht hatte, den Papst wegen seiner Unredlichkeit schamroth zu machen, wendete er

*) S. Von der Hardt, T. IV, P. I p. 26.

sich an den Kaiser, der noch nicht angekommen war. Als Sigismund diese Nachricht hörte, zeigte er einen edlen Unwillen; er schrieb unmittelbar an seine Gesandten in Konstanz: „Befreiet Johann Huß sogleich, und wenn man Widerstand leistet, so sprengt die Thüren.“ Die Feinde des Reformators mußten sehr mächtig sein, denn der gute Wille des Kaisers blieb ohne Wirkung. Der unerschrockene Johann von Chlum zeigte sich bis zum Ende als der Vertheidiger der Gerechtigkeit und Unschuld. Er heftete an alle Kirchenthüren eine Protestation gegen die Verletzung des kaiserlichen Geleitsbriefes. Ein wahrer Jünger des Evangeliums, wagte er allein, in Konstanz der geistlichen Wuth zu trotzen.

Unterdessen wurde Huß, der zuerst bei dem Domkanzler bewacht worden war, in das Gefängniß des Dominikanerklosters am Ufer des Rheins gebracht. Da sein Kerker in der Nähe einer Abtrittgrube lag, so wurde er bald krank und sein Leben gerieth in Gefahr. Gott wollte nicht, daß er durch einen dunkeln Tod dem Ruhm des Märtyrertodes entgehe. Ganz Prag gerieth in Aufregung, als man die gegen den Verkündiger des Evangeliums ausgeübten Gewaltthätigkeiten erfuhr. Mehrere bedeutende Personen richeten energische Vorstellungen an den Kaiser. „Johann Huß,“ sagten die böhmischen Barone, „ist voll Vertrauen auf den Geleitsbrief Eurer Majestät abgereist; wir haben nichts desto weniger erfahren, daß er trotz desselben ergriffen, nicht nur ergriffen, sondern auch in das Gefängniß geworfen worden ist, ohne verhört, ohne überwiesen worden zu sein. — Und darüber wundert sich hier Jeder, die Fürsten, die Barone, die Armen und die Reichen. — Man fragt sich, wie der heilige Vater die Heiligkeit der Gesetze, die Wahrheit, den Geleitsbrief Eurer Majestät auf so schmachvolle Weise hat verletzen, wie er einen unschuldigen und gerechten Mann ohne Ursache hat in das Gefängniß werfen können. — Der allmächtige Gott, der unsere Herzen kennt, weiß, wie groß unser Schmerz sein würde, wenn wir jemals — was Gott verhüte!

— Etwas hören sollten, das dem Ansehn oder der Würde Eurer Majestät Eintrag thun könnte *).“

Diese Sprache war von der Art, daß sie auf den Geist des Kaisers Eindruck machen mußte. Die Feinde des Reformators nahmen zu jener trügerischen Dialektik des katholischen Pharisäismus ihre Zuflucht, welche sich die Jesuiten so trefflich zu zu nutzen gemacht haben. Sie überredeten den Kaiser, daß er gegen einen Ketzer keine Verpflichtungen hätte eingehen können, und daß ihn überdieß die Kirchenversammlung von jeglicher Art Verbindlichkeit entbinden könne **). Die unfehlbare Allgewalt der Kirche ist ein bequemes System, wenn man nöthig hat, sich über die Gerechtigkeit und selbst über den gesunden Menschenverstand zu setzen. „Rom hat gesprochen“ sagt man mit einem lächerlichen Ernst, „die Sache ist abgethan ***).“

Aber es gelang den Sophismen der Theologen der Kirchenversammlung nicht, in der von Natur geraden Seele Sigismunds die Gewissensbisse zu ersticken. Zwei Jahre nach dem Prozeß, der ihn mit einer ewigen Schande bedeckt, schrieb er über Huß: „Warum ist er nicht mit mir nach Konstanz gegangen! Gott weiß es, und ich kann es nicht ausdrücken, wie sehr mich dein Unglück bekümmert hat. Man hat gesehen, wie viel Mühe ich mir für ihn gegeben habe; habe ich ja sogar mehrere Male die Kirchenversammlung in Wuth verlassen †), ich hatte selbst die Stadt verlassen, als die Väter des Concils mir sagen ließen, daß wenn ich den Lauf ihrer Gerechtigkeit

*) J. Huss, Histor. et monum. I. 96.

**) Herman von der Hardt IV, 397.

***) Roma locuta est, causa finita est. — Das ist eine von jenen traurigen Formeln, die in den Schriften Augustins, des Vaters so vieler Irrthümer, so häufig sind.

†) Hiebei kann man an das Wort Tertulians erinnern: „Testimonium animæ naturaliter christianæ.“

aufhielte, sie Nichts mehr in Konstanz zu thun hätten; ich entschloß mich daher, mich nicht in die Angelegenheit zu mischen; denn wenn ich größeren Antheil an Johann Huß genommen hätte, wäre die Kirchenversammlung aufgelöst worden*)."

Der Kaiser versucht, sich durch eine offenbare Sophistik zu beruhigen. Hatte er das Wort des heiligen Paulus vergessen: „Man soll das Böse nicht thun, auf daß Gutes daraus komme**). Diese einfache Bemerkung verurtheilt alles Klügeln, wodurch der Staatsmann den Christen zu täuschen sucht.

Von jeder Verbindung nach Aussen beraubt, erhielt Johannes Huß den Besuch der Kommissarien der Kirchenversammlung. Sie fanden ihn in einem starken Fieber. Aber mitten unter den ärgsten Leiden mußte er die Zeugnisse seiner Ankläger verlesen hören. Er verlangte einen Vertheidiger, man trieb die Verachtung der gewöhnlichen Gesetze der Billigkeit so weit, daß man ihm einen solchen verweigerte!

Tantæne animæ cœlestibus iræ***)? Das Volk ist oft gerechter und mitleidiger als rachsüchtige Priester. Während die Geistlichkeit nach dem Blute eines Mannes dürstete, der ihre Heuchelei gebrandmarkt hatte, befrugen seine Wächter, welche seine Sanftmuth, seine Ergebung und seine Frömmigkeit erfüllte, ihren Gefangenen über die Pflichten des christlichen Lebens, statt die hochmüthigen Prälaten des Concils um Rath zu fragen. Und der Mann, der sein Leben gegen die Priesterwuth zu vertheidigen hatte, vergaß seine grausame Lage, und fand Freude daran, für seine Gefängnißwärter religiöse Abhandlungen zu verfassen, welche an seine Wächter Robert, Gregor, Stephan und Jakob gerichtet sind†). Wenn er sich diesen frommen,

---

*) **Cochlæus, Historia Hussit. lib. IV.**

**) *Ἵνα ἔλθῃ τὰ ἀγαθά.* Ad Romanos. 3, 8.

***) Tant de fiel entre-t-il dans l'âme des dévots?

†) Die hauptsächlichsten sind: „die zehn Gebote," — „das Vater Unser," — „die Ehe," — „die drei Feinde des Menschen."

eines Märtyrers der ersten Kirche würdigen Beschäftigungen hingab, täuschte er sich nicht über die Absichten seiner unversöhnlichen Feinde.

„Meine Geliebten," schrieb er an die Prager Getreuen, „ich beschwöre euch von meinem Gefängnisse aus, Gott für mich zu bitten, der ich nicht erröthe, für ihn zu dulden; bittet ihn, daß er mir beistehe, denn in ihm und in euern Gebeten liegt meine ganze Hoffnung. So flehet ihn denn an, daß er mir den Beistand seines Geistes gewähre, auch daß ich seinen Namen bis zum Tode bekennen möge. Ich halte mich an seine Wahrheit und seine Barmherzigkeit, und wenn er mich zu dieser Zeit zu sich nehmen will, so geschehe sein heiliger Wille. Aber wenn er will, daß ich lebe und daß ich euch zurückgegeben werde, so sei sein heiliger Wille nochmals gesegnet. Ich werde seiner göttlichen Hülfe bedürfen, ob ich gleich gewiß bin, daß er nicht erlauben wird, daß die mir auferlegte Prüfung über meine Kräfte steige, und daß ich einer Gefahr ausgesetzt werde, die nicht mein Heil und das Euere bezwecke. Denn das Eigenthümliche der Versuchung, wenn wir in der Wahrheit standhaft bleiben, ist, daß sie unser Heil bewirkt. Wisset, meine Geliebtesten, daß die Briefe, die ich euch gelassen habe, von meinen Gegnern übersetzt worden sind, und daß sie viele Lügen hinzugefügt haben. Sie schreiben gegen mich so viele Artikel und so viele Falschheiten, daß ich genug zu thun habe, ihnen aus meinem Gefängniß zu antworten. Ihre Bosheit gleicht ihrer Wuth *)."

In der That erfand man täglich irgend ein neues Mittel, den edlen Märtyrer zu quälen. Der Bischof von Konstanz, dem man ihn übergeben hatte, ließ ihn in das Schloß Gottlieben am Ufer des Rheines bringen. Man sperrte ihn dort

*) Hussens Briefe, 2. Reihe, 11. Brief: An die Prager Getreuen.

in einen Thurm, an den Füßen gefesselt, und während der Nacht band man ihn an eine an die Mauer befestigte Kette. Aber man hatte es eben so sehr auf seine Theologie als auf seine Person abgesehen. Selbst ehe man seinen Prozeß begann, verurtheilte man die Lehren Wiklefs, welchen man als die Quelle seiner Meinungen ansah. Unter den durch das unfehlbare Konstanzer Concilium mit dem Bannfluch belegten Behauptungen ist eine, welche von Niemandem mehr bestritten wird: es ist die, welche die Dekretalien für unächt erklärt.

Diese einzige Entscheidung sollte genügen, um jedem unparteiischen Geiste zu zeigen, was man von der Unfehlbarkeit der Römischen Kirche halten muß. Aber haben ihre Anhänger die geringste Kenntniß von der Geschichte einer Anstalt, für welche sie eine abergläubische Verehrung an den Tag legen? Die Kirchenversammlung verordnete hierauf, daß die Gebeine Wiklefs ausgegraben und verbrannt werden sollten. Die Priester, welche die Absicht hatten, die Reformatoren der Kirche zu werden und den evangelischen Geist wiede zu wecken, fingen mit der Entweihung eines Grabes an, und wie die wilden Hyänen, welche in der Nacht die Asche der Todten besudeln, so verfolgten auch sie einen Leichnam mit thierischer Wuth.

Indessen fuhr man fort, sich in Prag mit der Gefangenschaft des geliebten Predigers zu beschäftigen. Einer frommen Begeisterung folgend, kam sein Schüler Hieronymus nach Konstanz, ohne freies Geleit zu haben. Aber sobald er die unglückverkündenden Gerüchte vernahm, welche unter dem Volke im Umlauf waren, ergriff er eilig die Flucht. Er blieb in Ueberlingen, von wo er an den Kaiser und an die Kirchenversammlung schrieb, um einen Geleitsbrief zu erlangen.

Der Kaiser verweigerte ihn, aber die Kirchenversammlung gab ihm einen, der nicht geeignet war, ihn zu beruhigen. „Wir geben dir," sagten die Väter, „ein volles sicheres Geleite, unter Vorbehalt der Gerechtigkeit, und so viel an uns liegt,

und der orthodoxe Glaube es verlangt*)." Uebrigens erhielt Hieronymus dieses Aktenstück nicht. Er wurde in einer Stadt des Schwarzwaldes arretirt und mit „langen und klingenden Ketten" **) gefesselt auf einem Karren nach Konstanz geführt. Er bestand ein Verhör, in welchem Gerson einen Groll gegen ihn zeigte, der ihm wenig Ehre macht. Einer der bedeutendsten Anklagepunkte des berühmten Kanzlers der Pariser Universität war, daß Hieronymus die Ruhe dieser Universität gestört habe, indem er mehrere falsche Behauptungen „über die Ideen und die allgemeinen Eigenschaften" ausgesprochen habe. Im 15. Jahrhundert war ein Theologe der Gefahr ausgesetzt, für solche Fragen verbrannt zu werden! Hieronymus vertheidigte sich, aber seine Antworten mißfielen und mehrere Stimmen riefen: „In's Feuer mit ihm!" Das ist das Geschrei der heidnischen Henker: „Christianos ad leonem!" — „Wenn mein Tod euch Freude macht," antwortete Hieronymus, „so geschehe der Wille Gottes." Das Wuthgeschrei wurde immer lauter und man führte ihn in's Gefängniß zurück***).

Am Abend kam sein Freund Peter Maldoniewitz, der unter dem Namen Peter Notarius bekannt ist, vor das Fenster seines Gefängnisses und rief ihm. „Sei willkommen, mein Bruder," sagte Hieronymus. Peter versetzte: „Stärke deine Seele; gedenke jener Wahrheit, über die du so gut gesprochen hast, als du frei und deine Hände ohne Fesseln waren. Mein Freund, mein Lehrer, fürchte nicht, für sie dem Tod entgegenzugehen!"

---

*) Der Jesuit Rosweid hat behauptet, daß diese Worte in Hussens Geleitsbrief stillschweigend inbegriffen waren. Man vertraue nun den von den Jesuiten gegebenen Bürgschaften, welche solchen Vorbehalt stillschweigend inbegreifen, durch welche sie vernichtet werden!

**) Catenis longis ac sonantibus constrictus. (Von der Hardt, IV., 216.)

***) Von der Hardt IV., 216.

— „Ja," antwortete Hieronymus, „ich habe Vieles über die Wahrheit gesprochen, und ich werde es bekräftigen." Sollte man nicht glauben, die Geschichten der Märtyrer in der Urkirche zu lesen?

Die Priester Rom's bemühten sich, wie die des Heidenthums, neue Martern zu erfinden. Der Erzbischof von Riga, Johann von Wallenrod, war mit der Bewachung des Hieronymus beauftragt worden. Er befahl, seine Ketten an einen hohen Pfosten anzunieten, so daß es ihm unmöglich war, sich zu setzen, und seine an Ketten befestigten Hände auf seinem Halse auflagen und seinen Kopf herabdrückten*). Er verfiel in eine schwere Krankheit; und man behandelte ihn weniger hart; man wollte ihn wohl foltern, aber es hätte den Priestern leid gethan, wenn er den schrecklichen Martern, die sie ihm bestimmten, durch den Tod entgangen wäre. Sie wollten von den Leiden ihres Opfers Nichts verlieren.

Die Gerechtigkeit Gottes traf bald darauf den treulosen Johann **XXIII.** Die Kirchenversammlung versetzte ihn in Anklagezustand. Das Verzeichniß der Anklagepunkte, welche untersucht wurden, enthielt siebenzig Thatsachen, von denen nur fünfzig in der Versammlung verlesen werden durften. Man kann von der Größe der Verbrechen, welche man verborgen hielt**), nach denen urtheilen, welche man vorzubringen wagte. Das unfehlbare Haupt der Römischen Kirche war des Pfründenwuchers, skandalöser Ränke und einer abscheulichen Tyrannei überführt. Man erklärte, daß er die Armen unterdrücke, die Gerechtigkeit verfolge, die Pfründenkäufer unterstütze, das Fleisch anbete, der Feind jeglicher Tugend, der Spiegel der Ehrlosigkeit und ein verhärteter und unverbesserlicher Sünder sei. Drei von den Vätern in das Schloß Retol-

*) Von der Hardt, IV., 218.

**) Man findet das Verzeichniß derselben in Von der Hardt, IV., 196, 228, 248.

sul abgesandte Bischöfe kündigten ihm Gefangenschaft an. Er wurde hierauf in einer feierlichen Sitzung den 29. Mai 1415 abgesetzt*). Durch eine geheimnißvolle Anordnung der Vorsehung wurde der treulose Papst, der den Huß seinen Henkern überliefert hatte, ebenfalls im Schloß Gottlieben eingesperrt, wo er von den Seinigen getrennt und seiner Diener beraubt war. Von dem Gipfel der Größe herabgestürzt, bewies der Statthalter Gottes**) die höchste Feigheit.

Welcher Gegensatz zwischen den beiden Gefangenen des Schlosses Gottlieben! Von der ganzen Welt verlassen, zwang Huß seine glühendsten Feinde, seine unüberwindliche Festigkeit zu bewundern. Der gestürzte Papst, der sich mit Ränken beschäftigte und der bittersten Reue hingegeben war, mußte mehr als einmal seine Heiterkeit bewundern. Aber was war denn diese Kirche, welche die Thore des Himmels öffnen zu können behauptet? Sie war gezwungen, sogar die höchsten Kirchenfürsten wie diejenigen, welche sie für Bösewichte hielt, in Fesseln zu schlagen. War die Strenge, welche sie gegen diese zeigte, nicht die beste Entschuldigung jener Reformatoren, die man zum Scheiterhaufen verurtheilte? Johannes Huß verstand alle Folgen der Absetzung des Papstes sehr wohl und er erklärte sie seinen Freunden mit einer großen Kraft:

„Denkt daran, daß sie den Papst, ihr Oberhaupt, wegen entsetzlicher Verbrechen des Todes schuldig erachtet haben. Fasset Muth und antwortet jenen Predigern, welche euch verkünden, daß der Papst Gott auf Erden ist, daß er, wie die Lehrer des Kirchenrechts behaupten, die Sakramente verkaufen kann, daß er das Oberhaupt der Kirche ist, indem er sie mit heiligem

*) Man sehe das Dekret in Von der Hardt, IV., 280 f.

**) „Alle Fürsten küssen ihm die Füße — er ist der einzige Name der Welt — wenn er in kanonischer Weise eingesetzt ist, wird er eben dadurch heilig.“ (Sancti Gregorii Papæ VII. Dictatus papæ in Labbé, Concil. X, 110.)

Geiste verwaltet, daß er das Herz der Kirche ist, indem er sie geistig belebt, daß er die Quelle ist, aus der jegliche Tugend und alles Gute quillt, daß er die Sonne der heiligen Kirche, daß er die sichere Stätte ist, wohin alle Christen ihre Zuflucht nehmen müssen. Wenn sie solches sagen, so antwortet ihnen: Seht, es ist dieses Haupt gleichsam durch das Schwert abgetrennt; schon liegt dieser irdische Gott in Ketten, schon sind seine Sünden enthüllt, diese sprudelnde Quelle ist versiegt, diese göttliche Sonne ist verdunkelt; dieses Herz ist ausgerissen und gebrandmarkt worden, damit Niemand bei ihm Zuflucht suche. Die Kirchenversammlung hat ihren Fürsten, ihr eigenes Haupt verurtheilt, weil er Ablaß, Bisthümer und Alles verkauft hat."

Huß zeigt hierauf, daß die Mitglieder der Kirchenversammlung durch die Absetzung des Papstes ihr eigenes Verdammnißurtheil ausgesprochen haben.

„Aber unter denen, welche ihn verurtheilt haben, fand sich eine große Zahl Käufer, welche selbst diesen schändlichen Handel getrieben haben. Da war der Bischof Johann Litomyssel, der das Bisthum Prag zweimal kaufen wollte, aber andre haben ihn überboten. O ihr verdorbenen Menschen! warum haben sie nicht zuerst den Balken aus ihrem eigenen Auge gerissen? — Sie haben den Fluch auf den Verkäufer geschleudert und haben ihn verurtheilt, und sie selbst sind die Käufer, sie haben die Hände zu diesem Handel gereicht, und sie bleiben ungestraft! Was sage ich? Sie handeln mit dieser Waare sogar in ihrer eigenen Wohnung. Es ist in Konstanz mancher Bischof, der gekauft, mancher, der verkauft hat, und der Papst hat von den beiden Theilen Geld bekommen, weil er den Handel gebilligt hat. — Wenn Gott den Mitgliedern dieses Concils gesagt hätte: Wer unter euch ohne Sünde ist, spreche das Urtheil über den Papst Johann! so würde ohne Zweifel Einer nach dem Andern fortgegangen sein. Warum beugten sie vorher die Knie vor ihm? Warum küßten sie seine Füße? Warum nann-

ten sie ihn „Allerheiligster" *), wenn sie in ihm einen Ketzer, einen Mörder, einen verhärteten Sünder sahen? denn auf diese Weise sprachen sie vorher schon öffentlich von ihm. Warum haben ihn die Kardinäle zum Papst gewählt, da sie doch wußten, daß er den heiligen Vater (seinen Vorfahrer) umgebracht habe **), und warum haben sie, seit er Papst ist, geduldet, daß er mit den heiligen Dingen Handel treibe? Bilden sie nicht seinen Rath, um ihn an das zu erinnern, was gerecht ist, und tragen sie an diesem Verbrechen nicht eben so viele Schuld als er, weil sie in ihm Laster geduldet haben, die ihnen allen bekannt waren? Warum hat ihm Niemand vor seiner Flucht aus Konstanz ***) zu widerstehn gewagt? Sie fürchteten ihn damals alle als ihren heiligsten Vater; aber als sich mit der Erlaubniß Gottes der weltliche Arm seiner bemächtigt hatte, haben sie Verschwörungen angezettelt, sie haben beschlossen, daß er dem Tode nicht entgehen solle.

Ach, wie sehr wünschte ich, alle die Schändlichkeiten die ich kenne, enthüllen zu können, damit sich die getreuen Diener Gottes sich vor ihnen bewähren konnten! Aber ich hoffe, daß Gott nach mir kräftigere Kämpfer aussenden wird †) — und

---

*) Beatissime pater ist, wie man weiß, der dem Papste gegebene Titel.

**) S. Émile de Bonnechose, Les réformateurs avant la réforme T. I. liv. I.

***) Nachdem er am 2. März 1415 der päpstlichen Krone entsagt hatte, entfloh er am 20. März heimlich nach Schaffhausen, wo er seine Abdankung widerrief. Doch wurde er bald darauf zu Freiburg wieder festgenommen und zuerst im Schloß Gottlieben, dann zu Mannheim und später zu Heidelberg festgehalten, bis er sich 1419 loskaufte, und vom Papste Martin V. zum Dekan des Kardinal-Kollegiums ernannt wurde, als welcher er im Nov. 1419 zu Florenz starb. (Anmerkung des Uebersetzers.)

†) Sie waren nicht kräftiger, aber durch den Geist ihrer Zeit mehr begünstigt.

es sind jetzt schon solche vorhanden — welche alle Bosheit des Antichrist besser enthüllen, und welche ihre Seelen für die Wahrheitunsers Herrn Jesu Christi dem Tod aussetzen werden. Ich schreibe diesen Brief am Tage St. Johannis des Täufers im Gefängniß und in Ketten, und ich denke daran, daß St. Johannes um Gottes und seines Wortes willen im Gefängniß enthauptet wurde*)."

„Ihr wißt," sagt er an einem andern Orte, „daß sich diese geistlichen Fürsten die wahren Statthalter Christi und seine Apostel nennen, daß sie sich als die heilige Kirche und als die allerheiligste Kirchenversammlung ausrufen, welche unfehlbar sei und doch gefehlt hat, als sie Johann **XXIII.** anbetete**). — Nun haben sie das Haupt der Kirche abgeschnitten, sie haben das Herz der Kirche ausgerissen, sie haben die unversiegbare Quelle ausgetrocknet, sie haben diese unvergängliche Stätte, in welcher jeder Christ eine Zuflucht finden sollte, geschändet, vernichtet. — Und jetzt ist die Christenheit ohne Papst, sie hat Jesum Christum zum Haupt, der sie leitet, sie hat ihn zum Herzen, das sie durch die Gnade beseelt, sie hat ihn zur Quelle, die sie mit den sieben Gaben des heiligen Geistes bewässert, sie hat ihn zur immer genügenden und unvergänglichen Stätte, zu welcher ich meine Zuflucht nehme in meinem Unglück und in der festen Hoffnung, daß ich dort immer Leitung, Beistand und hinreichende Belebung finden, und daß Gott mich mit unendlicher Freude überhäufen werde,

---

*) Briefe von Huß 2. Reihe 47. Brief: An seine Prager Freunde.

**) Es ist bekannt, daß man die feierlichen Huldigungen, die man dem Papste erweist, „Anbetung" nennt, und daß man von der „Anbetung des Papstes" spricht. — Zwischen Rom und Lhasse, zwischen Italien und Tibet, zwischen dem Papst, der im Vatikan thront, und dem, welcher von den Lamas verehrt wird, ist der Unterschied sehr gering.

wenn er mich von meinen Sünden und von diesem elenden Leben erlöst."

Das Ende dieses Briefs beweist, mit welcher Vermessenheit sich Rom von den Ueberlieferungen der orientalischen Kirche entfernt, indem es in der Abendmahlfeier aristokratische Vorrechte einführt:

„O welcher Wahnsinn, das Evangelium Christi und die Epistel Pauli, der da bekennt, die Wahrheit nicht von Menschen sondern von Gott empfangen zu haben, als irrig zu verdammen, und das Beispiel Jesu Christi selbst, seiner Apostel und der andern Heiligen zu verwerfen, indem man die für die erwachsenen Gläubigen eingesetzte Mittheilung des Kelchs unseres Herrn verdammt. Sagen sie nicht, daß die den weltlichen Gläubigen gegebene Erlaubniß, mit den Lippen am Kelche Christi Theil zu nehmen, ein Irrthum ist? Und wenn ein Priester ihnen diesen Kelch darreicht, um daraus zu trinken, so hält man dafür, daß er gefehlt hat, und wenn er darauf beharrt, so wird er als Ketzer verdammt. — Heiliger Paulus, du hast zu allen Gläubigen gesagt: So oft ihr von diesem Brod essen und aus diesem Kelch trinken werdet, sollt ihr den Tod des Herrn verkündigen, bis daß er kommt, d. h. bis zum Tage des Gerichts, da er kommen wird. Und schon widersetzt sich die Gewohnheit der christlichen Kirche der Erfüllung dieses Worts *)."

Man konnte auf diese unumstößlichen Gründe Nichts antworten. Doch verdammte die Kirchenversammlung nach der Absetzung Johannes **XXIII.** den Gebrauch der Kelche. Dadurch verdammte sie die Bibel selbst. Aber was liegt der unfehlbaren Kirche an dem Worte Gottes?

*) Briefe des Johannes Huß, 2. Reihe, 18. Brief: Johannes Huß an seine Wohlthäter.

Einer der Freunde des Reformators, Jakobus, widerlegte mit großer Kraft die Lehre der römischen Theologen*).

„Wenn," sagte der getreue Jünger der orientalischen Kirche, „wenn gegen alle Möglichkeit Christus mit den Gliedern der ersten Kirche mitten in der Konstanzer Kirchenversammlung erschiene, wenn er an diesem Ort das Sakrament vollziehen wollte, wie er es eingesetzt hat, glaubt ihr, daß die Beisitzer des Concils es ihm erlauben würden? — Sie würden ihn der Ketzerei anklagen, sie würden ihn verurtheilen und sagen: Was du thust, ist nicht die Gehwohnheit**).

Sie sind aber gewöhnt, auf folgende Weise zu handeln: Zuerst verläumden sie, dann laden sie vor, hierauf exkommuniciren sie, und endlich setzen sie ab; sie überliefern die Seele den Teufeln, so weit es an ihnen liegt, und den Leib der weltlichen Gewalt***); uud so wie die Priester der Juden einst sagten: Lässest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht, so sagen sie heute eben so zur weltlichen Obrigkeit: Dieser Mann gehört vor Euren Richterstuhl, er muß vom weltlichen Arm bestraft werden. O der verdammenswerthen und gefährlichen Heuchelei! Die betrügen sich zu ihrem eigenen Schaden, hat der heilige Augustinus gesagt, welche sich einbilden, daß die allein Mörder sind, welche mit ihren eigenen Händen tödten †),

**) Jacobus de Misa, Apologia pro communione plebis sub utraque specie in Von der Hardt, T. III, p. 591.

**) Die Gewohnheit ist das letzte Wort der römischen Kirche wie es der oberste Grund der Pharisäer war.

***) Man sollte meinen, daß dieses Gemälde in unsern Tagen geschrieben sei. Unglücklicherweise hat der Ultramontanismus noch nicht überall die Unterstützung des weltlichen Arms. Aber wenn Gott dem Kaiser Franz Joseph und seinen Nachahmern ein langes Leben gewährt, so wird sich dieser Fortschritt verwirklichen können.

†) Die Vertheidiger Roms wenden noch immer die Sophisterei an. „Wir haben die Albigenser, die Mauren in Spanien, die Wal-

die Juden haben auch den Herrn nicht selbst getödtet. Es ist uns verboten, sagten sie, irgend Jemand umzubringen, und doch wird ihnen der Tod des Herrn mit Recht angerechnet, denn sie haben ihn mit der Zunge getödtet, als sie riefen: Kreuzige ihn! — Der Herr hat gesagt: Hütet euch vor den Menschen u. s. w. O König der Könige, Herr der Herren, ewiger Vater, überall erblicke ich Gefahren. Wenn ich auf deinen geliebten Sohn höre, wenn ich an sein Evangelium glaube, wenn ich mich nach der Uebung der ersten Christen richte, so werde ich von jener Römischen Kirche, welche nicht einmal mehr die Sitten und Gebräuche der ersten Kirche kennt, exkommunicirt, als Ketzer erklärt, verurtheilt, verbrannt oder auch auf jede andere Weise umgebracht werden. Wenn ich gegen das Evangelium ungehorsam bin, so habe ich den ewigen Tod zu fürchten*)."

Gerson hat eine Vertheidigung des abendländischen Gebrauchs bekannt gemacht. Seine Beweisgründe sind dieses ausgezeichneten Geistes unwürdig, und sie geben einen Begriff von der wunderlichen Art, das Abendmahl aufzufassen, die von den Theologen des Mittelalters angenommen worden ist und von den Ansichten des heiligen Justinus, dieses Philosophen und Märtyrers der orientalischen Kirche, wie er sie in seiner berühmten „Vertheidigung" entwickelt, vollständig abweicht.

Gerson zählt die Gefahren des Gebrauchs des Kelchs auf, „man läuft Gefahr, daß der Wein verschüttet werde, wenn man ihn von Ort zu Ort bringt; man läuft Gefahr, daß er gefriere oder fehle; Gefahr, daß er sauer werde, in welchem Fall das Blut Jesu Christi nicht mehr darin sein würde (et ita desineret ibi esse sangus Christi); Gefahr, daß er

---

denser, die Protestanten nicht getödtet; der weltliche Arm hat Alles dies gethan." — Aber wer bewaffnet den weltlichen Arm? Ein Innocenz III., ein heiliger Pius V., ein Gregor XIII. u. a. m.

*) Jacobus de Misa.

verderbe und daß die Hitze darin Fliegen erzeuge; Gefahr, daß davon an den langen Bärten der Weltlichen hängen bleibe." Aber was vorzüglich den Pariser Theologen in Anspruch nimmt, das ist die Furcht, daß die Gläubigen glauben möchten, sie seien beim Abendmahle den Priestern gleich. Der ganze Geist der römischen Kirche ist in diesem Grunde, an welchen ein orientalischer Theologe niemals gedacht hat.

Nachdem die Kirchenversammlung die den Ketzern bestimmte Strafe gegen die Communion unter beiden Gestalten ausgesprochen und die Abdankung Gregors **XII.***) erhalten hatte, richtete einer der drei Päpste, welche die christliche Welt unter sich getheilt hatten, alle seine Anstrengungen gegen Johannes Huß. Er schickte Abgeordnete nach Gottlieben, um ihn zu verhören. Man hoffte, auf diese Weise ein öffentliches Verhör unnöthig zu machen, dessen Wirkung man fürchtete. Huß gibt uns selbst in einem seiner Briefe interessante Mittheilungen über diese inquisitorischen Vorgänge.

„Ich bin an dem Tage, an welchem ich Johann Barbat gesehen habe, über die 47 Artikel verhört worden; ich habe wie bei meiner vorigen Protestation geantwortet. Man hat mich gefragt, indem man jeden Artikel einzeln durchging, ob ich ihn vertheidigen wolle; ich habe geantwortet, daß ich es der Entscheidung der Kirchenversammlung anheimstelle, so wie ich es zuerst gethan hatte, und ich habe über jeden Artikel wie früherhin gesagt: Es ist wahr, aber in dem und dem Sinn. — Willst du ihn vertheidigen? haben sie mich gefragt. Ich habe geantwortet: Nein, ich überlasse es der Entscheidung des Concils. — Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich in diesem Augenblick nichts Besseres zu antworten wußte, da ich vorher mit eigener Hand geschrieben hatte, daß ich Nichts mit Hart-

*) Man sehe die interessante Erzählung dieser Abdankung in Émile de Bonnechose, le réformateurs avant la réforme, liv. III. chap. 12.

nädigkeit vertheidigen wolle, sondern bereit sei, mich belehren zu lassen. Man hat diese Fragen an mich gerichtet, weil man ihnen gesagt hat, daß ich den Kaiser hätte wissen lassen, ich wolle drei oder vier Artikel vertheidigen. Hierauf haben sie mich gefragt, was ich dem Kaiser erklärt habe, ich habe geantwortet, daß ich ihm Nichts dergleichen gesagt hätte. Michael Causis war dabei, mit einem Papier in der Hand, den Patriarchen anreizend, mich zur Antwort auf seine Fragen zu zwingen; und während dieser Zeit kamen noch einige Bischöfe. Michael hat etwas Neues erfunden. Gott hat zugegeben, daß er und Paletz wegen meiner Sünden gegen mich aufstanden: der Erste untersucht meine Briefe und Schriften, und Paletz berichtet über alle Unterhaltungen, die wir vor vielen Jahren mit einander gehabt haben. — Der Patriarch hat offen behauptet, daß ich sehr reich sei; ein Erzbischof hat mir gesagt: Du hast 70,000 Gulden. Michael hat mich vor Allem gefragt: Nun, was ist aus jenem Rock voll Gulden geworden? Wie viel Geld bewahren die Böhmischen Barone für dich auf? — O wahrlich, ich habe heute viel gelitten. — Ein Bischof hat mir gesagt: Du hast ein neues Gesetz eingeführt; ein Anderer: Du hast über alle diese Artikel gepredigt, und ich habe ziemlich lebhaft mit der Hülfe Gottes geantwortet und gesagt: Warum überhäuft ihr mich mit Schmähungen *)?"

Die heftigsten Gegner Hussens waren die französischen Theologen. Von der Kirchenversammlung über neunzehn, dem Huß zugeschriebene Artikel befragt, waren ihre Anträge, welche Gerson unterzeichnete, unbarmherzig. Diese einzige Thatsache zeigt, was man von der vorgeblichen Duldsamkeit der französischen Kirche zu denken habe. Die Anträge der Pariser Theologen verursachten dem Huß einen großen Kummer **). Uebrigens mußte er sich bald mit seiner Vertheidigung beschäftigen,

*) Briefe von Huß, 2. Reihe, 27. Brief.

**) Man sehe den 24. Brief der 2. Reihe.

nicht vor einigen Theologen, sondern vor der Kirchenversammlung selbst, welche sich entschloß, ihn in öffentlicher Sitzung anzuhören. Er wurde deshalb in das Franciskanerkloster gebracht.

Als er vor der Versammlung erschien, legte man ihm seine Bücher vor, und frug ihn, ob er die Verantwortlichkeit für dieselben übernehme. Auf seine bejahende Antwort las man einen Artikel der Anklageakte. Als Huß versucht hatte, sich zu vertheidigen, erhob sich in der Versammlung ein so wüthendes Geschrei, daß es unmöglich war, ihn zu verstehen. Nachdem sich der Lärm ein wenig gelegt hatte, berief er sich auf das Wort Gottes, was einen allgemeinen Widerspruch hervorbrachte. Die Einen beschimpften ihn, die Andern spotteten darüber. Der Reformator, dessen Haltung fest, aber traurig war, ließ seine Blicke mit einer schmerzlichen Verwunderung über diese lärmende Versammlung herumschweifen, welche das Organ des heiligen Geistes zu sein behauptete.

„Wenn ihr in Konstanz gewesen wäret," schrieb Huß an seine Freunde, als er ihnen über diese Sitzung Bericht abstattete, „so hättet ihr die abscheuliche Schändlichkeit dieser Kirchenversammlung gesehen, welche sich allerheiligst und unfehlbar nennt. — Als ich zuerst vor derselben erschien, um meinen Gegnern zu antworten, als ich sah, daß Alles ohne Ordnung geschehe, und ich ein allgemeines Geschrei hörte, sagte ich mit lauter Stimme:

Ich glaubte, daß in dieser Kirchenversammlung mehr Ehrbarkeit, Liebe und Zucht zu finden sei.

Da antwortete mir einer der ersten Kardinäle: Sprichst du also? — Deine Sprache war im Gefängniß bescheidener.

Ja, antwortete ich, denn im Gefängniße tobte Niemand gegen mich, und jetzt tobt ihr Alle" *).

Am 7. Juni wurde eine neue Sitzung abgehalten. Huß

*) Hussens Briefe, 2. Reihe, 4. Brief: An seine Freunde.

wurde von Soldaten in den Saal des Franciskanerklosters geführt, wo sich das Concilium versammelt hatte. Der Kaiser wohnte dieser Sitzung bei. Die Rolle, die er spielte, setzte ihn in große Verlegenheit, da er das sichere Geleit unterzeichnet hatte. Uebrigens kam er mit der Absicht, den zu retten, den er so feig seinen Feinden hingegeben hatte.

Michael Causis las die Anklageakte vor, welche also begann:

„Johannes Huß hat in der Bethlehemskapelle und an andern Orten der Stadt Prag dem Volke viele Irrthümer gepredigt, welche theils aus den Büchern Wiklefs gezogen, theils von seiner eigenen Erfindung sind; er hat sie mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigt. Der erste ist, daß nach der Einsegnung der Hostie im Sakramente des Altars das materielle Brod doch bleibe."

Huß betheuerte, daß er dieses nie gelehrt habe. In der That hatte Böhmen von seinen griechischen Aposteln das Dogma von der wirklichen Gegenwart so erhalten, wie es damals in der orientalischen Kirche gelehrt wurde, da sich dieselbe, eben so sehr als die römische Kirche von der ursprünglichen und tief symbolischen Erklärung entfernt hatte, welche die ältesten orientalischen Kirchenväter von dem Abendmahle gegeben haben.

Der Kardinal von Cambrai, Petrus von Alliaco, mit dem Beinamen „der französische Adler und der Hammer der Ketzer" *) ergriff alsdann das Wort. Die Fragen, welche er an Huß richtete, können einen Begriff von den ungeheuern Umgestaltungen geben, welche Rom dem Evangelium aufgedrängt hatte, so wie von den unverständlichen Spitzfindigkeiten, welche an die Stelle der faßlichen Lehren des Heilands der Menschen getreten waren.

„Johannes Huß," sagte der berühmte französische Theologe, „glaubst du, daß die allgemeinen Eigenschaften a parte rei zu dem Dinge selbst gehören, dessen Merkmale sie sind?"

---

*) Aquila Franciæ et malleus a veritate aberrantium indefessus (Launoy, Hist. du collège de Navarre, 416).

„Ich glaube es," antwortete Huß, „weil der heilige Anselmus und andere große Theologen es geglaubt haben."

„Wenn es also ist," versetzte der Kardinal, „so muß man daraus schließen, daß nach der Einsegnung das Brod bleibe, und ich beweise es."

Wir wollen dem „Französischen Adler" nicht in das Labyrinth seiner scholastischen Beweisführung folgen. Solche Spitzfindigkeiten würden kindisch scheinen, wenn man nicht daran dächte, daß der Henker hinter dem Dialektiker der römischen Kirche stand. Nach einer wenig interessanten Verhandlung über die wirkliche Gegenwart und über die dem Papste Gregor I., welchem die Römer den Beinamen des Großen gegeben haben, schuldige Ehrfurcht, warf man Huß vor, die Meinungen Wiklefs gelehrt, und sich vornehmlich ihrer Verdammung widersetzt zu haben.

„Ich habe mich geweigert," sagte er, „alle aus den Werken Wiklefs gezogenen Sätze für lügnerisch und ärgerlich zu halten, weil ich mehrere für Wahrheiten halte, unter andern den, welcher besagt, daß der Papst Sylvester und der Kaiser Konstantin geirrt haben, als sie die Kirche so reichlich ausgestattet haben, und ferner den, welcher behauptet, daß die Zehnten nicht nach göttlichem Recht verlangt werden können, sondern daß sie reine Almosen sind."

Er fügte hinzu, daß er die Verurtheilung Wiklefs getadelt habe, weil sie nicht auf Gründe gestützt sei, die aus der heiligen Schrift gezogen seien. „Und als man ihm vorwarf, an der Verdammung des berühmten englischen Reformators gezweifelt zu haben," antwortete er: „Dieß sind meine Worte; ich habe gesagt, ich kann nicht behaupten, ob Wiklef selig oder verdammt sein wird; doch möchte ich, daß meine Seele jetzt schon da wäre, wo er ist*)."

Ein höhnisches Lachen folgte auf diese muthige Antwort.

---

*) Hist. et monum. J. Huss. I, 87. — Von der Hardt, IV, 311.

Man warf ihm ferner vor, daß er von dem Spruche Alexanders V. und Johannes XXIII. an Jesum Christum appellirt habe.

„Ich schwöre," antwortete er mit dem Ton einer tiefen Ueberzeugung, „daß es keine gerechtere und heiligere Berufung gibt. Besteht die Appellation nicht darin, daß man sich von einem untergeordneten Richter auf einen höheren und erleuchteteren Richter beruft? Gibt es einen höhern Richter als Christus? Ist bei irgend einem mehr Gerechtigkeit zu finden als bei demjenigen, der ohne Falschheit und Irrthum ist? Gibt es irgendwo eine sicherere Zuflucht für die Unglücklichen und die Unterdrückten?"

Diese wahrhaft evangelische Antwort rief neuen Spott hervor.

Nach einigen Fragen von untergeordneter Wichtigkeit wurde Huß der Bewachung des Erzbischofs von Riga anvertraut, welcher schon der Kerkermeister seines Freundes Hieronymus von Prag war. Als die Soldaten ihn wegführten, rief ihn der Kardinal von Cambrai vor den Kaiser.

„Johannes Huß," sagte Petrus von Alliaco, „ich habe dich behaupten hören, daß wenn du nicht freiwillig nach Konstanz gekommen wärest, weder der Kaiser, noch der König von Böhmen dich dazu hätten zwingen können."

„Ehrwürdiger Vater," erwiderte Huß, „ich habe gesagt, daß in Böhmen viele Herren sind, welche mir wohl wollen, und daß sie mich so hätten bewachen und sicher stellen können, daß Niemand mich hätte zwingen können, nach Konstanz zu kommen, nicht einmal der König von Böhmen, nicht einmal der Kaiser."

„Hört ihr die Frechheit dieses Menschen?" rief der Kardinal aus.

Johann von Chlum fürchtete nicht, sich dem Zorn des Kaisers auszusetzen, indem er seinen Freund vertheidigte.

„Johannes Huß hat wohl gesprochen," sagte er; „ich bin wenig in Böhmen neben so vielen Andern, und doch, wenn

ich es unternommen hätte, so hätte ich mich anheischig gemacht, ihn ein Jahr lang gegen diese großen Fürsten zu vertheidigen! Was würden erst die thun, welche mächtiger sind als ich, und die uneinnehmbare Festungen besitzen?"

„Es ist genug," sagte der Kardinal zu Huß, „ich fordere dich auf, dich dem Spruch der Kirchenversammlung zu unterwerfen, wie du es versprochen hast; so thue es denn, deine Person und deine Ehre werden sich wohl dabei befinden."

Der Kaiser glaubte jetzt, sich in die Sache mischen zu müssen. Er hatte den Zweck, Huß zu erschüttern, und sich vor seinen Augen wegen der empörenden Verletzung des geschworenen Eides zu rechtfertigen.

„Viele behaupten," sagte er mit einem offenbar traurigen Ton, „daß du seit 14 Tagen im Gefängniß warst, als du von mir ein sicheres Geleit erhalten hast. Doch ist es gewiß, ich gestehe es, und Viele wissen es, daß dieses sichere Geleit dir vor deiner Abreise von Prag ertheilt worden ist. Es gewährte dir die Freiheit, deine Lehre und deinen Glauben freimüthig vor der Kirchenversammlung darzulegen, wie du es gethan hast. Wir verdanken den Kardinälen und den Bischöfen die Nachsicht, mit welcher sie dich angehört haben*); aber da man versichert**), daß es Uns nicht erlaubt ist, einen der Ketzerei verdächtigen Menschen zu vertheidigen, so geben wir dir den nämlichen Rath, wie der Kardinal von Cambrai. So unterwerfe dich denn, und wir werden Sorge tragen, daß du dich in Frieden zurückziehen könnest, nachdem du eine mäßige Strafe ausgehalten hast. Wenn du dich weigerst, so wirst du der Kirchenversammlung Waffen gegen dich

*) Wie doch der mächtige und kräftige Kaiser vor der geistlichen Macht zittert!

**) Sigismund ist nicht überzeugt, und seine natürliche Rechtlichkeit erlaubt ihm nicht, die Verantwortlichkeit der groben Sophisterei der Geistlichen zu übernehmen.

in die Hand geben, und was mich betrifft, so sei überzeugt, daß ich dich lieber mit meinen eigenen Händen verbrennen würde, als diese Hartnäckigkeit noch länger zu dulden, die du nur zu sehr bewiesen hast*). Es ist somit unsere Meinung, daß du dich ohne Vorbehalt der Kirchenversammlung unterwerfest."

„Großmüthiger Kaiser," antwortete Huß, „ich danke zuvörderst Eurer Majestät, für das sichere Geleit, welches sie mir gegeben hat."

Johann von Chlum bemerkte, daß sein Freund sich dem Zorne Sigismunds aussetze; er unterbrach ihn.

„Beschränke dich darauf, dich wegen der Hartnäckigkeit zu entschuldigen, deren dich der Kaiser anklagt."

„Ich bin nicht in der Absicht hieher gekommen, durchlauchtigster Fürst," sagte Huß, „irgend etwas mit Hartnäckigkeit zu behaupten. Gott ist mein Zeuge. Man zeige mir etwas Besseres, etwas Heiligeres, als was ich gelehrt habe, und ich bin bereit zu widerrufen."

Bei diesen Worten trennte sich die Versammlung. In der dritten Sitzung wurde Huß über eine Reihe Sätze aus seiner Abhandlung „über die Kirche" verhört. Diese Sätze bezogen sich auf die Prädestination, auf die Gewalt des Papstes und der Priester. Wir wollen einige Behauptungen anführen, welche man ihm als Verbrechen vorwarf. Sie werden einen richtigen Begriff von den Lehren der römischen Kirche im 14. Jahrhundert geben, und werden dazu dienen, ihre Ansprüche auf Unfehlbarkeit ins richtige Licht zu setzen. „Kein Ketzer darf nach der Kirchenstrafe dem weltlichen Arm überliefert werden**); — Die Großen müssen die Priester zwingen, das Gesetz Jesu

*) Für die Staatsmänner ist es eine unverzeihliche Hartnäckigkeit, an seiner Ueberzeugung festzuhalten und ihr sein Leben aufzuopfern.

**) Gerson und die Pariser Theologen hatten diesen Satz als „ärgerlich und verwegen" verdammt. So war die französische Duldsamkeit beschaffen: „Der Sanfteste hat doch immer Krallen an der Pfote."

Christi zu beobachten; — man darf das Volk nicht mit dem Interdikt belegen, weil Jesus Christus, der der oberste Bischof ist, die Juden wegen der Verfolgungen, die er selbst erlitten, nicht mit dem Interdikt belegt hat."

Während sich der Angeklagte vertheidigte, warf ihm einer der Richter vor, daß er diejenigen, welche einen „nicht überwiesenen" Ketzer dem weltlichen Arm überliefern, mit den Pharisäern und den Priestern verglichen habe, die Christum überliefert hätten. Dieser Vorwurf verursachte eine große Aufregung unter den Prälaten, welche die ganze Richtigkeit dieser Vergleichung leicht begriffen.

„Mit wem vergleichst du die Pharisäer?" riefen sie aus.

„Mit denen," antwortete Huß fest, „welche einen Unschuldigen dem weltlichen Schwert überliefern, wie die Schriftgelehrten und Pharisäer Jesum Christum dem Pilatus überliefert haben."

„Wahrhaftig," sagte der Kardinal von Cambrai voll Zorn, „diejenigen, welche diese Sätze ausgezogen haben, sind sehr schonend gewesen; es stehen in den Schriften dieses Menschen viel schrecklichere und abscheulichere Dinge."

Man kam endlich auf das, was das Papstthum betraf. Es wurden einige Sätze aus einer von Huß an Znoima gerichteten Abhandlung vorgelesen. Diese Sätze sind der Ausdruck des Glaubens der orientalischen Kirche, der einzigen in der Welt, welche zu allen Zeiten den Despotismus Roms zurückgewiesen hat.

„1) Es ist durchaus nicht nothwendig, daß die streitende Kirche ein einziges sichtbares Oberhaupt habe, welches sie im Geistlichen regiere. — 2) Die Apostel und die getreuen Diener Jesu Christi haben die Kirche in Allem, was zum Theil nothwendig ist, gut regiert, ehe das päpstliche Amt eingeführt wurde, und sie könnten es bis zum Tage des Gerichts thun, wenn es keinen Papst gäbe. — 3) Jesus Christus ist das einzige Oberhaupt der ganzen Kirche; er wird sie ohne

Unterbrechung regieren, indem er sie bis zum Tage des Gerichts mit seinem Geiste beseelt. Die Kirche hat zur Zeit der Agnes*) zwei Jahre und fünf Monate ohne Oberhaupt bestanden und in der Gnade Jesu Christi gelebt; könnte sie nicht auch länger also sein? Jesus Christus würde sie durch seine wahren Jünger, welche in der Welt verbreitet sind, besser regieren, als durch jene widernatürlichen Führer."

„Ja," erwiderte Huß mit Heftigkeit, indem er diese Worte wiederholte, während die Prälaten höhnisch die Achsel zuckten, „ja, ich behaupte, daß die Kirche zur Zeit der Apostel weit besser regiert worden ist, als heut zu Tage. Und wer würde denn Jesum Christum verhindern, sie noch jetzt durch seine wahren Jünger ohne diese widernatürlichen Oberhäupter zu regieren? Aber was sage ich? Die Kirche ist jetzt ohne sichtbares Oberhaupt und doch unterläßt er nicht, sie zu regieren."

Nach der Verlesung der angeschuldigten Sätze sagte der Kardinal von Cambrai zu Huß:

„Du hast gehört, wie vieler gräßlichen Verbrechen man dich anklagt. Ueberlege jetzt und wähle: Wenn du dich demüthig dem Spruch der Kirchenversammlung unterwirfst, so werden wir menschlich mit dir verfahren**), vornämlich aus Rücksicht gegen den allergnädigsten Kaiser, der hier gegenwärtig ist und gegen den König von Böhmen, seinen Bruder; aber wenn du trotz der Ansicht so vieler erleuchteten und weisen Männer einige von den eben verlesenen Sätzen vertheidigen willst, so wirst du es auf deine eigene große Gefahr thun."

Huß wiederholte, daß es sein größter Wunsch sei, die Wahrheit zu erkennen; der Kardinal versetzte:

---

*) Der vorgeblichen Päpstin Johanna, einem Märchen jener Zeit, an welches Niemand mehr glaubt. (S. Bouillet, Dictionnaire universel, den Artikel Jeanne, papesse).

**) Also unmenschlich im entgegengesetzten Falle. Man konnte die wahre grausame Gesinnung nicht schärfer ausdrücken. (A. d. U.)

„Die Kirchenversammlung verlangt drei Dinge: du mußt zuerst bekennen, daß du in allen Sätzen, die hier vorgelegt worden sind, geirrt hast; du mußt hierauf schwören, daß du sie nicht mehr lehren willst, und du mußt sie endlich alle öffentlich abschwören."

Mehrere Mitglieder der Kirchenversammlung sprachen in demselben Sinne zu Huß; seine Antwort war voll Festigkeit und richtigen Urtheils.

„Ich erkläre, daß ich bereit bin, die Belehrungen der Kirchenversammlung demüthig anzunehmen. Aber im Namen Dessen, der unser Aller Gott ist, bitte und beschwöre ich euch, mich nicht zu nöthigen, das zu thun, was mein Gewissen mir verbietet, was ich nur auf Gefahr meines ewigen Lebens thun könnte, mich nicht zu zwingen, alle diese gegen mich vorgebrachten Sätze abzuschwören. Ich habe in der katholischen Lehre gelesen, daß Abschwören so viel heißt, als behaupteten Irrthümern entsagen. Da ich mehrere von diesen Sätzen niemals weder angenommen noch gelehrt habe, wie könnte ich sie abschwören? Was die betrifft, welche ich anerkannt und zugestanden habe, so will ich herzlich gern thun, was ihr von mir verlangt, wenn Jemand mich eines Bessern belehren kann."

Der Kaiser, der diese Fragen nur von einem durchaus römischen Gesichtspunkte ansah, begriff Hussens Bedenklichkeit nicht. Auch zeigte er ihm eine ungeduldige Verwunderung.

„Was hast du zu fürchten, wenn du alle diese Sätze abschwörst?" sagte er. „Was mich betrifft, so trage ich kein Bedenken, alle möglichen Irrthümer für falsch zu erklären; folgt daraus, daß ich sie behauptet habe?"

„Durchlauchtigster Fürst," antwortete Huß, „für falsch erklären ist nicht abschwören."

„Man wird dir," sagte der Kardinal von Florenz, „eine Abschwörungsformel vorlegen, die du leicht annehmen kannst. Willst du gehorchen?"

Huß wiederholte seine Antwort; der Kaiser drang weiter in ihn:

„Du bist in greisen Jahren,“ sagte er, „und du mußt mich verstehen. Wenn du klug bist, so wirst du dich Allem unterwerfen, was man von dir verlangt; wenn nicht, wird man dich nach dem Gesetz der Kirchenversammlung richten*).“

Da Huß auf seiner Weigerung abzuschwören beharrte, führte man ihn in das Gefängniß zurück. Sein Widerstand hatte den stolzen Kaiser so erzürnt, daß er alle Erinnerung an das geschworne Wort verlor und sich also vernehmen ließ:

„Ihr habt die Irrthümer gehört, welche dieser Mann gelehrt hat, Irrthümer, von denen mehrere todeswürdige Verbrechen sind. Ich bin daher der Meinung, daß, wenn er sie nicht alle abschwört, er verbrannt werden soll. Wenn sich Einige seiner Anhänger in Konstanz befinden, so müssen auch die bestraft werden und vornämlich Hieronymus.“

Und die Versammlung trennte sich.

Als Huß in sein Gefängniß zurückgekehrt war, eilte sein muthiger Freund Johann von Chlum herbei, um ihn zu ermuthigen. „Ach, wie angenehm ist es mir gewesen,“ sagte der Reformator voll Innigkeit, „die Hand des Herrn Johann zu berühren, welcher sich nicht geschämt hat, sie mir Unglücklichem zu reichen, mir Ketzer, der verachtet, gefesselt und von Allen öffentlich verdammt war**).“

Am folgenden Tag schickte der Kardinal von Viviers auf Befehl der Kirchenversammlung Hussen eine Formel des Widerrufs***). Aber seine Charaktergröße wuchs mitten unter den Verfolgungen; seine Sprache entsprach der Bedeutsamkeit seiner Lage. „Ich kann diese Formel nicht unterzeichnen,“ sagte er,

*) Theobaldus, Bellum Huss. cap. XVIII; Von der Hardt, IV., 236—237.

**) Hussens Briefe. 2. Reihe, 33 Brief: An seine Freunde.

***) Von der Hardt, T. IV. pag. 326, wo sie mitgetheilt ist.

erstlich, weil ich verschiedene Behauptungen, die ich für wahr halte, verdammen müßte, und dann, weil ich dadurch dem Volke Gottes, dem ich diese Wahrheiten verkündigt habe, ein Aergerniß geben würde."

Er schrieb an den Kardinal Johann, der ihn zur Abschwörung drängte:

„Ehrwürdiger Vater, ich bin Euch für Euere wohlwollende und väterliche Theilnahme dankbar. Ich wage es nicht, mich der Kirchenversammlung in den Grenzen zu unterwerfen, die Ihr mir vorzeichnet. — Es ist vortheilhafter für mich, zu sterben, als in die Hände Gottes zu fallen, indem ich ein vorübergehendes Leiden fliehe, um dann vielleicht des Feuers und der ewigen Schmach theilhaftig zu werden. Weil ich mich denn auf Jesum Christum berufen habe, den allerhöchsten, mächtigen und gerechten Richter, und weil ich ihm meine Sache anvertraut habe, so halte ich mich an seine Entscheidung und an seinen heiligen Spruch, indem ich wohl weiß, daß er die Menschen nicht nach falschen Zeugnissen oder nach den Irrthümern der Kirchenversammlung, sondern nach der Wahrheit und nach ihrem Verdienst richten wird *)."

Indeß fürchteten die Kardinäle und Bischöfe mit Recht die Wirkung, welche der Tod des Reformators hervorbringen würde, dessen Leben mit dem ihrigen in so großem Widerspruch stand. Sie wendeten alle Spitzfindigkeiten der römischen Theologie an, um ihn zu überzeugen. „Die Kirchenversammlung," sagten mehrere, „ist in Gewissensfragen der oberste Richter, und wenn die Urkunde, welche sie verlangt, meineidig ist, so ist sie allein dafür vor Gott verantwortlich." Huß erzählt selbst eine That-

*) Hussens Briefe 2. Reihe, 41. Brief: An den Kardinal Johann. — Man findet hierauf eine Antwort des Kardinals auf diesen schönen Brief. Luther macht über dieselbe eine richtige Bemerkung: „Wer du auch seist, der diesen Brief liesest, siehe, wie dieser falsche Titel, den die Kirche verleiht, zur Täuschung veranlaßt."

sache, welche beweist, wie man damals den Grundsatz von der Unfehlbarkeit der Kirche verstand. „Ein Doctor hat mir gesagt: Ich würde mich in allen Dingen der Kirchenversammlung unterwerfen; es würde dann für mich Alles gut und gesetzlich sein. Derselbe fügte hinzu: Wenn die Kirchenversammlung sagte, daß du nur Ein Auge habest, obgleich du zwei hast, so müßtest du doch sagen, daß die Kirchenversammlung nicht Unrecht hat. — Wenn die ganze Welt, antwortete ich, Solches behauptete, so würde ich es doch, ohne mein Gewissen zu verletzen, nicht zugeben, so lange ich den Gebrauch meiner Vernunft hätte."

Durch diese erbärmlichen Spitzfindigkeiten ermüdet, brachte der Märtyrer in seinem Innern sein Leben zum Opfer. Den Tag des Todes erwartend, strömte er seine Seele in die Seele seiner Freunde.

„Ich, Johann Huß, in der Hoffnung ein Diener Gottes, wünsche, daß alle getreuen Böhmen, welche den Herrn lieben, in der Gnade leben und sterben und am Ende das ewige Leben erhalten. — Ich beschwöre Euch, Gott zu gehorchen, sein Wort zu verherrlichen und euch selbst zu erheben, indem Ihr es anhört; ich beschwöre Euch, diesem göttlichen Wort getreu zu bleiben, das ich nach dem Gesetz und nach dem Zeugniß der Heiligen gepredigt habe — ich beschwöre Euch alle, den edlen Herrn Wenceslaus Duba, Johannes Chlum, Heinrich Plumlovic, Wylem Zagec, Nikolaus und anderen Böhmischen, Mährischen und Polnischen Herren zu danken, welche sich als eifrige Vertheidiger der Wahrheit Gottes aus allen Kräften dieser Kirchenversammlung widersetzt haben, indem sie für meine Befreiung kämpften, vornämlich aber den Herrn Wenceslaus Duba und Johannes Chlum. Glaubet Alles, was sie Euch berichten, denn sie waren in der Kirchenversammlung an den Tagen, da ich geantwortet habe; — sie wissen, wie die ganze Versammlung gegen mich tobte, während ich auf die mir vorgelegten Fragen antwortete. Ich beschwöre Euch, für den Römischen

König*) zu bitten. — Ich schreibe Euch diesen Brief in meinem Gefängnisse und mit gefesselter Hand, indem ich auf übermorgen mein Todesurtheil erwarte und auf Gott vertraue, daß er mich nicht verlassen, daß er nicht zugeben wird, daß ich sein Wort verläugne oder daß ich Irrthümer abschwöre, die mir durch falsche Zeugen böslich beigelegt worden sind. Wenn wir uns einst in der Ewigkeit wiederfinden, so werdet ihr erfahren, mit welcher Güte der Herr mir in meinen grausamen Prüfungen beisteht. Ich weiß Nichts von Hieronymus, meinem getreuen Freund, Nichts, als daß er in einer harten Gefangenschaft schmachtet, den Tod erwartend, wie ich, um dieses Glaubens willen, den er in Böhmen so muthig bekannte. Aber die Böhmen, unsere grausamsten Gegner, haben uns der Gewalt anderer Feinde und ihren Ketten überliefert. Bittet Gott für sie. Ich beschwöre Euch vor Allem, Bewohner Prags, meine Kapelle zu lieben und dahin zu wirken, daß, wenn Gott es erlaubt, sein Wort in derselben gepredigt werde. — Liebet euch unter einander**)!"

Huß verband, man sieht es vorzüglich in seinen letzten Briefen, alle Zärtlichkeit eines liebenden Herzens mit einer heldenmüthigen Festigkeit, welche fähig war, den Drohungen einer Kirchenversammlung zu widerstehen, deren Macht den Kaiser selbst, den muthigen und stolzen Sigismund, zittern machte. Daher schien ihm unter allen Leiden, denen er ausgesetzt war, keines schrecklicher, als die Erinnerung an die betrogene Freundschaft. Es war ihm Bedürfniß, um diese schmerzliche Prüfung zu bestehen, sich an die Verkündigungen des Erlösers der Menschen zu erinnern.

„Euere Eltern, euere Brüder, euere Nächsten, euere Freunde

*) Sigismund führte noch diesen Titel, da er nicht gekrönt war. Er hatte Huß überliefert und seinen Tod verlangt.

**) Hussens Briefe, 2. Reihe, 36. Brief: An die Böhmischen Gläubigen.

werden euch verrathen und sie werden euch dem Tod überliefern u. s. w. Das Böse, welches fremde Menschen uns zufügen, ist weniger grausam; unsere Leiden sind um so bitterer, als wir von denen mehr hofften, die sie uns zufügen: denn wir leiden nicht bloß in unserm Körper, sondern auch in unserer Seele über die vernichtete Liebe. So spricht Hieronymus; und was mich betrifft, so ist vorzüglich Paletz die Ursache meiner Schmerzen *)."

Aber er sollte über den Schmerz des Herzens eben so siegen, wie er die Leiden des Körpers und die Bangigkeit des Geistes überwunden hatte. Ein getreuer Nachfolger desjenigen, der für seine Henker gebetet hatte, fand er in seiner Liebe eine erhabene Begeisterung. Wir wollen den hohen Märtyrer selbst reden lassen.

„Paletz ist auf meine Bitte gekommen, denn ich wollte bei ihm beichten; ich habe die Kommissarien und die, welche mich ermahnten, gebeten, mir ihn oder irgend einen Andern zum Beichtvater zu geben. Und ich habe gesagt: Paletz ist mein hauptsächlichster Gegner, ich will ihm beichten **), oder gebt mir statt seiner einen Mann, der im Stande sei, mich zu hören: ich beschwöre Euch im Namen des Herrn. — Dieser letzte Wunsch ward erhört; ich habe einem Mönch gebeichtet, der mich mit frommem Sinn und vollständig angehört hat, er hat mir die Absolution gegeben und hat mir gerathen, aber nicht befohlen, der Meinung der Anderen zu folgen. — Paletz ist gekommen, er hat mit mir geweint, als ich ihn um Verzeihung bat, daß mir vor ihm einige beleidigende Worte entschlüpft seien und vornämlich, daß ich ihn „Verfälscher" ge-

*) Hussens Briefe, 2. Reihe, 22. Brief: Hussens Antwort an Johannes Maldoniewitz.

**) Die Ohrenbeichte und die wirkliche Gegenwart waren seit langer Zeit in das Glaubensbekenntniß der orientalischen Kirche aufgenommen, so wie es Cyrillus und Methodius in Böhmen gelehrt hatten.

nannt habe. Und als ich ihn daran erinnerte, daß er in der öffentlichen Sitzung, als er mich die von den Zeugen vorgebrachten Sätze für untergeschoben erklären sah, aufgestanden und gesagt habe: Dieser Mann glaubt nicht an Gott!, läugnete er es; aber er hat es wahrhaftig gesagt, und vielleicht habt Ihr es gehört. Ich erinnerte ihn daran, wie er mir in meinem Gefängniß in Gegenwart der Kommissarien gesagt hat: Seit Christi Geburt hat kein Ketzer Gefährlicheres geschrieben, als Wiklef und Du. Er hat auch behauptet, daß alle diejenigen, welche unsere Predigten angehört haben, von dem Irrthum in Bezug auf das Abendmal angesteckt sind. Er hat es geläugnet, indem er hinzufügte: Ich habe nicht gesagt: Alle, sondern eine große Zahl. — Und doch hat er also gesprochen. Und als ich ihm gesagt habe: O Meister Paletz, wie Unrecht thust du mir, wenn du meine Zuhörer der Ketzerei anklagst! hat er Nichts geantwortet *)."

„Sei mir in Jesu Christo gegrüßt! Vernimm, mein theuerster Freund, daß als Paletz mich zu überreden versuchte, er mir gesagt hat, daß ich nicht an die Schande einer Abschwörung, sondern nur an die guten Folgen denken solle. Ich habe geantwortet: Die Schmach verurtheilt und verbrannt zu werden, ist größer, als Die, aufrichtig abzuschwören. Welche Schande hätte ich denn zu fürchten, wenn ich abschwöre? Aber sage mir, Paletz, was würdest Du thun, wenn Du überzeugt wärest, daß Dir Irrthümer fälschlich zugeschrieben würden? — Das ist in der That hart, sagte er, und weinte **)."

Welch schönes Schauspiel! Wie erscheint hier doch das Ideal christlicher Barmherzigkeit in seiner ganzen Majestät! So zeigt die Geschichte der Menschheit neben den Urbildern der Gewaltthätigkeit und der Treulosigkeit, neben einem Johann XXIII.

*) Hussens Briefe, 2. Reihe, 40. Brief: An einige Freunde.
**) Hussens Briefe, 2. Reihe, 44. Brief: An einen Freund.

und Alexander VI.*) Gestalten voll Gottlosigkeit und Reinheit mit dem Heiligenschein der Märtyrer. So war Stephanus, als er von den Steinen der Synagoge zerschmettert wurde, so Perpetua und Felicitas vor ihren heidnischen Henkern, die Sklavin Blandina im Lyoner Aphitheater, Huß vor der Konstanzer Kirchenversammlung, Bailly**) und die Frau Roland auf dem Revolutionsplatz***). Was sind im Vergleich mit diesen erhabenen Seelen die Fürsten dieser Welt mit ihren selbstsüchtigen Berechnungen, was die gefürchteten Häupter der triumphirenden Aristokratie?

Diese Bemerkung drängt sich unwillkürlich auf, wenn man Hussens Gefängniß verläßt, um seine Blicke auf den kaiserlichen Thron zu richten. Sigismund erhielt dazumal die Huldigungen des gesammten Europas, welches in ihm das Oberhaupt der Feudalhierarchie erblickte. Aber wenn Huß in seinem engen Gefängniß keine Gemüthsbewegung und keine Gewissensbisse kennt, so verhielt es sich mit dem römischen König nicht eben so. Als sich sein Zorn gelegt hatte, erwachten wieder einige Funken von Redlichkeit in seiner Seele. Er konnte nicht vergessen, daß Huß sich unter der Bürgschaft seines kaiserlichen Worts zur Kirchenversammlung begeben habe. Zudem ließ ihn ein sehr geübter politischer Takt den gerechten Zorn der Böhmen fürchten, welche über die Verfolgungen entrüstet waren, mit welchen man ihren Apostel erdrückte. Auf der andern Seite fürchtete er, wenn er Hussen seinen Schutz gewähre, sich der Rache der Priesterschaft auszusetzen, unter welcher sein Vorgänger Heinrich IV., Heinrich VI., Friedrich Barbarossa und Friedrich II. so viel gelitten hatten. Hat nicht das Blut des im sechszehnten Jahre ermordeten Konradin fließen müssen, um die Wuth des

---

*) Man vergl. dessen Leben von Burchard (lateinisch) und von A. Gordon. (englisch)

**) S. E. de Bonnechose, La mort de Bailly, poëme.

***) Michelet, Les femmes de la révolution.

Papstthums gegen das ungelehrige Blut der Hohenstaufen zu besänftigen? Es wurde dem Kaiser schwer, den Reformator den blutdürstigen Leidenschaften der Priester zu überliefern. Hussens Abschwörung könnte ihn allein aus dieser Verlegenheit reißen. Um sie zu erlangen, sparte er weder Bitten, noch Verführung, noch Drohungen. Huß antwortete auf alle diese Versuche mit einem Mitleiden, das an die Verachtung gränzte.

„Ich habe," schrieb er an seine Schüler, „immer dieses Wort vor Augen gehabt: Traut den Fürsten nicht! und an jenes andre: Verflucht sei der, der dem Menschen vertraut und der sich auf einen menschlichen Arm stützt*)."

Der Kaiser bat Hussens Freunde, Johannes von Chlum und Wenzeslaus Duba vier Bischöfe zu begleiten, welche er bebeauftragt hatte, ihn für einen Widerruf zu stimmen. Aber Hussens Freunde waren ihm ähnlich. Aufrichtige und feste Christen, unerschrockene Jünger des gekreuzigten Jesus, waren sie unfähig, denjenigen, den sie als Meister ansahen, zum Verrath an der Wahrheit aufzufordern. Als die Bischöfe und die böhmischen Herrn in den Speisesaal der Franziskaner gekommen waren, wohin Johannes Huß gebracht wurde, sagte ihm Johannes von Chlum: „Mein theurer Lehrer, ich bin kein gelehrter Mann, ich kann dir nicht mit meinem Rath zur Seite stehen; so ist es deine Sache, zu wissen, was du zu thun hast, und ob du jener Verbrechen schuldig bist oder nicht, deren dich die Kirchenversammlung anklagt. Wenn du des Irrthums überwiesen bist, so zögere nicht, so schäme dich nicht nachzugeben, aber wenn du dich in deinem Gewissen für unschuldig erkennst, so hüte dich, dich selbst zu verläumden, vor Gott falsch zu schwören und aus Todesfurcht den Pfad der Wahrheit zu verlassen."

Johannes Huß war dieses männlichen Raths und dieser wahrhaft christlichen Liebe würdig.

„Edle Herren, mein trefflicher Freund," sagte er, indem

*) Hussens Briefe, 2. Reihe, 33. Brief: An seine Freunde.

er einen Strom von Thränen vergoß, „ich nehme den allmächtigen Gott zum Zeugen, daß wenn ich wüßte, daß ich Etwas gelehrt oder geschrieben hätte, das dem Gesetz oder der rechtgläubigen Lehre der Kirche zuwider wäre, ich herzlich gern widerrufen würde; selbst jetzt wünsche ich lebhaft, in der heiligen Schrift besser unterrichtet zu werden. Wenn mir irgend Jemand eine bessere Meinung lehrt, als die ich selbst gelehrt habe, so möge er es thun, ich bin bereit; ich werde die meinige aufgeben und mich mit allem Eifer zu der andern bekennen."

Die Bischöfe zeigten sich über das sehr entrüstet, was sie die Hartnäckigkeit Hussens nannten, und man schickte ihn ins Gefängniß zurück. Aber Johannes von Chlum blieb dem Reformator getreu, der ihm vorher geschrieben hatte:

„Herr Johannes, mein edler und treuer Freund, Gott sei Euer Lohn! Ich beschwöre Euch mich nicht zu verlassen, bis Alles vollbracht ist*). Ach, warum werde ich nicht lieber zum Scheiterhaufen geführt, als daß man mich auf so treulose Weise erstickt**)."

Der Tag des Urtheils rückte herbei. Huß bestärkte sich in seinen muthigen Entschlüssen durch heilige Gedanken. Je mehr er darüber nachdachte, desto unmöglicher schien es ihm, die Irrthümer abzuschwören, deren man ihn zieh.

„Ich würde dem Volke Gottes ein großes Aergerniß geben, und es wäre besser, daß ein Mühlstein an meinen Hals gebunden und ich in den Meeresgrund geworfen würde; mit einem Worte, wenn ich also handelte, um einer augenblicklichen Verwirrung und einem kurzen Leiden zu entfliehen, so würde ich der ärgsten Schmach und einem viel schrecklicheren Leiden anheimfallen, wenn ich nicht vor meinem Tode dafür büßen könnte.

---

*) Theobaldus, Bellum Huss. cap. XVIII.

**) Hussens Briefe, 2. Reihe, 25. Brief: An Johannes von Chlum.

Deshalb habe ich, um mich zu stärken, an die sieben Machabäer gedacht, welche sich lieber haben in Stücke zerschneiden lassen, als das von Gott verbotene Fleisch zu essen; ich habe an den heiligen Eliazar gedacht, der, wie es geschrieben steht, nicht einmal hat gestehen wollen, daß er verbotenes Fleisch gegessen habe, aus Furcht, der Nachkommenschaft ein böses Beispiel zu hinterlassen; sondern er hat den Märtyrertod vorgezogen. Da ich also viele Heilige des neuen Gesetzes vor Augen habe, die lieber den Tod erlitten haben, als in die Sünde einzuwilligen, wie sollte ich, der ich in meinen Predigten die Andern zur Geduld und zur Festigkeit ermahnt habe, in Meineid und in so viele erbärmliche Lügen verfallen, und durch mein Beispiel vielen Kindern des Herrn Aergerniß geben? Weg von mir! Weg von mir! Unser Herr Jesus Christus wird mich in Fülle belohnen und mir in meiner Prüfung die Hülfe der Geduld verleihen*)."

Doch ist es nicht die Sorge um seine Seele allein, die ihn beschäftigt. Er will von denen Abschied nehmen, die ihn geliebt haben, von den niedrigsten, wie von den mächtigsten.

„Gott sei mit Euch," sagte er zu seinen Beschützern. „Duldet nicht, daß der Herr Johannes**), dieser biedere und getreue Ritter, mein bester Freund, mein andres Ich, sich um meinetwillen der Gefahr aussetze. Endlich beschwöre ich Euch, nach dem Worte Gottes zu leben und, seinen Geboten zu gehorchen, wie ich es Euch gelehrt habe. Danket seiner königlichen Majestät***) für alle Wohlthaten, die ich von ihr empfangen habe †)."

Er schrieb auch an den Priester Martin: „Grüße alle meine

---

*) Hussens Briefe, 46. Brief: An seine Freunde.

**) Johannes von Chlum.

***) Der König von Böhmen.

†) Hussens Briefe, 51. Brief: An seine Freunde.

geliebten Brüder in Christo, die Gelehrten, die Schreiber, die Schuhmacher, die Schneider, und empfiehl ihnen, für das Gesetz Christi eifrig zu sein, mit Demuth an Weisheit zuzunehmen *)."

Huß hatte seinen heftigsten Feinden verziehen. Er wollte für Michael Causis beten, der so viel zu seinem Unglück beigetragen hatte!

„Michael von Causis, dieser unglückliche Mensch, ist mehrmals mit den Abgeordneten der Kirchenversammlung in mein Gefängniß gekommen, und während ich mit ihnen war, sagte er den Wächtern: Mit der Gnade Gottes werden wir diesen Ketzer, für den ich viel Geld ausgegeben habe, bald verbrennen. — Wisse jedoch, mein Freund, daß ich in diesem Brief keinen Wunsch der Rache ausdrücke; ich überlasse sie Gott und bitte ihn aus dem Grund meines Herzens für diesen Menschen **)."

Wie groß Hussens Barmherzigkeit gegen seine Henker, und wie aufrichtig auch seine Ergebung war, fühlte er doch den mächtigen Trieb, der uns an das Leben knüpft, sich in ihm regen, und er hatte nöthig, sich an den Kampf des Herrn auf Gethsemane und an seine Unterwerfung unter den Willen seines Vaters zu erinnern.

„Wahrlich, es ist nicht leicht, — alle Prüfungen als Anlässe zur Freude zu betrachten; es ist leicht, zu sagen, aber schwer, zu thun. Obgleich der, welcher der geduldigste und unerschrockenste war, wohl wußte, daß er am dritten Tage wieder auferstehen, daß er durch seinen Tod seine Feinde besiegen, und seine Auserwählten von der Verdammniß erkaufen würde, so war sein Geist nach dem Abendmahl doch betrübt, und er hat

*) Hussens Briefe, 38. Brief: An Meister Martin, seinen Schüler.

**) Hussens Briefe, 44. Brief: An einen Freund.

gesagt: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod*)! Das Evangelium berichtet uns, daß er zitterte, daß er seufzte, daß ihn ein Engel in seinem Todeskampf stärkte, und daß ein blutiger Schweiß von seinem Körper troff. — Es war nöthig, daß er leide, wie er selbst sagte, und wir, die wir seine Glieder sind, müssen mit dem leiden, der unser Haupt ist; denn er hat gesagt: Wenn mir einer nachfolgen will, so muß er sich selbst entsagen, er nehme sein Kreuz und folge mir! — O göttlicher Jesus, ziehe uns Schwache nach dir, denn wenn du uns nicht nachziehst, so können wir dir nicht folgen. Kräftige meinen Geist, auf daß er stark und entschlossen sei. Das Fleisch ist schwach; aber deine Gnade komme zu uns, sie stärke und rette uns! denn ohne dich vermögen wir Nichts, und namentlich sind wir unfähig, deinetwegen einem grausamen Tod entgegenzugehen. Verleihe uns einen entschlossenen Geist, und ein unerschrockenes Herz, einen reinen Glauben, eine lebendige Hoffnung, eine vollkommene Liebe, auf daß wir geduldig und freudig unser Leben für dich opfern! Amen. Geschrieben im Gefängniße, in Ketten am Vorabend St. Johannis des Täufers, der enthauptet wurde, weil er sich gegen die Verdorbenheit der Bösen erhoben hatte. Möge er für uns Jesum unsern Herrn bitten!"

Nach seinem Verhör vor der Kirchenversammlung blieb Johannes Huß dreißig Tage im Gefängniß. Er erschien in der 15ten allgemeinen Sitzung, um sein Urtheil anzuhören. Der Kardinal von Viviers präsidirte, der Kaiser und alle Fürsten des römischen Reichs wohnten der Sitzung bei. Eine ungeheure Menge Menschen war herbeigeströmt, um das Schauspiel zu genießen, das ihnen die Priester bereitet hatten. Man hatte mitten im Konstanzer Dom einen sehr hohen Tisch aufgestellt, auf welchem die für die Ceremonien der Entsetzung nöthigen

*) *Περίλοπος ἔστω ἡ ψυχή μου ἕως θανάτου* (Marc.) 14, 34.

priesterlichen Kleider lagen. Vor diesem Tisch war ein hoher Schemel, der für den Ketzer bestimmt war. — Es war unerläßlich, daß der verirrten Menge keine von seinen Demüthigungen entgehe. Die Römische Kirche hat sich immer vortrefflich auf theatralischen Effekt verstanden. Man hoffte, daß Huß, wenn er also den gierigen Blicken einer unverschämten Menge ausgesetzt wäre, einige Zeichen von Verlegenheit und Verwirrung geben würde. Diese Erwartung wurde getäuscht. Die Haltung des Märtyrers war eben so fest als bescheiden. Sobald er angekommen war, verrichtete er mit leiser Stimme ein langes Gebet, um den Segen Dessen, der ebenso dem „Rathe der Bösen" überliefert wurde, auf sein Haupt herabzuflehen. Zu gleicher Zeit bestieg der Bischof von Lodi die Kanzel. Wie alle römischen Theologen daran gewöhnt, die heiligen Texte auf die auffallendste Weise zu mißbrauchen, gab er eine gräßliche Erklärung über die Stelle Pauli: Der Leib der Sünde werde vernichtet. — Indem er seine abscheuliche Anklage schloß, wendete er sich an Sigismund:

„Vernichtet die Ketzereien und die Irrthümer, und vor Allem diesen hartnäckigen Ketzer. Es ist ein heiliges Werk*), glorreicher Fürst, dessen Erfüllung Euch obliegt, da Euch die Gewalt der Gerechtigkeit anvertraut ist. So strafet denn so große Feinde des Glaubens, damit Euer Lob im Munde der Kinder**) ertöne, und möge Euer Ruhm ewig dauern. Jesus

*) Man weiß, daß die Römische Kirche den menschlichen Opfern, die sie mit einer unauslöschlichen Schmach bedecken, immer fromme Namen gegeben hat. In Spanien hat man sie Glaubensakte (auto da fé) genannt. „Als er dem heiligen Spanien seinen milden König, seine Mönche, sein Elend und seine Auto-da-fé wiedergab," sagt ein Dichter unserer Zeit, Méry, indem er von dem Herzog von Angoulême spricht.

**) Aehnlicher Mißbrauch der Bibel.

Christus, der auf immer gesegnet sei, möge Euch diese Gnade erweisen*)."

Nach der Predigt verlas der Bischof eine Verordnung, welche „Jeglichem, welche Würde er auch habe, ein kaiserliches, königliches oder bischöfliches" Stillschweigen auferlegte. Fürchtete man, daß das Gewissen des Kaisers einen verspäteten Widerspruch erheben möchte? — der Syndikus der Kirchenversammlung verlangte hierauf die Verurtheilung Hussens und seiner Schriften. Man verlas sodann sechszig aus den Büchern Wiklefs gezogene Sätze, welche von Neuem verflucht wurden; hierauf las man dreißig aus Hussens Werken gezogene Behauptungen, die noch nicht verlesen worden waren. Huß wollte sich vertheidigen, aber der Kardinal von Cambrai widersetzte sich, und der Kardinal von Florenz sagte ihm: „Du machst uns ja den Kopf voll." Der Reformator rief mit lauter Stimme und die Augen gen Himmel gerichtet aus: „Im Namen des allmächtigen Gottes, ich beschwöre Euch, mir ein billiges Ohr zu leihen, damit ich mich vor allen denen, die mich umgeben, von dem Vorwurf dieser Irrthümer reinigen könne. Bewilligt mir diese Gnade und dann thut mit mir nach Euerm Willen!" Aber da man sich weigerte, ihn anzuhören, fiel er auf die Kniee, um zu beten.

Man ging nach dieser rührenden Scene zu den Aussagen der Zeugen über. Einer dieser Zeugen, ein Theologe, klagte ihn an, sich für die vierte Person der Dreieinigkeit ausgegeben zu haben. Man wollte ihn offenbar bei der unwissenden und fanatischen Menge verhaßt machen. So ist die empörende Politik der römischen Geistlichkeit stets gewesen. Man kann sie nicht angreifen, ohne des Atheismus oder des Skeptizismus angeklagt zu werden! Huß antwortete, indem er das Glaubensbekenntniß des Athanasius laut hersagte. Da man ihm ferner

***) Jo. Huss, histor. et monum. I., 34.

seine Berufung auf Jesum Christum vorwarf, rief er mit gefesselten Händen mit einer bewundernswürdigen Energie aus:

„Sieh, o mein süßer Jesus, wie deine Kirchenversammlung das verdammt, was du vorgeschrieben und ausgeübt hast, als du, von deinen Feinden unterdrückt, deine Sache in die Hände Gottes deines Vaters gelegt hast, uns dieses Beispiel hinterlassend, auf daß wir selbst zum Gericht Gottes, des gerechtesten Richters gegen die Unterdrückung, unsere Zuflucht nehmen. Ja (fuhr er fort, indem er sich an die Versammlung wendete), ich habe behauptet und behaupte noch, daß man sich nicht sicherer berufen könne, als auf Jesum Christum, weil er weder durch Geschenke bestochen, noch durch falsche Zeugen betrogen, oder durch einen Kunstgriff hintergangen werden kann." Und da man ihn anklagte, die Exkommunikation des Papstes verachtet zu haben, sagte er: „Ich hielt sie nicht für gesetzlich; ich habe daher mein priesterliches Amt ferner ausgeübt. Ich schickte meine Sachwalter nach Rom, wo sie in's Gefängniß geworfen, fortgejagt und mißhandelt wurden. Dieß hat mich bewogen, zu dieser Kirchenversammlung freiwillig und mit dem sicheren Geleit des hier gegenwärtigen Kaisers zu kommen."

Indem er diese Worte mit Festigkeit aussprach, ließ der Märtyrer seine Augen auf dem Fürsten ruhen; Sigismund erröthete vor Scham und diese Röthe wurde in Deutschland zum Sprichwort. Als man in Worms Karl V. aufforderte, das dem Luther bewilligte freie Geleit zu verletzen, sagte er: „Nein, ich will nicht roth werden wie Sigismund!"

Man verlas hierauf Hussens Weigerung zu widerrufen und zwei Urtheile, von denen das Eine seine Schriften zum Feuer verdammte, das andere seine Entsetzung vom Priesteramt befahl. Huß fiel auf die Kniee und rief wie der erste Märtyrer Stephanus: „Herr Jesus, vergib meinen Feinden! Du weißt, daß sie mich fälschlich angeklagt, daß sie gegen mich falsche Zeugnisse und Verläumdungen gebraucht haben; vergib ihnen durch deine unendliche Barmherzigkeit!"

Dieses herrliche Gebet wurde von den Prälaten mit Hohn aufgenommen. Auch die Juden schüttelten den Kopf unter beleidigenden Spöttereien am Fuße des Kreuzes. So mußten sich die Pharisäer des 15. Jahrhunderts gegen einen wahren Jünger des Erlösers benehmen.

Huß sah wohl ein, daß man ihm alle vom Sohne des Menschen erlittene Schmach zufügen wollte. Als man ihn zum Behuf der Ceremonie der Entsetzung mit dem Chorhemd bekleidete, rief er aus: „Man bekleidete unsern Herrn mit einem weißen Kleid, um ihn zu beschimpfen, als ihn Herodes zu Pilatus führen ließ.“ Man zog ihm alsdann priesterliche Kleider an, gab ihm den Kelch in die Hand und forderte ihn nochmals auf, zu widerrufen. Aber er erklärte mit demselben Muth, daß er dem christlichen Volke kein solches Aergerniß geben würde. „Wie könnte ich,“ sagte er, „wenn ich es gethan hätte, das Haupt gen Himmel heben? Wie könnte ich die Blicke jener Menge Menschen ertragen, die ich unterrichtet habe, wenn es durch meine Schuld geschähe, daß diese Dinge, welche heut für sie gewiß sind, ungewiß würden; wenn ich durch mein Beispiel die Verwirrung in so viele Seelen, in so viele Gewissen brächte, welche ich mit der reinen Lehre des Evangeliums Christi erfüllt und die ich gegen die Fallstricke des Teufels gestärkt habe? Nein! nein! Es soll nicht gesagt werden, daß ich die Rettung dieses elenden, dem Tode bestimmten Leibes ihrem ewigen Heil vorgezogen habe*)!“

Die Bischöfe ließen ihn von seinem Sitze herabsteigen und riefen, indem sie ihm den Kelch aus den Händen rissen: „O verfluchter Judas, der du den Rath des Friedens verlassen hast**) und in den der Juden eingegangen bist, wir nehmen dir diesen mit dem Blute Christi angefüllten Kelch.“

---

*) Histor. et monum. I., 36.

**) Der Rath des Friedens! Eine von einem Johann XXIII. regierte Kirche, welche seine blutdürstigen Bullen gegen seine Feinde an-

„Ich hoffe von der Barmherzigkeit Gottes," antwortete Huß, „daß ich heute noch in seinem Reiche aus seinem Kelch trinken werde, und in hundert Jahren werdet ihr vor Gott und vor mir Rede stehen*)."

Nach hundert Jahren stürzte der Sohn eines Toggenburger Hirten, ein Priester des Konstanzer Sprengels**), in der Schweiz die Herrschaft des römischen Klerus***). Hussens Asche war auf dem Boden der Freiheit nicht unfruchtbar geblieben. **Sanguis martyrum semen Christianorum** †)!

Es wurden ihm nun seine Kleider eines nach dem andern abgerissen, während die Bischöfe über jedes die gräßlichsten Verwünschungen aussprachen. Diese gotteslästerlichen Schauspiele hatten zum Zweck, auf die leichtgläubigen Gemüther der Massen Eindruck zu machen; es ist dies eines der großen Talente der Römischen Kirche. Als man die Spuren seiner Tonsur entfernen wollte, konnten die bischöflichen Henker lang nicht einig werden. Die Einen wollten Scheeren, die andern Rasirmesser gebrauchen. Die Förmlichkeit der Pharisäer zeigt sich selbst in diesen finstern Scenen. „Sehet," sagte Huß, indem er sich gegen Sigismund wandte, „sie sind alle gleich grausam, und sie können sich über die Art, ihre Grausamkeit auszuüben, nicht verstehen."

Man setzte hierauf eine pyramidenförmige Krone auf sein Haupt, auf welcher man Teufel nebst der Inschrift: „Ketzermeister" gemalt hatte, und die Bischöfe sprachen feierlich fol-

---

genommen hatte! O ihr Pharisäer! Wohl seid ihr die Erben jener, die sich die Bewahrer des Glaubens nennen und weder über Treulosigkeit, noch über Gewaltthätigkeit, noch über Mord erröthеten.

*) Diese Prophezeihung wurde durch eine berühmte Medaille verewigt, welche bald nach Hussens Tode im Jahr 1415 in Böhmen geschlagen wurde. (S. Bizot, Histoire métallique de la Hollande.)

**) Zwingli gehörte zu diesem Sprengel.

***) Zwingli predigte die Reformation schon im J. 1516 in Einsiedeln.

†) Tertullianus.

gende evangelische Worte: »**Animam tuam diabolis commendamus**« d. h. Wir übergeben deine Seele den Teufeln. Aber Huß, welcher wohl wußte, daß der Himmel auf die Verfluchung der Priester wenig Rücksicht nimmt, empfahl Gott seinen Geist und sagte: „Ich trage diese Schandkrone freudig aus Liebe zu dem, der eine Dornenkrone getragen.“

Nachdem er auf diese Weise wieder zum Laien gemacht worden war, wurde er dem weltlichen Arm überliefert. Der Kaiser übergab ihn dem Churfürsten von der Pfalz, als dem Vicar des heiligen Römischen Reichs, und dieser dem Magistrat von Konstanz, der ihn wiederum den Scharfrichtern überließ. Man führte ihn in einem imponirenden Aufzuge zum Tode. Vier Stadtknechte waren zu seinen Seiten, und es folgten ihm die Fürsten, achthundert Bewaffnete und eine unermeßliche Volksmenge. Als man vor dem bischöflichen Palast vorüberzog, sah Huß ein großes Feuer, in welchem man seine Bücher verbrannte, und er lächelte. Die Bücher vergehen, aber die Gedanken sind ewig!

Man zog durch das Gottliebner Thor aus Konstanz. Der Scheiterhaufen war auf einer Wiese nahe bei den Gärten der Vorstadt errichtet. Als man hinkam, gab Huß kein Zeichen von Schwäche, aber da er wußte, daß selbst die Heiligen vor dem Angesicht des Allerheiligsten nicht rein sind, sprach er einige Bußpsalme. Das Volk hatte nicht das verhärtete Herz der Prälaten. Viele von denen, die ihn hörten und sich nicht auf die Priesterrache verstanden, riefen laut aus: „Wir kennen das Verbrechen dieses Mannes nicht, aber er richtet treffliche Gebete zu Gott.“ — So weinten arme Weiber von Jerusalem über den Herrn, als er zur Schädelstätte zog.

Als er vor dem Scheiterhaufen stand, forderte man ihn auf, zu beichten. Dieß war ein neuer Fallstrick. Der Priester, den man ihm brachte, und der durch sein Wissen berühmt war, befahl ihm zuerst, seine Irrthümer abzuschwören. „Denn,“ sagte er, „ein Ketzer kann die Sacramente weder geben, noch

empfangen." — „Ich fühle mich," sagte Huß, „keiner Todsünde schuldig, und bereit, vor Gott zu erscheinen, will ich die Absolution nicht durch einen Meineid erkaufen."

Er wollte hierauf zum Volke sprechen. Der Churfürst von der Pfalz widersetzte sich. „Jesus, mein Herr," rief Huß aus, „ich will diesen gräßlichen Tod um deines heiligen Evangeliums willen mit Demuth erdulden; vergib allen meinen Feinden!"

Jedoch erlaubte man ihm, mit seinen Wächtern zu sprechen, welche ihn mit Sanftmuth behandelt hatten. „Meine Brüder," sagte er, „wisset, daß ich fest an meinen Heiland glaube, ich leide um seines Namens willen, und heute werde ich mit ihm regieren." — Ein Märtyrer kann sich ohne Vermessenheit also ausdrücken.

Man band ihn hierauf an einen Pfahl, den man in den Boden schlug. Aber da sein Kopf gegen Osten gerichtet war, von wo Cyrillus und Methodius, die Apostel Böhmens, gekommen waren, nahmen Einige Aergerniß daran und wendeten ihn nach Westen, indem sie sein Haupt mit einer von Ruß besudelten Kette an den Pfahl banden. Diese raffinirte Priesterrache gab ihm fromme Gedanken über die Schmach ein, welche Christus aus Liebe zu uns erduldet hatte.

Man legte hierauf Reiswellen zu seinen Füßen und umgab ihn mit Holz und Stroh. Der Churfürst von der Pfalz näherte sich ihm in Begleitung des Reichsmarschalls und forderte ihn zum letzten Mal auf, seinen Irrthümern zu entsagen. Huß hob die Augen gen Himmel und antwortete mit kräftiger Stimme:

„Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich niemals gelehrt noch geschrieben, dessen mich falsche Zeugen beschuldigen; meine Reden, meine Bücher, meine Schriften, Alles habe ich in dem einzigen Gedanken, zu dem einzigen Zweck gethan, die Seelen der Tyrannei der Sünde zu entreißen. Daher will ich heute die Wahrheit, die ich geschrieben, die ich bekannt gemacht habe, und die durch das göttliche Gesetz und die heiligen Väter bestätigt ist, freudig mit meinem Blute besiegeln."

Man zündete den Scheiterhaufen an. „Jesus, Sohn des lebendigen Gottes," rief Huß aus, „erbarme dich meiner! „Er betete hierauf und sang selbst einen Lobgesang mitten unter den Qualen des gräßlichen Todes; aber bald erhob sich ein Wind, und seine Stimme wurde von den Flammen erstickt. Man sah ihn nach einer Zeit lang den Kopf und die Lippen bewegen, wie in einem letzten Gebet vertieft, dann gab er den Geist auf. Man riß die Ueberbleibsel seines Körpers in Stücke, welche die Henker in den Scheiterhaufen warfen, dann wurde seine Asche in den Rhein geworfen. Diese kannibalischen Scenen waren der Kirche würdig, welche das Blut der Albigenser stromweise vergossen hatte.

So starb im fünf und vierzigsten Jahre seines Alters einer der Männer, welche dem Evangelium und der Menschheit zur größten Ehre gereichen, als Opfer der Wuth einer Versammlung von Priestern. Die Geistlichkeit triumphirte, aber solche Siege sind verderblicher als gewisse Niederlagen, denn sie rufen früh oder spät den Widerspruch des Gewissens der Menschen hervor. Diejenigen, welche die Bartholomäusnacht gebilligt, den Widerruf des Edikts von Nantes und die Dragonaden hervorgerufen haben, sind die Opfer der Septembermetzeleien geworden. „Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen!"

Bei der allgemeinen Theilnahme, welche Hussens Märtyrertod erregt, wagen es die Vertheidiger des Katholizismus kaum, sein Andenken zu beschimpfen.

„Es ist tief zu beklagen," sagen sie mit heuchlerischem Ton, „daß ein solcher Mann ein so trauriges Loos (tristissimam sortem) und einen so bittern Tod (necemque acerbissimam) erlitten hat, er, der von einer so großen Liebe zu Christus und zu seiner Lehre entflammt war, er, der durch die Unschuld seines Lebens glänzte, durch die Aufrichtigkeit des Herzens (vitæ integritate, voluntate sincera), durch glühende Geisteswärme, durch Beredtsamkeit und andere treffliche Gaben in einem solchen Grade hervorleuchtete (mire excelluit), daß er

ein großer Reformator geworden wäre, wenn er nach dem Beispiele einiger hervorragenden Männer, wie des Kanzlers Gerson, des Kardinals Petrus von Alliaco oder des Nikolaus Clemengis, seine Talente zum Werke der Reform in der Kirche selbst und nicht außer derselben mit aller Kraft angewendet hätte*)."

Die ganze Geschichte des 15. Jahrhunderts ist die beste Widerlegung dieses Vorwurfs.

Ist es dem Gerson**) oder Petrus von Alliaco gelungen, das Verderbniß der Kirche aufzuhalten? Haben die Kirchenversammlungen von Konstanz und Basel das geringste Ergebniß gehabt? War im Jahr 1515 die Verdorbenheit der Geistlichkeit und die Verwilderung der Massen weniger groß als im Jahr 1415 an dem Tage, wo die Flamme von Hussens Scheiterhaufen an den Ufern des Bodensees leuchtete? Die Reform der katholischen Kirche durch sie selbst ist der hohlste von allen Träumen; denn die Mißbräuche werden niemals von denjenigen vernichtet, welche durch sie reich und groß werden. Edle Regungen bewirken keine Revolution. — Es fanden sich wohl einige französische Edelleute, welche ihre Adelsbriefe vor der konstituirenden Versammlung verbrannten und das Gesetz der Gleichheit verkündigten; aber die Masse des französischen Adels stellte sich an der Gränze unter die Fahnen der Fremden, um zugleich mit ihren gehässigen Vorrechten alle Mißbräuche der Tyrannei zu vertheidigen.

Joseph **II.** hat wohl versucht, seine Völker von der Priesterherrschaft zu befreien, aber Franz Joseph versteht den Vortheil

---

*) Utrum Hussi doctrina fuerit heretica? Dissertatio hist. dogmat., auctore Cappenberg.

**) Gerson, den man so ungeschickt anführt, hatte viel Mühe, in Konstanz der Verurtheilung als Ketzer zu entgehen (S. E. de Bonnechose, Les réformateurs avant la réforme livre III, chap. VIII. — Gerson accusé d'hérésie.) — Petrus von Alliaco war als Kardinal unangreifbar.

der absoluten Gewalt besser. Als Bischof von Imola billigte Pius **IX.** die liberalen Ideen; jetzt, da er auf dem Throne Gregors **XVI.** sitzt, macht er sich noch verhaßter als sein Vorgänger. Unter der Herrschaft des päpstlichen oder weltlichen Despotismus vom Fortschritte träumen, das heißt das Unmögliche suchen. Huß hatte es wohl begriffen, und die Flamme seines Scheiterhaufens ist zum Licht geworden, welches dem Abendlande den Weg zeigt, den es durchlaufen soll.

Die Konstanzer Kirchenversammlung erkannte bald die Ohnmacht der abscheulichen Mittel, die sie ergriffen hatte. Kaum hatte man in Prag die Nachricht von Hussens Tod erhalten, als die erzürnte Menge zur Bethlehemskapelle eilte. Man erwies dem Opfer die nämlichen Ehrenbezeugungen wie den Heiligen und Märtyrern. Doch nicht allein das Volk zeigte seinen Unwillen, die Böhmischen Edlen schwuren bei ihrem Schwerte, den Apostel ihres Vaterlandes zu rächen. Die Prager Universität appellirte gegen das selbstsüchtige Urtheil*) der Kirchenversammlung an das Urtheil des christlichen Europa.

„Mitten unter den unzähligen und heftigen Ursachen unsers Schmerzes ist es für uns ein gebieterisches Bedürfniß, den geschändeten Ruf unserer Universität zu vertheidigen. — Zu allen Gründen, die uns dazu bewegen, kommt noch das Andenken an die Redlichkeit, an die Tugend dieses Mannes, der uns gestorben ist. — Wir wollen es thun, damit der große Ruf eines unserer Kinder, des Johannes von Hussinetz, genannt Huß, nicht abnehme, und er in den Augen Aller glänze. —

*) Gerson, einer von Hussens Henkern, sagte nach dessen Tod, als er sah, welche Wendung die Dinge in Konstanz nahmen: „Ich möchte in Glaubenssachen lieber Juden und Heiden zu Richtern haben, als die Mitglieder der Kirchenversammlung.“ (E. de Bonnechose, Les réformateurs, avant la reform, livre III, chap. VIII.)

Wir wünschen um so inniger, daß unsere Worte von allen Gläubigen gehört werden möchten, als die Gegenwart eines so großen Mannes in unserer Mitte so viel Gutes vor Gott und den Menschen hervorgebracht hat — denn sein Leben ist seit seiner frühesten Jugend unter unsern Augen verflossen, und es ist dasselbe so heilig und so rein gewesen, daß Keiner ihn eines einzigen Fehlers zeihen kann. — O du wahrhaft heiliger, wahrhaft demüthiger Mann, der du im Glanze einer so großen Frömmigkeit leuchtetest, der du den Reichthum verachtetest und die Armen mehr liebtest als dich selbst, der du knieend vor dem Lager der Unglücklichen wachtest, der du durch deine Thränen die verhärteten Herzen zur Buße riefest, der du durch die unversiegbare Sanftmuth deines Worts die widerspenstigen Gemüther besänftigtest; du, der in allen Herzen und vornämlich in der Seele einer reichen, habgierigen und übermüthigen Geistlichkeit die Laster ausrissest, indem du bei ihr das alterthümliche Mittel der Schrift anwendetest, welches in deinem Munde neu schien; du endlich der, den Spuren der Apostel folgend, die Sitten der ersten Kirche in der Geistlichkeit und im Volke wiederherstelltest, — ach! wahrhaftig die Natur hatte diesen Mann mit allen ihren Gaben überhäuft, und die göttliche Gnade war in ihm in so reichlichem Maße ausgegossen, daß er nicht bloß tugendhaft war, sondern daß er sogar, man darf es wohl sagen, die Tugend selbst war (ut nedum virtuosus, sed dici potest ipse virtus). Doch wozu diese Worte, wenn die Thatsachen sprechen? Der fürchterliche Tod, den seine Feinde über ihn verhängten, und den er geduldig erlitt, bezeugt, daß er sich auf eine göttliche Grundlage gestützt hat. — Es ist in der That etwas Göttliches, es ist einem von Gott allein eingegebenen Muth eigen, so viele Schmähungen, so viele Qualen und die Schande um der göttlichen Wahrheit willen zu dulden, alle diese Leiden mit ruhigem und heiterem Antlitz aufzunehmen, durch eine so große Frömmigkeit im Angesicht der Tyrannen zu glänzen, und auf solche

Weise ein vorwurfsloses Leben mit dem bittersten Tod zu beschließen *)."

Diese Haupturkunde ist ein schönes Zeugniß, das dem großen Mann von denen ausgestellt ist, welche Zeugen seiner Jugend, seiner Arbeiten, seiner Kämpfe, seiner unveränderlichen Hingebung an die Interessen der Wahrheit gewesen waren. Die böhmischen Barone hielten ihm keine weniger glänzende Lobrede, aber in einem noch kräftigeren Tone.

„Da nach dem Naturrecht Niemand dem Andern thun soll, was er nicht will, daß ihm gethan werde, und da geschrieben steht: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst; so wollen wir dieses göttliche Gebot auf unsern theuersten und ehrwürdigsten Meister Johannes Huß, Baccalaureus der Theologie, Prediger des heiligen Evangeliums anwenden, welchen Ihr vor Kurzem in der Kirchenversammlung zu Konstanz (wir wissen nicht, von welchem Geiste beseelt), zur Schande unseres christlichen Königreichs Böhmen und der erlauchten Markgrafschaft Mähren, als einen hartnäckigen Ketzer zu einem grausamen und schmählichen Tode verurtheilt habt, ohne ihn irgend eines Irrthums überwiesen zu haben, einzig und allein auf die falsche Anklage seiner Feinde und einiger Verräther."

Die Protestation schloß mit folgenden Worten:

„Wir erklären überdies, daß wir trotz aller menschlichen Verordnungen, die demüthigen, ergebenen und getreuen Prediger unterstützen werden, welche das Wort unseres Herrn Jesu Christi verkündigen; wir werden sie ohne Furcht und bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen und beschützen **)."

Dieser Brief verursachte in der Kirchenversammlung die

---

*) Testimonium Universitatis Pragensis, in J. Huss, monum. Tom. I. p. 104.

**) Datum in pleno concilio magnatum, baronum, procerum et nobilium regni Bohemiæ et marchionatus Moraviæ. (S. J. Huss, hist. et monum. I. 99.)

lebhafteste Bewegung. Die Väter wußten nicht, wie sie sich in Beziehung auf Hieronymus von Prag benehmen sollten. Wenn sie nur ihren Haß gehört hätten, würden sie ihn ohne Zögern dem Henker überliefert haben; aber sie fürchteten die Folgen dieses neuen Mordes für die Herrschaft der Kirche in Böhmen. Man beschloß daher, Alles aufzubieten, um ihn zur Abschwörung zu vermögen.

VI.

Καὶ αὐτή ἔστω ἡ νίκη ἡ νικήσασα τὸν κόσμον, ἡ πίστη ἡμῶν (Joh.)

Seit sechs Monaten war Hieronymus in einem verpesteten Gefängniße Leiden jeglicher Art Preis gegeben. Eine unheilbare Wunde verzehrte schon seine Füße. Man glaubte von einem Mann Alles erhalten zu können, der durch der Folter und so mannigfache und langwierige Todesangst niedergebeugt war. Er wurde demnach unter der Strafe des Feuers aufgefordert, abzuschwören, und die Verurtheilung Hussens für gerecht zu erklären. Hieronymus vermochte nicht zu widerstehen. Aber sein Widerruf schien sehr unvollständig; man verlangte einen neuen, welchen er in der neunzehnten allgemeinen Sitzung verlas. Der Haß seiner Feinde mußte befriedigt sein; aber der Grimm der Priester ist blutgierig. Umsonst forderten die Kardinäle von Cambrai, von Aquileja und von Florenz die Kirchenversammlung zur Mäßigung auf. Da man es nicht mehr für möglich hielt, einen Aufstand in Böhmen zu verhindern, schonte man Nichts mehr, und der Doctor Nason fürchtete sich nicht, den Kardinälen zu sagen: „Wir müssen uns billig darüber wundern, meine ehrwürdigen Väter, daß Ihr Euch für diesen verpesteten Ketzer verwendet, von dem wir in Böh-

men so viel Böses erfahren haben. — Solltet Ihr durch Geschenke des Königs von Böhmen oder der Ketzer gewonnen worden sein? Sollten sie die Freiheit dieses Menschen von Euch erkauft haben?"

Neue Kommissarien wurden mit der Angelegenheit des Hieronymus beauftragt. Die Entrüstung, welche ihm die Unredlichkeit der Kirchenversammlung einflößte, belebte seinen Muth wieder. Er bat um ein öffentliches Verhör, welches man ihm bewilligte. Nachdem er die Anklageakte ruhig angehört hatte, verlangte er, sich frei aussprechen zu dürfen.

„Beschränket euch darauf zu antworten," rief man ihm zu, „und antwortet auf der Stelle!"

„Gütiger Gott," sagte Hieronymus, „welche Ungerechtigkeit, welche Grausamkeit! Ihr habt mich dreihundert und vierzig Tage in einem gräßlichen Gefängniß, im Schmutz, im Gestank, in dem äußersten Mangel an allen Dingen eingesperrt gehalten; ihr leiht Euer Ohr meinen Todfeinden und Ihr weigert Euch, mich anzuhören. Kann man sich wundern, daß sie Euch überredet haben, ich sei der hartnäckigste Ketzer, der jemals auf der Welt gewesen, ich sei der Feind des Glaubens, der Verfolger der Priester? Ich habe mit den demüthigsten Bitten keinen einzigen Augenblick erhalten können, um mich zu rechtfertigen, und bevor Ihr noch untersucht habt, wer ich bin, habt Ihr mich als einen Gottlosen behandelt. Und doch seid Ihr Menschen und keine Götter, Ihr könnt Euch betrügen und betrogen werden. Wenn Ihr in der That weise Menschen und das Licht der Welt seid, so hütet Euch, gegen die Gerechtigkeit zu sündigen. Was mich betrifft, so bin ich nur ein schwacher Sterblicher; mein Leben ist von wenig Bedeutung, und wenn ich Euch ermahne, kein ungerechtes Urtheil zu fällen, so spreche ich weniger für mich als für Euch."

Diese Rede brachte eine große Bewegung hervor. Doch bewilligte man dem Hieronymus, sich über jeden Artikel zu erklären, und die Sitzungen des 23. und 26. Mai wurden

dieser Untersuchung gewidmet. Hieronymus erregte in dieser schwierigen Besprechung die allgemeine Bewunderung durch die Kraft seines Geistes und seiner unerschütterlichen Ruhe. „Es ist unglaublich," sagt der berühmte Poggio von Florenz, welcher Augenzeuge der Verhandlung war, „wie viel Gründe und Zeugnisse er zur Unterstützung seiner Meinungen vorbrachte." Ungeachtet der Leiden, die ihn erdrückten, beschämte er bald seine Richter durch die Kraft seiner Worte, und bald entlockte er ihnen ein Lächeln.

In der Sitzung vom 26. Mai, in der man sich mit der Angelegenheit in ihrer Gesammtheit beschäftigte, führte er kühn „alle vortrefflichen Männer an, welche von falschen Zeugen unterdrückt und von lasterhaften Richtern verurtheilt worden waren," Sokrates, Plato, Anaxagoras, Zeno, die Heiligen des Alten Testaments und den Erlöser selbst. „Es ist abscheulich," sagte er, „wenn ein Priester von einem Priester verurtheilt wird; aber die höchste Ungerechtigkeit ist es, wenn es durch ein Gericht von Priestern geschieht; und doch ist dieses gesehen worden, und doch ist es geschehen." Er sprach hierauf von dem geringen Werth der gegen ihn dargebrachten Zeugnisse; er zeigte so klar, daß sie vom Haß eingegeben worden seien, daß er die Versammlung beinahe überzeugt hätte. Er setzte die Freiheit der ersten Zeiten des Christenthums der Sklaverei, welche damals auf den Geistern lastete, siegreich entgegen. „In der alten Kirche," sagte er, „waren die gelehrtesten und die heiligsten Doctoren in ihrer Meinung über das Dogma getheilt, und dieser Zwiespalt hatte nicht den Verfall des Glaubens zur Folge, sondern seine Fortschritte."

Man glaubte, daß er um Gnade bitten oder widerrufen, und Hussens Lehre aufgeben würde. Es geschah weder das Eine noch das Andere. Er sprach von seinem frommen Lehrer mit einer heiligen Begeisterung. „Ich habe ihn seit seiner Kindheit gekannt," sagte er, „und ich habe nie etwas Böses an ihm gesehen. Es war ein vortrefflicher Mensch, ein Ge-

rechter, ein Heiliger; er wurde trotz seiner Unschuld verurtheilt, er stieg aus der Flamme zum Himmel empor wie Elias, und von dort wird er seine Richter vor das schreckliche Gericht Christi rufen. Auch ich bin bereit zu sterben; ich werde nicht vor dem Tode zurückweichen, den mir meine Feinde und betrügerische Zeugen bereiten, welche einst von ihren Betrügereien vor dem großen Gott werden Rechenschaft geben müssen, den Nichts betrügen kann." Die Rührung war allgemein. Viele Mitglieder der Kirchenversammlung konnten sich nicht entschließen, einen so großen Mann dem Scheiterhaufen zu überliefern; er aber schien müde, den Sieg der Feigheit und der Heuchelei zu betrachten, und er verbarg vor seinen Richtern keine von den Wahrheiten, die am geeignetsten waren, seine Verurtheilung herbeizuführen.

„Von allen Sünden, die ich seit meiner Jugend begangen habe," sagte er, „drückt mich keine mehr und verursacht mir mehr brennende Gewissensbisse, als die ich an diesem unseligen Ort begangen habe, als ich das ungerechte gegen Wiklef und den heiligen Märtyrer Huß, meinen Meister und Freund, gefällte Urtheil gebilligt habe. Ja, ich bekenne mit Herz und Mund, ich sage es mit Abscheu, ich habe aus Furcht vor dem Tod schmählich gesündigt, indem ich ihre Lehre verdammte*). Ich flehe deshalb den allmächtigen Gott an, ich beschwöre ihn, daß er mir meine Sünden vergebe, und diese, die schwerste von allen, jenem Versprechen gemäß, das er uns gegeben hat: Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern ich will, daß er sich bekehre und lebe. — Ihr habt Wiklef und Huß verurtheilt, nicht weil sie die Lehre der Kirche erschüttert haben, sondern allein weil sie die durch die Geistlichkeit gegebenen Aergernisse gebrandmarkt haben, die Pracht, den Hochmuth und alle

*) Indem Hieronymus die Lehre Wiklefs billigte, machte er einen Vorbehalt in Bezug auf das Abendmahl. Er glaubte an die wirkliche Gegenwart.

die Laster der Prälaten und der Priester. Die Dinge, die sie gesagt haben, und die nicht haben widerlegt werden können, ich denke sie und sage sie, wie jene."

Voll Unwillen rief die Versammlung, daß Hieronymus sich selbst verurtheile. Dieser Zorn schien ihn weder zu überraschen, noch zu beunruhigen.

„Ach was!" sagte er, „glaubt Ihr denn, daß ich den Tod fürchte? Ihr habt mich ein ganzes Jahr in Ketten, in einem gräßlichen Gefängniße gehalten, welches schrecklicher ist als der Tod selbst. Ihr habt mich strenger behandelt als einen Türken, einen Juden oder Heiden, und mein eigenes Fleisch ist an meinen Knochen verfault. Und doch beklage ich mich nicht, denn die Klage steht einem muthigen Manne übel an; aber ich wundere mich über eine so große Barbarei gegen einen Christen."

Drohendes Geschrei erhob sich auf allen Seiten in der Versammlung. Hieronymus wartete, bis die Ruhe wieder hergestellt war, und er fuhr mit einer so stolzen Festigkeit fort, daß man hätte glauben können, es handle sich nicht um ihn. Poggio berichtet, daß seine Stimme rührend, klar, tönend, seine Bewegungen voll Beredtsamkeit und Würde waren. Von erbitterten Gegnern umgeben, antwortete er allen mit einem seltenen Glück, und obgleich bleich und von den Leiden und der Anstrengung erschöpft, beherrschte er beständig das wüthende Geschrei jener Versammlung von rachsüchtigen Priestern.

Als er endlich aufgehört hatte zu sprechen, brachte man ihn wieder in sein Gefängniß*).

Er blieb nicht allein. Die Bischöfe und die Kardinäle eilten in Menge in sein Gefängniß. Er hatte ihnen durch seine Beredtsamkeit so viel Bewunderung und durch seine Festigkeit so viel Ehrfurcht eingeflößt, daß ihn alle beschworen, sich durch

**) Von der Hardt, I, 183.

die Abschwörung seiner Lehre einem schrecklichen Tode zu entziehen.

„Ich will sie abschwören," sagte er, „wenn Ihr mir aus der heiligen Schrift beweist, daß sie falsch ist."

„Seid Ihr denn in so hohem Grad Euer eigener Feind?" sagten die Prälaten.

„Und wie!" antwortete er, „glaubt Ihr, daß ich das Leben so sehr liebe, um mich zu fürchten, es für die Wahrheit oder für den zu geben, der das seinige für mich gegeben hat? Seid Ihr nicht Kardinäle? Seid Ihr nicht Bischöfe? Wißt Ihr denn nicht, daß Christus gesagt hat: Wer sich um meinetwillen nicht selbst aufgibt, der ist meiner nicht werth?"

Der Kardinal von Florenz kam ebenfalls zu Hieronymus. Er sagte ihm, daß seine ausgezeichneten Talente der Kirchenversammlung die größte Theilnahme einflößten, und er versprach ihm „große Ehrenbezeugungen und jegliche Art von Gunst," wenn er sich „wie St. Petrus und St. Paulus" bekehren wolle.

Hieronymus antwortete, daß er geneigt sei, sich belehren zu lassen, nicht aber durch menschliche Gründe, sondern „durch die heilige Schrift, welche unsere Leuchte ist."

„Und wie!" rief der Kardinal aus, „soll man Alles nach der heiligen Schrift beurtheilen? und wer kann sie begreifen? Muß man nicht auf die Väter zurückgehen, um sie zu erklären?"

„Was höre ich?" antwortete Hieronymus; „sollte das Wort Gottes für lügnerisch erklärt werden? Soll es nicht mehr gehört werden? Sind die Ueberlieferungen der Menschen glaubwürdiger, als das heilige Wort des Herrn? Paulus hat die Priester nicht ermahnt, auf die Greise zu hören, sondern er hat gesagt: Die heilige Schrift wird Euch belehren. Heilige Schrift, die du vom heiligen Geist eingegeben bist, schon achten dich die Menschen weniger, als was sie selbst alle Tage schmieden! Ich habe genug gelebt; großer Gott, nimm mein Leben, du, der du mir es wieder geben kannst!"

„Ketzer!" sagte der Kardinal, indem er einen zornigen Blick

auf ihn warf, „ich bereue, so lang für dich gesprochen zu haben: Der Teufel ist in deinem Herzen*)!"

Hieronymus erschien von Neuem vor der Kirchenversammlung in der 21. allgemeinen Sitzung. Der Bischof von Riga forderte ihn von Neuem auf zu widerrufen; Hieronymus betheuerte seine Rechtgläubigkeit; „aber, — fügte er hinzu, — ich weigere mich, die Verurtheilung jener gerechten und heiligen Männer anzuerkennen, welche Ihr ungerechter Weise verurtheilt habt, weil sie euer ärgerliches Leben zur öffentlichen Kunde gebracht haben, und deshalb werde ich sterben."

Der Bischof von Lodi hielt hierauf eine Rede, welche wir bedauern wegen ihres Umfangs nicht mittheilen zu können**). Sie ist ein Meisterstück pharisäischer Heuchelei. Emil von Bonnechose, dessen historische Arbeiten sich durch ein eben so tiefes Wissen als durch eine bewundernswürdige Unparteilichkeit auszeichnen, hat mit Recht gesagt, „es hätten die verfolgungssüchtigen Priester in allen Religionen immer behauptet, daß sie diejenigen, welche sie mit den größten Qualen überhäuften, mit Milde behandelten und sie mit den Martern verschonten, die sie ihnen nicht zufügten." Es drängt sich aber noch eine andere Bemerkung auf, wenn man den offiziellen Redner der Konstanzer Kirchenversammlung hört. Es fällt seine Verachtung gegen die arbeitenden Klassen der bürgerlichen Gesellschaft auf, eine Verachtung, welche den Unwillen der Prälaten keineswegs erregte.

„Welche Frechheit," sagte er, „welch unverschämte Vermessenheit zeigen diese Menschen von gemeinem Ursprung, von niedriger Herkunft, diese verächtlichen Plebejer, daß sie das edle Königreich Böhmen in Aufregung zu bringen wagen. — Wie viel Unglück hat der Hochmuth dieser beiden Bauern

*) Te a diabolo agitari video (Theobaldus, Bellum Hussit, cp. XXIV, p. 60.

**) Von der Hardt, III, 155.

verursacht!“ Sollte man nicht glauben, einen Celsus oder Hierokles von den galiläischen Fischern sprechen zu hören? Die Aristokraten werden dem Volke ewig grollen, daß es im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung die „gute Botschaft“ zuerst verstanden und sie bis zur Vergießung seines edelsten Blutes geliebt hat.“

Nach der Rede des Bischofs ergriff Hieronymus das Wort zum letztenmale. Nachdem er von Neuem seine Anhänglichkeit an den katholischen Glauben betheuert und die Schwäche verflucht, die ihn bewogen hatte, Wiklef und Huß zu verdammen, wendete er sich an seine bischöflichen Henker:

„Was Euch betrifft, so verlangt Ihr meinen Tod, weil ich die gerechten Männer verehre, die den Hochmuth und die Habsucht der Priester gebrandmarkt haben, und doch, ist dies ein hinlänglicher Grund, um mich dem Tod zu überliefern? Ihr habt meinen Tod beschlossen, bevor Ihr irgend etwas Böses an mir gefunden habt. Nur vorwärts! aber glaubt mir, ich werde sterbend einen Stachel in Euren Herzen und einen nagenden Wurm in Eurem Gewissen hinterlassen; ich appellire an den heiligen Richterstuhl Jesu Christi, und in hundert Jahren sollt Ihr darauf antworten*)!“

Der römische Patriarch von Konstantinopel verlas hierauf das Urtheil, und Hieronymus wurde sogleich der weltlichen Gewalt überliefert und zum Tod geführt. Er ging mit gen Himmel gerichteten Augen und leuchtender Stirne zum Richtplatz, indem er Gebete hersagte oder sang. Als er bei dem Scheiterhaufen angekommen war, fiel er vor Hussens Bild, welches auf dem Pfahl ausgeschnitten war, auf die Knie nieder, und auf dem durch den Tod seines heldenmüthigen Lehrers geheiligten Boden niedergeworfen, betete er zu Gott, der den

*) Theobaldus, Bellum Hussit. 63 — Acta et monum. J. Huss et Hieronymi Prag., cap. II, 353.

Märtyrern Kraft verleiht. Während man ihn an den Pfahl band, sang er den Lobgesang: »**Salve festa dies, toto venerabilis ævo**«; hiernach sprach er das Glaubensbekenntniß.

Er sagte hierauf dem Volke, daß er sterbe, weil er die Unschuld seines Lehrers Huß bezeugt habe, und als er einen armen Landmann erblickte, der eine Reiswelle herbeibrachte, lächelte er traurig: O heilige Einfalt! (o sancta simplicitas); tausendmal schuldiger ist der, der dich mißbraucht!" Da der Scharfrichter das Feuer hinter ihm anzündete, bemerkte er es. „Komm nur hieher," sagte er, und zünde das Feuer vor mir an; wenn ich es gefürchtet hätte, wäre ich nicht hier." Als der Scheiterhaufen angezündet war, sagte er mit lauter Stimme: „Herr, ich befehle meinen Geist in deine Hände." In dem Augenblicke, als die Flamme ihn erreichte, rief er aus: „Herr, allmächtiger Vater, erbarme dich meiner und vergib mir meine Sünden; denn du weißt, daß ich deine Wahrheit immer geliebt habe."

Man verbrannte hierauf sein Bett, seine Mütze, seine Schuhe, und seine Asche wurde in den Rhein geworfen. Aber die römische Kirche wird diese blutige Seite niemals in ihrer entehrten Geschichte auslöschen können. In Johannes Huß und Hieronymus von Prag waren die Tugend und die Wissenschaft vor ihrem Richterstuhl erschienen, um ihr feierliche Mahnungen zu ertheilen. Der Selbstsucht hingegeben, verweigerte sie, diese göttlichen Boten anzuhören. Sie wollten sie retten, sie hatten für sie immer tiefe und aufrichtige Liebe empfunden. Wenn sie sich durch die Macht des Evangeliums wiedergeboren, wenn sie auf den Despotismus, den sie ausübte, Verzicht geleistet, wenn sie die abergläubischen Meinungen, welche das religiöse Gefühl erstickten, verdammt hätte, würde sie der christlichen Gesellschaft blutige Spaltungen erspart haben. Die Geistlichkeit zog ihren Vortheil den heiligsten Interessen der Seelen vor; sie verweigerte die Reform, und so wurde die Revolution unvermeidlich.

Nun kam die Reihe an die Gerechtigkeit Gottes. Lefèvre, Zwingli, Luther, Calvin sollten bald erscheinen*).

VII.

Ex oriente lux.

Die großen Begebenheiten, die wir erzählt haben, zeigen deutlich genug, daß Luther nicht, wie man es so oft wiederholt hat, der wirkliche Gründer der reformirten Kirchen gewesen ist. Selbst im 16. Jahrhundert hatte Lefevre von Etappes in der Sorbonne den Kampf gegen Rom angehoben, und Zwingli war in Zürich seinem Beispiel gefolgt, ehe Luther seine berühmten Sätze anschlug**). Aber wir sehen schon im 15. Jahrhundert

*) Die Geschichte der Konstanzer Kirchenversammlung ist von einer großen Anzahl Schriftsteller geschrieben worden. Unter den Katholiken ist des Cochläus lateinisch geschriebene Geschichte des Hussitenkriegs anzuführen; unter den Lutheranern das lateinische Werk des Theobaldus über den nämlichen Gegenstand; unter den Calvinisten J. Lenfant's Geschichte des Konstanzer Conciliums (französisch). — In der neuern Zeit hat A. Boß diesen reichen Gegenstand in seiner interessanten „Alten und neuen Geschichte der Böhmischen und Mährischen Brüder" (französisch) von Neuem behandelt. — Aber kein Werk kann mit der unparteiischen und gelehrten Schrift Emils von Bonnechose, „die Reformatoren vor der Reformation" (französisch) verglichen werden, in welcher sich der Verfasser durch den Schwung seines Geistes über alle Sekten erhebt. — „Hussens Briefe", welche von Luther lateinisch herausgegeben und von Bonnechose ins Französische übersetzt worden sind, bieten dem Geschichtschreiber und dem Denker ebenfalls eine reiche Fundgrube. Diese bewundernswürdigen Briefe bilden einen herrlichen Abschnitt in der „Geschichte der Märtyrer."

**) Diese wichtigen Thatsachen werden in dem gelehrten Werk von Merle d'Aubigné, Histoire de la réformation außer Zweifel gesetzt. Es ist das vollständigste Werk, welches man über diese Zeit besitzt.

die ganze böhmische Kirche sich von Rom trennen und den Kampf gegen das Papstthum beginnen, welchen noch heute der Geist der neuen Zeit gegen dasselbe führt. Wurde aber diese berühmte Empörung einzig und allein durch den Einfluß Hussens und Hieronymus von Prag unter den Böhmen hervorgerufen, oder muß man sie als das Ergebniß eines uralten Widerstandes der Nation gegen die römische Tyrannei ansehen? Wenn man die Thatsachen aufmerksam betrachtet, so bemerkt man bald, daß diese letztere Vermuthung die einzig wahrscheinliche ist, und daß es die mächtigen Ueberlieferungen der orientalischen Kirche sind, welche in Böhmen den Widerwillen gegen die römischen Satzungen nährten, und auf diese Weise die Reformation vorbereiteten. Im Allgemeinen kennt man im Abendlande die Geschichte unserer Kirche sehr schlecht; man verkennt den Einfluß allzusehr, welche ihre stets von dem Papstthum unabhängige Lage ihr auf die christliche Welt auszuüben erlaubte. Doch genügt es, das Beispiel von Böhmen anzuführen, um die ganze Tragweite dieses Einflußes zu zeigen. Dieses Land ist nicht wie gewisse Theile Deutschlands durch Prediger, welche aus Rom kamen, zum Christenthum bekehrt worden, sondern durch die griechischen Mönche Cyrillus und Methodius, welche zwar die Gewalt des Papstes anerkannten, aber doch die Liturgie der orientalischen Kirche mit ihrem unabhängigen Geist in Böhmen einführten. Cyrillus und Methodius, deren Ideen in Rom keineswegs gefielen, wurden vor den Richterstuhl Nikolaus I. geladen. Dieser Papst war vor ihrer Ankunft gestorben, und so mußten sie sich vor Adrian II. rechtfertigen, daß sie den Gebrauch der Volkssprache in den Gottesdienst eingeführt hatten. „St. Paulus," erwiederten sie, „der Lehrer der Heiden, hat gesagt: Verhindert die Gabe der Sprachen nicht! Wenn es also ist, warum sollten denn unsere Slaven Gott nicht in ihrer eigenen Sprache loben?" — Adrian antwortete: „Obgleich der Apostel den Gebrauch aller Sprachen anempfohlen hat, so hat er damit nicht sagen wollen, daß der

Gottesdienst in der Sprache gehalten werden solle, von der du sprichst *)."

Johann **VIII.**, Adrians Nachfolger, schrieb im Jahr 879 an Cyrillus: „Wir vernehmen, daß du die Messe in der barbarischen d. h. slavischen Sprache hältst; deßhalb verbieten wir dir durch Paulus, Bischof von Ancona, die Messe in dieser Sprache zu lesen **)."

So war die böhmische Kirche schon bei ihrem Ursprung in einen Kampf mit Rom verflochten. Aber der Papst gab nach, als er sah, daß die Bulgaren und die Mähren, welche durch die böhmischen Apostel bekehrt worden waren, die Oberherrschaft des Patriarchen zu Konstantinopel anerkannten. Als sich das Glück den Anmaßungen des römischen Hofes günstiger zeigte, wurden die Zugeständniße Johannes **VIII.** zurückgenommen, und der Adel verlangte vergeblich, daß der Gottesdienst in der Volkssprache gefeiert werde. Gregor war über diese „eitle Vermessenheit" entrüstet ***).

Doch gelang es dem Papstthum nicht, alle Spuren der orientalischen Ueberlieferungen unter dem Volke zu verwischen. Es blieb stets dem griechischen Ritus getreu †) und behielt die Bibel in slavischer Sprache. Die Ankunst der im Lauf des 12. Jahrhundert verfolgten Waldenser vermehrte den Widerstand gegen das Papstthum ††). Die Kelchfrage wurde ein neuer Klagegrund gegen Rom. Das böhmische Volk begriff nicht, warum die Laien das Abendmahl nicht auf die Weise empfangen sollten, wie man es ihnen in der orientalischen Kirche reichte

---

*) Hardouin, Acta concilios. Lib. VI. c. I, p. 61.

**) Hardouin, a. a. O.

***) Hardouin, a. a. O.

†) Der Romanismus machte nur unter den höhern Ständen Fortschritte.

††) Boss, Histoire de l'église des frères de Bohème, t. I. glaubt sogar, daß Waldo seine Tage in Böhmen beschloß.

und warum man sogar bei der Austheilung der Sakramente beleidigende Unterschiede einführte, welche dem Alterthum unbekannt waren. Die Politik Kaisers Karl IV., der zugleich König von Böhmen war, arbeitete im 14. Jahrhundert vergeblich dahin, jeden Widerstand gegen den römischen Despotismus zu brechen. Drei unerschrockene Männer, welche von dem edlen unabhängigen Geist der orientalischen Kirche beseelt waren, kämpften kräftig gegen diese unheilvollen Bestrebungen. Die Nachwelt wird Konrad Scykna, Johann Milicz und Matthias von Jannaw dankbar als Hussens Vorläufer nennen. Die zwei letzten wurden durch den Einfluß Gregors XI. verbannt*). Die Herrschaft schien nunmehr befestigt zu sein; das Lateinische erhielt überall die Oberhand, und das Abendmahl wurde nur in den Häusern oder in der Einsamkeit der Wälder unter den beiden Gestalten gereicht. Aber der Triumph der Römer dauerte nicht lang. Die Reaktion, welche sich nach dem Tode Karls IV. gegen sie erhob und welche zu den Predigten des trefflichen Huß führte, belebte alle Ueberlieferungen der orientalischen Kirche in Böhmen wieder. Die Schriften Wiklefs, welche in London verbreitet wurden, trugen das ihrige bei, die römischen Glaubensansichten um ihr Ansehen zu bringen. Obgleich die orientalischen Ideen auf diesen Reformator keinen so direkten Einfluß ausgeübt haben, als auf Huß, so ist es doch leicht, zu beweisen, daß er diesen Ideen nicht fremd geblieben ist, welche im Boden Großbrittanniens tiefe Wurzeln geschlagen hatten.

Das Christenthum wurde den Britten, jenen ersten Bewohnern Englands, durch Reisende verkündet, welche aus Kleinasien, Griechenland, Alexandrien oder aus den griechischen Kolonien in Gallien gekommen waren. Deshalb blieb auch die Kirche dieses Landes lange Zeit von Rom unabhängig. In Jona,

*) Man sehe die Lebensbeschreibung dieser drei Männerin A. Boss, Hist. des frères de l'église de Bohème, t. I.

dieser berühmten heiligen Stätte, erkannte man das Primat des Papstes nicht an*); man feierte das Osterfest an einem andern Tage als in Italien**), und man ließ im heiligen Abendmahl den Kelch nicht weg***). Es gelang endlich dem Papstthum durch unabläßige Ränke und nie ermüdende Thätigkeit, diese Länder zu unterjochen†); aber die alten Ueberlieferungen aus dem Morgenland erhielten sich beständig in einigen für die christliche Freiheit geschaffenen Seelen††).

Im 14. Jahrhundert unternahm Wiklef für sein Vaterland, was Huß im folgenden in Böhmen versuchen sollte, d. h. er erinnerte seine Landsleute an den Geist der Unabhängigkeit, den ihnen das Morgenland überliefert hatte.

Man darf sich also nicht verwundern, wenn das Erwachen der Kirchen Englands und Böhmens schneller war, als das der andern abendländischen Kirchen. Ihr griechischer Ursprung erklärt diese Thatsache auf die befriedigendste Weise. So ist es vollständig bewiesen, daß jene große reformatorische Bewegung, welche in Groß-Brittannien im 14., in Böhmen im 15. Jahrhundert entsteht, sich im 16. in der Pariser Sorbonne, in Zürich und in Wittenberg entwickelt, sich an den Einfluß, den die Missionäre unserer Kirche ausübten, und an die Bewahrung ihrer edlen und freisinnigen Ueberlieferungen knüpft.

Welch Glück wäre es gewesen, wenn die Reformatoren des Abendlandes unsere ältesten Lehrer zu Führern genommen und nicht, wie Wiklef und Calvin, oft die fatalistischen Meinungen Augustins, Prospers und Gersons der so trostvollen und verständigen Theologie der heiligen Väter von Jerusalem, von

*) Buchanan, V., 36.

**) Beda, IV., 4.

***) Merle d'Aubigné, Hist. de la réformation V.

†) S. Augustin Thierry, Conquête de l'Angleterre.

††) Man findet die gründlich dargelegten Beweise bei Merle d'Aubigné a. a. O.

Alexandria und Jerusalem, den Lehren jener hohen Kirchen vorgezogen hätten, welche von dem lebendigen Licht des entstehenden Christenthums erleuchtet werden! Ihr Werk wäre weit weniger mit fremdartigen Elementen vermischt worden, es hätte nicht so viele Hindernisse gefunden, und die Hälfte von Europa wäre vielleicht nicht unter dem Joch des Papstthums geblieben.

Ich steige die Stufen des Saals herab, in welchem ich so schreckliche Erinnerungen gefunden hatte. Der Greis bleibt unbeweglich hinter mir, wie eine Erscheinung aus den verflossenen Jahrhunderten. — Draußen braust der Wind. Dichte Wolken umhüllen den Himmel und den unbefleckten Gipfel der Gebirge. Man glaubt, in den mit Getöse sich entrollenden Wogen den Kampf der starkarmigen Riesen zu hören. Die Farben verschmelzen sich zu einer traurigen Einförmigkeit. Der entfesselte Sturm zerknickt die Bäume und entführt die Weingelände. Trümmer jeglicher Art werden von einer Woge zur andern, von einem Ufer zum andern fortgerollt. Groß geflügelte Vögel stürzen sich vom hohen Himmel herab, fahren über die Welle hin und verschwinden in der Ferne.

Welch tiefen Eindruck machen diese Stimmen der Natur, welche sich wie ein Todesschrei über den stummen Wohnungen erheben, in denen sich die Menschen verbergen! Es scheint, als ob Alles in dem Schooß des Nichts versinken wollte. Die Stille der Stadt macht einen auffallenden Gegensatz zu dem Sturm, der die Oberfläche des Sees aufregt, und bis zur Mitternacht dauert das Geräusch der Wellen, das Seufzen des Nordwinds; die langsamen Töne der Uhr vermischen sich und antworten einander. Diese seltsamen Töne verwirren meinen Geist. Sind in diesen gigantischen Felsen, in den aufgewühlten Gewässern, in diesem mit melancholischem Getöse angefüllten Raum nicht vielleicht geheimnißvolle Kräfte verborgen, welche vollkommener sind als unser gebrechliches Dasein?

Brauset ungestüme Winde! Es breche sich die Woge unaufhörlich an dem unbeweglichen Felsen! Ist denn diese Erde nicht

ein großer Kampfplatz, auf welchem sich die Menschen und die Elemente beständig bekriegen? behalte die Natur ihre Stürme und die menschliche Seele alle ihre Qualen! — So sehnt sich die Seele nach jenen aufregenden Scenen, wie das Herz sich an Leiden erfreut. Hymnen des Sturms, ich liebe eure unheimliche Stimme und eure wilden Töne!

VIII.

O eile nicht so
Zum grünlichen See!
Jüngling, du bist stark wie ein Gott!
Frei wie ein Gott!

Fr. Leop. Graf von Stolberg.

Die rauchende Maschine des Dampfschiffes pfiff im Hafen und kündigte uns die Abreise an. Der Nachmittag war ruhig. Leichte schwimmende Wolken verschleierten kaum den glänzenden Himmel, das klare Gewässer murmelte sanft am Strand und verbreitete jenen Duft, welcher ihm entsteigt, wenn die Sonnenhitze es mit warmem Dunst bedeckt, so wie sich nach einem heißen Vormittag wohlthätiger Wohlgeruch auf der Wiese entwikkelt. Einen Augenblick lang von der massiven Brust des Schiffes aufgewühlt, legten sich die Wellen hinter uns wieder. Ein langer weißer Strich war weithin sichtbar — es war die flüchtige Spur unseres Durchgangs. Konstanz erglänzte in goldenen Farben. Die Gärten des Ufers verbreiteten ihren balsamischen Duft. Hier neigten sich die Bluteſche und die Steinweide mit ihren glänzenden Blättern über Fliederhecken mit ihren blühenden Trauben; dort mischten sich Guirlanden von Schmarotzerpflanzen mit wilden Brombeersträuchen. Ich warf einen letzten Blick auf diesen See, welcher von seinen Bewunderern das „Schwäbische Meer" genannt wird. Dieser Name schien mir nicht übertrieben, denn ich sah die Ufer dieses Sees nicht mehr, welcher fünf verschiedene Län-

der bespült. Bald entschwanden der Ober-See und die Gärten von Konstanz meinen Blicken. Der schwarze Rauchfang war unter lautem Pfeifen niedergelassen worden, und wir befanden uns unter einer Brücke, deren alte Bretter wir krachen hörten.

Als wir durch diese Brücke gefahren waren, wurden wir vom reißenden Strom in den Untersee gerissen. Bald drängt sich der Rhein zwischen die Hügel durch, bald erweitert er sich. Niemals hat ein freundlicheres Bild, niemals ein lebendigeres Gemälde die Phantasie mehr entzückt. Die steilen Halden, welche sich in den Strom senken, sind mit einem feuchten und leuchtenden Grün bedeckt. Ihre Gipfel sind wie ein hängender Garten mit Holz bewachsen, oder schweben wie eine italienische Terrasse. Dörfer und Landhäuser erscheinen überall im Hintergrunde der Thäler oder auf den wilden Abhängen. Unten rollt wie in einem tiefen Abgrund der Fluß tosend hin, und erscheint noch blauer als das klare Blau des Himmels.

Zwei düstre gothische Thürme erheben sich im Ueberlingersee mitten auf einer Insel, welche sich sanft ansteigend erhebt. Das Schloß ist ein altes Gebäude mit alten Ueberlieferungen. Auf seinen Mauern glänzt ein breites Kreuz; es ist eines von jenen Kreuzen, mit welchen sich der deutsche Orden schmückte, wenn seine Glieder, stolze Eroberer, als irrende Ritter der Kirche auszogen, um das Wort Christi aufzudringen, wie man dem Sklaven Ketten auferlegt.

Welche seltsame Schöpfung waren doch die Ritterorden des Mittelalters! Giebt es etwas Unverträglicheres als das Leben des Mönchs und das Leben des Kriegers? Wie sehr entfernt sich dieses Verhältniß von dem Ideal der ersten Christen, welche die Gewaltthaten so sehr verabscheuten! Man weiß, wie viel Mühe sie sich gaben, um sich vom Kriegsdienst zu befreien!

Der Einfall der Barbaren brachte einen ungeheuern Umschwung in den Meinungen hervor. Man sah alsbald Bischöfe an der Spitze ihrer Vasallen Krieg führen, und die Vorsteher der Klöster lieber den Helm als die Kapuze, lieber den Panzer als

die wollene Kutte tragen. Sobald man zu einer solchen Ideenverwirrung gekommen war, hatten die Ritterorden nichts Anstößiges mehr. Da die Geistlichen das Schwert tragen durften, war es nicht natürlich, daß sie sich desselben zur Vertheidigung des Glaubens bedienten? Aber man blieb nicht dabei stehen! Nachdem man angenommen hatte, daß die religiöse Wahrheit durch fleischliche Waffen beschützt werden müsse, kam man bald auf den Gedanken, daß das Schwert auch zu ihrer Verbreitung dienen könne. Die Seelen durch Geduld, durch Sanftmuth, durch einen dem der Apostel ähnlichen Unterricht zu belehren, schien diesen gewaltthätigen Menschen, welche das Schwert ein Gottesurtheil nannten, ein zu verwickeltes Verfahren. Daher trat die Eroberung an die Stelle der Predigt. Die besiegten Ungläubigen konnten zwischen dem Tod und dem weißen Kleid der im Glauben zu Unterrichtenden wählen. Karl der Große belehrte die Sachsen auf diese sonderbare Weise.

Als Europa die Kreuzzüge unternahm, war der hauptsächlichste Zweck allerdings, das Grab Christi zu befreien. Doch wollte man zugleich auch dem Kreuz durch das mächtige Schwert der Ritter den Sieg verschaffen. Der christliche Fanatismus brach sich am Fanatismus der Mahomedaner. Die Ritterorden waren die Hauptwerkzeuge dieses Kampfes. Der deutsche Orden, der, wie der Name besagt, von den Deutschen gegründet wurde, zeichnete sich damals durch seinen Eifer aus, die Ungläubigen zu bekämpfen.

Am Ende der Kreuzzüge aus Asien verjagt, ließen sich diese Ritter in Europa nieder. Sie erwarben ungeheuere Besitzungen in Deutschland, Italien, Ungarn und Siebenbürgen. Kaiser Friedrich II. ernannte ihren Großmeister zum Reichsfürsten. Im Jahr 1230 zogen sie nach Preußen, um dessen heidnische Bewohner zu unterwerfen und zu bekehren. Ihre Macht erstreckte sich von Preußen über Esthland, Liefland und Kurland, mit einem Worte beinahe über die ganze Küste der Ostsee. Aber wie die andern Ritterorden, verfielen die deutschen Ritter in

solche Zügellosigkeit, daß sie einen Theil ihres Einflusses und ihres Ansehens verloren. Zwei Jahrhunderte später, im Jahr 1466, mußten sie Ostpreußen an Polen überlassen. Bald darauf nahm der Großmeister Albrecht von Brandenburg die Reformation an, heirathete und wurde der Stammvater des preußischen Königshauses. Die Ritter, welche nicht zum Protestantismus übergingen, ernannten einen andern Großmeister. Der Sitz des Ordens war von nun an ob den prächtigen Schluchten von Marienthal.

Es verblieben den Rittern nur noch einige Besitzungeu in Deutschland, Ungarn und Italien, als Napoleon den deutschen Orden gänzlich aufhob. Aber der König von Preußen hat ihn im Jahr 1852 unter dem Namen des evangelischen Johanniter-Ordens wiederhergestellt. — Dennoch ist Nichts weniger evangelisch als eine Anstalt, die zum ursprünglichen Zweck hatte, das Christenthum mit dem Schwert zu verbreiten. — Unter jenen Sachsen, welche der Schrecken zum Katholicismus geführt hatte, ward später Luther geboren. In dem von den Deutschen und den Schwertrittern unterworfenen Preußen ward jene preußische Monarchie gegründet, welche in Deutschland das Haupthinderniß gegen die Anmaßung des Papstthums wurde. Die von den Dragonern Ludwigs **XIV.** bekehrten Gegenden sahen zuerst im Beginn der französischen Revolution die Ermordung der Priester. Paris, welches Zeuge von den Gräueln der Bartholomäusnacht und der Gewaltthätigkeit der Liga war, wurde drei Jahrhunderte später der Schauplatz der gräßlichen Septembertage, in welchen die Mitglieder der Geistlichkeit in Masse umkamen. „Gott," hat der heilige Augustinus gesagt, „ist geduldig, weil er ewig ist." Er läßt zuweilen der Gewaltthätigkeit und den heuchlerischen Leidenschaften der Menschen ein freies Feld, aber die Zeit kommt, wo schreckliche Strafen diejenigen erwarten, welche unter dem Vorwand der Religion das Schwert oder den Dolch in die Hände der Jünger Christi legen. Man hat bei Gelegenheit einiger Mönche, welche am

Anfang der Regierung Isabellas **II.** in den spanischen Aufständen umgekommen sind, laute Klagen erhoben; warum vergißt man, daß die Mönchsorden in dem nämlichen Spanien das Blut von drei Millionen Menschen vergossen haben?*) Die Schriftsteller der römischen Kirche haben mit Unwillen von der Grausamkeit der Königin Elisabeth gegen ihre Religionsgenossen gesprochen: möchten sie doch an die vor ihr von der blutdürstigen Maria angezündeten Scheiterhaufen denken!

Bald verloren wir die Insel Meinau aus dem Gesicht, welche der Sitz einer Komthurei des deutschen Ordens gewesen war. Die zwei Thürme erschienen in der Ferne nur noch wie verlängerte Schatten auf dem weißen Hintergrund der Schneegebirge, welche von bläulichen Dünsten verschleiert waren. Wir fuhren in einer bald freundlichen, bald wilden Landschaft immer weiter, deren Glanz sich vor unsern geblendeten Augen wie feenhafte Erscheinungen entfaltete. Einige Ruinen eines Thurms oder eines Schlosses, dem Forst eines Adlers vergleichbar, schienen sich in den unerreichbaren Höhen auf den schwarzen Granitschichten kaum noch halten zu können.

Die bebüschten Abhänge des andern Ufers glänzten in den mannichfaltigsten Färbungen vom blassen Gelb der Buchen bis zum Tannengrün. Das Vergißmeinnicht blühte am Rande der Bäche, und das Epheu streckte seine glänzenden Blätter über die rauhen Felsen. Zuweilen schienen wir in einem Amphitheater von Bergen eingeschlossen zu sein, und dann entrollte sich der Fluß wie eine gigantische Schlange in diesen Cyclopenmassen, und der leicht geröthete Horizont zeigte sich in seiner ganzen Ausdehnung wieder.

Wie schön ist doch dieser Fluß, wie schön sind diese Hügel, diese Felsen und diese Ruinen! Warum kann ich nicht wie der Vogel, der sein Nest in jenem alten Thurm gebaut hat, hier leben, den Himmel anschauend, die Töne des brausenden Flusses hörend!

*) **Lecerf, Le Protestantisme.**

IX.

„Horch, Becher klingen beim Mahle, die Büchse kracht im Wald,
Die Sensen klirren im Thale, des Aelplers Horn erschallt,
Dort läuten der Alpen Heerden fern Abendglockengetön!
Das ist das Lied der Freiheit! Klang je ein Lied so schön?

Anastasius Grün.

Freund, ich athme eine ungekannte Luft ein! Ich bin auf einem für mich neuen Boden. In unserm Jahrhundert muß sein Anblick wunderbar scheinen: denn ist es nicht eine Zeit des Zweifels und der Entmuthigung? Obgleich dieses Land das Vaterland des Fortschritts und der Freiheit ist, so ist es doch alt durch seine Ueberlieferungen, alt durch den Ursprung seines großherzigen Volkes, alt durch seine Verfassung, welche den Naturgesetzen der Schöpfung anzugehören scheint, wie die Urwälder und die Seen, die es bedecken. Ich habe viele Gegenden, unfruchtbare Ebenen und prachtvolle Städte durchzogen, um bis hieher zu kommen. — Wie der Schiffbrüchige, den der Sturm verfolgt, und der einen Hoffnungsstrahl erblickt, habe ich mich auf den ersten Hügel dieses Landes niedergesetzt — gebrochen, — aber das Herz voll Entzücken.

Wenn ich dir sagen könnte, wie viel Begeisterung und Harmonie in dem Hauch liegt, der von den Bergen kommt, du würdest dich wie ich auf diese großartigen Höhen schwingen wollen, um im Frieden des Herzens Gesänge der Anbetung anzustimmen. Aber warum soll ich dir dies sagen? Wenn du dein ganzes Leben in jenem eisigen Land mit seinen erkünstelten Freuden, mit seinem nebligen Himmel bleiben mußt, so suche wenigstens die Poesie eurer eintönigen melancholischen Lieder lieb zu gewinnen. Bewundere jene Steppe, deren König der heulende Wolf ist und der wilde Renner. — Der Gefangene, dessen Herz nie vor Freude gezittert hat über das Glück frei zu sein; — der Bewohner Lapplands, dem die Sonne beinahe unbekannt ist; — der Blindgeborne, der das Licht noch keinen

Augenblick geschaut hat; alle diese können ihr Elend ruhig ertragen; ihnen ist das schrecklichste Uebel unbekannt, die Sehnsucht in dem Leiden!

So wünsche denn nicht, die Gluth des südlichen Feuers kennen zu lernen, welches wie die Liebe entzündet. Irre nicht berauschende Nächte hindurch unter einem von Sternen und Azur erglänzenden Himmel. Hüte dich, dort am Ufer der murmelnden Bäche, im Schatten der Platane in einem träumevollen Schmachten zu schlafen. Thue es niemals, auf daß du in dem Lande glücklich seist, in welchem du leben mußt. Da es dein Geburtsland ist, kann es für dich Reize haben. Aber sein kalter Nordwind, seine unermeßlichen Schneeebenen, seine wilde Größe und sein unbezwungner Stolz machen mich erstarren und erschrecken mich, denn die Sonne des Osten hat meine erste Jugend erwärmt!

Und doch hatte ich versucht, meine Seele und meinen Körper abzuhärten. Ich wollte unempfindlich werden, wie du, ich wollte zeigen, daß ich die Natur besiegen könne, beweisen, däß meine Kraft fähig sei, alle Hindernisse zu besiegen. Ich habe bis zum Tode gelitten. Und die Kraftlosigkeit, die mich ergriffen hatte, war so groß, daß ich lange Jahre hingeschmachtet hätte, ohne die Kraft zu haben, die Grenze des Grabes zu überschreiten. Da habe ich die Idee der Freiheit ergriffen; sie hat mir Kraft und Leben wiedergegeben, so groß ist ihre Macht.

Der Schöpfer hat uns Allen unwiderstehliche Neigungen, einen unbezwinglichen Geist und einen thatkräftigen Willen gegeben, wie er den Bewohnern des Waldes Flügel, dem Löwen Stolz, dem Strom seinen reißenden Lauf, der Luft den Hauch gegeben hat, den Niemand einsperren kann.

Um diese glühenden Fähigkeiten zu bändigen, hat man die Fesseln der Sklaverei an unsere Hände und Füße schmieden müssen. Aber das Herz ist unangreifbar. In seiner heimlichen Empörung wird es immer genug Wärme und Kraft haben,

um die eingeschlafene Gerechtigkeit zu wecken, um sie zum Kampf der Befreiung herbeizurufen.

Die Tyrannen mögen ihre Aufgabe fortsetzen! Möge die Welt, ihr gelehriges Werkzeug, Unthätigkeit und selbst den Tod gebären! Vergeblich ersticken uns der Luxus und das Wohlsein in ihren goldenen Armen. — Bei den ersten Zeichen erheben wir uns, wie ein Roß, das seine Mähne schüttelt, ehe es seinen Lauf beginnt. Als Kinder Gottes fordern wir den Besitz des Raumes unserer wesentlichen Rechte zurück. Niemand darf uns derselben berauben.

Als, in den Thälern herumwandelnd oder auf den Wogen der Flüsse getragen, ich mich der Ruhe wiedergegeben fühlte, welche mir in den Städten gefehlt hatte, fühlte ich den angebornen Trieb zur Unabhängigkeit in mir wieder aufleben. Ich verstand das irrende Dasein der Zigeuner, welche ihr Zelt da aufspannen, wo die Sonne ihnen am schönsten scheint, heute im Wald mit seinen geheimnißvollen Gesängen, morgen in der unermeßlichen Ebene mit ihrem gränzenlosen Horizont. Diese Söhne Asiens haben genug Kraft gehabt, allem Druck zu widerstehen. Wir haben, schwächer als sie, die Stirne unter die unrechtmäßigste Tyrannei gebeugt. Daher unsere Unruhe selbst mitten im friedlichsten Leben; — daher diese ungestillten Wünsche, welche um so gebieterischer werden, wenn wir einmal den Wind eines für uns neuen Meeres oder unbekannten Berges eingeathmet haben. Wenn wir für die Gesellschaft geboren sind, so sind wir doch nicht für die Unterdrückung und die Sklaverei geschaffen.

Die Freiheit ist unser Naturgesetz; sie sei auf ewig gesegnet! Möchten wir, wenn es sein muß, all unser Blut zu ihrer Vertheidigung vergießen. Wie unsre ganze Natur wächst, wenn wir dieses beredte Wort nennen! Wie es uns die Ueberzeugung unsers himmlischen Ursprunges wiedergibt, wie es in uns heldenmüthige Gefühle erweckt! Glücklich sind diejenigen, welche die Freiheit aus ihren Banden erlöst haben! Sie haben die

Großherzigkeit der Propheten gehabt, sie waren, wie diese, mit dem Ewigen, unserm Gott, vereint. So möge sie herrschen, die Freiheit, überall wo das Glück kein Trugbild ist! Mögen ihr diejenigen, welche ihrer würdig sind, ewig blühende Kronen winden und sie mit dem Wall ihrer Herzen beschützen! Möge sie der Himmel mit seiner unüberwindlichen Kraft vertheidigen! möge er sie fruchtbar machen, möge er sie auf der Erde für ewige Zeiten begründen! Möge sie, einer liebenden und unparteiischen Mutter gleich, alle ihre Kinder ans Herz drücken! Möge sie der Rumane an den Ufern des Ister und der Sohn Italiens kniend anbeten und sich an ihrem göttlichen Blick begeistern! Möge sie ihren Schritt überallhin wenden und die mächtige Führerin der Menschen zur evangelischen Vollkommenheit werden!

X.

Wer, wer gibt mir den Pinsel, wer Farben, dich zu entwerfen,
Großer Gedanke der Schöpfung! Dich, majestätischer Rheinfall!
Lavater.

Weißer, als die weißen Sterne, — bleicher, als das melancholische Licht des Mondes, — reiner, als der auf den stürmischen Wogen schwimmende Schaum, — lauter, als der Wind, der im Sturme braust, — tobender, als der in den Wolken schmetternde Donner und das Gebrüll des Panthers in der Wüste, stürzt tosend der furchtbare Wasserfall. Nicht weit von Schaffhausen stürzt sich, von schwarzen Felsen gedrängt, der Rhein wild in die Tiefe des Abgrundes, um wie ein gigantisches Gespenst, welches sich aus einer unterirdschen Welt herauf schwingt, wie besinnungslos in das Thal zu fließen. Sollte in den Schauspielen der Natur eine Stimme sein, welche zu uns spricht? In diese Träumerei vertieft, horche ich auf das lange Gebrüll des Flußes, der in der düstern Nacht allein erglänzt. Der Himmel

ist bedeckt und Schattenbilder wandeln im Raume. — Ich liebe diesen Fluß, der majestätisch dahin braust; ich liebe diese erhabene Finsterniß, in welcher das Leben aufzuhören scheint. Unter einem heilgen Schleier hält die Natur die Geheimnisse verborgen, welche wir nur mit der Seele wahrnehmen; umsonst würden wir sie vollständig begreifen wollen. Die Geheimnisse des Weltalls verbargen sich in den himmlischen Hallen.

Einige Stunden lang heften sich meine Augen und meine Gedanken an diesen unermeßlichen, donnernden Strom, der nicht zur Ruhe gelangen kann. Bewunderung und Schrecken theilen sich immer mehr meinem Geist mit. Kein Gestirn erleuchtet das Firmament. Jetzt zeigt sich um den Wasserfall ein röthlicher Schein, und Myriaden Funken umtanzen ihn. Gleich den leuchtenden Dünsten, die man auf den Kirchhöfen herumfliegen sieht, schweben Flammen ob den Wogen. Zu gleicher Zeit beleuchten anhaltende Blitze in Zwischenräumen den Saum des Horizonts, und zeigen Schneegipfel, welche sich bis in die Luft erheben. Ein übernatürlicher Grund scheint die Flammen zu erzeugen, welche sich ob dem Fluß aufschwingen und die andern, welche die Wolken zerreißen. Indessen dauert das Tosen fort, feierlich und großartig. Es ist, als ob die Wasser emporstiegen und die Häuser, die Auen und die Wälder verschlingen wollten.

Mitten in der Nacht, da die Stille noch majestätischer wird, und eine gewisse unbestimmte Unruhe die Menschen wie die Schöpfung ergreift, tritt der Mond aus einer dichten Wolke hervor. Es ist, wie wenn Alles still bliebe, um die sanften Schmeicheleien seiner zitternden Strahlen zu empfangen. Aber die Blitze sind allmählich bleicher geworden; dann sind sie verschwunden und Sterne mit dem glanzfreundlichen Antlitz haben sich schüchtern am Himmel gezeigt. — Leuchtende Streifen sehen über die düsteren Felsen hin. Luftnymphen ähnlich tanzen sie jetzt auf dem Wasser einen fantastischen Tanz mit den Flammen. Nur die Nacht kann mit ihrer Finsterniß und ihren Täuschungen solche Erscheinungen erzeugen. Man weint dann

mit Ossian beim Brausen des Nordwindes in den wilden Schluchten, dann glaubt man, die Schatten glorreicher Ahnen dort irren zu sehen. Und wiederum fühlt man mit Byron die Angst des Zweifels und des von den Geheimnissen des Lebens und des Todes verwirrten Gewissens. Wenn man endlich nach dieser schrecklichen Unruhe von Müdigkeit erschöpft zusammensinkt, dann erblickt man mit Wieland in einem sanften Traum Lichtgestalten voll Liebe, jenen geläuterten Duft einer gen Himmel sich erhebenden Seele.

Der Wasserfall ist blendender, als selbst der Schnee der ewigen Berge, als die Milchstraße, welche einem verschossenen Bande gleich vor ihm erbleicht. Die Gruppen der Nebelsterne erscheinen nur noch wie leichte Punkte, welche im Begriff sind, unter dem Hauche des Monds zu verschwinden, der stets so leuchtende Abendstern und Saturn, der König der Gestirne, funkeln nur noch schwach. Die Zwillingsgestirne verbreiten kaum noch ihre Strahlen, welche sonst so manigfaltig sind, als die Edelsteine des Morgenlandes. — Später spannt sich ein Schleier über den luftigen Dom. Das himmlische Feuer ist verlöscht. Nun herrscht im Raume statt der beredten Stille eine Einsamkeit, traurig wie die Wüste. Die Phantasie hat ihre Träume nicht mehr, noch die Natur ihre rührenden Scenen. Ich höre den eintönigen Wiederhall des Wassers nur noch mit schwermüthiger Zerstreuung. Allmählich deckt sich das Blau des Himmels langsam auf. Ein leichter durch die Luft verbreiteter Nebel umhüllt den Wasserfall; aber die schneidende Morgenluft hat ihn bald zerstreut. Der Horizont hatte sich erhellt, und die Berge, welche sich Anfangs wie in unbestimmten Umrissen zeigten, erschienen bald in goldner Pracht. Ihr Fuß wird von dichten Wolken verborgen, welche rasch zum Himmel aufsteigen. Ueberall verbreitet sich neue Lebenskraft, überall bemerkt man einen unbeschreiblichen Schauer. Purpurne Streifen kreuzen sich über den gigantischen Gipfeln der entferntesten Gebirge, während im Süden der St. Gotthard mit bläulichen Farben bedeckt

ist, und der Mönch und die Jungfrau durch den Wiederschein ihrer Gletscher die Augen blenden. Ein leichter glänzender Streif faßt ihre Umrisse ein.

Der Wasserfall schmückt sich mit seiner ganzen Pracht. Das Wasser funkelt lustig um die schwarzen Felsen. Er bricht sich und wirbelt in schäumenden Wogen, welche sich mit Getöse drängen und in den Abgrund stürzen. Wassersäulen springen aus dem Abgrund empor von einem flüssigen Staub umgeben, der bis zu den Wolken steigt. Indessen ist die Sonne erschienen; bei ihrem Anblick wird Alles von neuem Leben erfüllt, das Wasser, die Berge, die Hügel und die Wiesen; die Wellen erscheinen in allen Farben der Krystallsäule; leichte Regenbogen, Schärpen ähnlich, die dem Wind überlassen sind, berühren sich, kreuzen sich, zeigen sich und verschwinden. Das Schloß Laufen überragt den Fall auf der Höhe des grünen Hügels. Seine Terrassen, seine Zinnen, seine Thürmchen erglänzen von den ersten Strahlen des Tags. — Die Vögel haben im Laube ihre Gesänge begonnen und die majestätische Möve badet ihre Flügel in der kalten Welle.

Auf dem Felsen, der mitten im Rhein emporragt, erhebt sich die Bildsäule Wilhelm Tells; die eidgenössische Fahne flattert in seiner Hand. Dort, mitten im Sturme der Wogen, scheint er die Verkörperung des muthigen Volkes zu sein, welches in seiner Abgeschiedenheit in den Stürmen des Mittelalters zuerst die glorreiche Fahne der Freiheit erhoben hat.

Als politische Macht hat die Schweiz nur eine sehr untergeordnete Bedeutung; zudem ist der Boden der Eidgenossenschaft zum Theil mit Seen und Gebirgen bedeckt. Dennoch hat die Schweiz trotz ihres geringen Umfanges zuweilen den Einfluß gehabt, welchen nur die Mächte ersten Ranges besitzen. Diesen Einfluß verdankt sie der Verbindung der demokratischen Kraft mit der Idee des Christenthums. Die wahre Demokratie ist in meinen Augen eine wesentlich evangelische Form der bürgerlichen Gesellschaft. Im Alterthum findet sich nichts Aehnliches.

Ich weiß wohl, daß man den alten Demokratien das höchste Lob gespendet hat; aber die Unkenntniß der Staatsverfassungen, welche dem Christenthum vorangingen, kann allein diese Begeisterung erklären. Die Völker glaubten damals an göttliche und an irdische Stämme. In dem berühmten indischen Gedicht Mahabharata wird uns von dem Kampf der Söhne der Sonne mit den Söhnen des Mondes berichtet, göttlichen Dynastien, welche sich um die Herrschaft der Welt streiten. Die Pharaone waren, wie die Inca, Söhne der Sonne. Am Anfang der römischen Republik wurde das Patriziat wie ein heiliges Geschlecht angesehen, welches allein eine Religion, eine Familie, einen Heerd haben konnte. Die Plebejer wurden aller dieser Vorrechte für unwürdig erachtet. Sie hatten kein eigenes Dasein weder in den Augen der unsterblichen Götter, noch in denen der Menschen.

Selbst in den wenigen Städten der alten Welt, in denen das plebejische Element nach langen Kämpfen neben den Patriziern einen Antheil an den Bürgerrechten errobert hatte, bestand die Demokratie nur dem Namen nach. In der That bildete die Sklaverei überall die Grundlage der gesellschaflichen Ordnung. Jeder Bürger gehörte in der Wirklichkeit zu einer Aristokratie, welche mit einer unbarmherzigen Strenge eine Menge von Sklaven unterjocht hielt, die zu den strengsten Arbeiten verurtheilt waren*). Die Völker Attikas**) und Palästinas***) hatten die nämliche Staatseinrichtung; Moses, dessen Gesetze das so ausgesprochene Gepräge einer demokratischen Idee haben, versuchte nicht einmal, die althergebrachte Sklaverei aufzuheben. Dieser große Mann begnügte sich, Milderungen einzuführen, welche den Griechen und den Römern unbekannt waren. Der Prophet des Sinai wußte, daß eine seiner ent-

*) S. **Wallon**, Histoire de l'esclavage.

) S. **Barthélemy, Voyage d'Ancharsis.

***) S. **Salvador**, Institutions de Moïse.

schieden republikanischen Ueberzeugung entsprechende Staatsverfassung fünfzehn Jahrhunderte vor Christus unmöglich war.

Aber der menschliche Geist konnte nicht auf demselben Punkte stehen bleiben. In derselben Zeit, da der Heiland seine Verkündigung begann, seufzte die von Gewaltthaten ermüdete, der Verbrechen und Sklaverei überdrüssige Welt nach einer Umgestaltung der gesellschaftlichen Zustände. Der Sohn Davids, der Sprößling der Könige, wollte alle Opfer der alten Civilisation wieder in ihre Rechte einsetzen. Er begnügte sich nicht, ihnen die erste Stelle in dem Reiche seines Vaters zu versprechen, er willigte sogar ein, ihr eigenes Leben zu leben, ihre Arbeiten zu theilen, ihre Armuth zu ertragen, all ihr Elend zu theilen. Welche beredte Mahnung zur Gleichheit! Die Oberhäupter des Priesterthums und die Großen des jüdischen Volkes, welche seit langer Zeit schon den Ueberlieferungen Mosis untreu geworden waren, geriethen davor in Schrecken. Sie klagten Jesum an, daß er ein Volksverführer sei und die Menge gegen sie aufwiegle. Niemals hat der Heiland auf ihren Widerspruch Rücksicht genommen. Er setzte sein Werk mit einer Festigkeit fort, die seiner Sanftmuth gleich kam.

Von seinem Geiste beseelt, gaben die Apostel den ersten christlichen Gemeinden eine so liberale Einrichtung, daß mürrische Gemüther sich nicht gescheut haben, sie des Communismus anzuklagen. Die Apostelgeschichte entwirft uns ein bemerkenswerthes Gemälde von der Kirche zu Jerusalem unter der Leitung der Jünger Christi. Jedes Mitglied dieser Kirche legte sein Vermögen zu den Füßen der Häupter der Gemeinde und die Diacone vertheilten es nach den Bedürfnissen eines Jeden. Es gab in diesem gesegneten Verein weder Reiche noch Arme, weder Große noch Kleine, weder Herren noch Sklaven, weder Griechen noch Römer. Alle hatten, um mich des schönen Ausdruckes des heiligen Buchs zu bedienen, „nur Ein Herz und Eine Seele." Freilich erlitt diese Gleichheit bedeutende Veränderungen, je mehr das Christenthum sich in der Welt verbreitete.

Aber die Grundsätze blieben die nämlichen während der schönen Jahrhunderte der ersten Kirche. Mit Strenge wurde die Idee der Gleichheit von den „Hirten" aufrecht erhalten, welche in den „Briefen" der Apostel Anweisungen lasen, deren herrliche Kraft nicht übertroffen werden kann.

Lange blieben die Gläubigen diesen bewunderungswürdigen Lehren gehorsam. Die Kirche war die Gemeinde der Armen, der Bischof der Aufseher ihrer Interessen, der Diakonus ihr Diener*). Alles war für sie zu dem Zwecke ihres Wohlseins auf Erden und ihres Heils in der Ewigkeit eingerichtet. Die Reichen und die Mächtigen waren, so zu sagen, wegen der Dienste geduldet, die sie den leidenden Gliedern Jesu Christi erweisen konnten**), diejenigen, welche in der Welt die Besten waren, waren dort die Schiedsrichter über alle Dinge. Ihre Stimme war nothwendig, um die Priester zu ernennen, und es wurde nichts Wichtiges ohne ihre Billigung entschieden. So war der entschieden demokratische Charakter der ersten christlichen Gemeinden beschaffen***). Die Kirche, welche aus dem Volke hervorgegangen und von Fischern des Sees Genezareth gegründet worden war, stützt sich auf das Volk. Wie sie es neu belebte, so erhielt sie von ihm seine mächtige Thatkraft, durch welche allein sie auf die gealterte Welt einwirken konnte. Diese Entwickelung der christlichen Gesellschaft fand mitten unter schrecklichen und blutigen Kämpfen Statt. Alle Eroberungen der Menschheit werden nur nach langen Anstrengungen und endlosen Kämpfen entschieden.

---

*) Fleury, Moeurs des chrétiens.

**) Ein so großer Anhänger des Absolutismus Bossuet ist, so gibt er diese Thatsachen in seiner herrlichen Predigt „Von der Würde der Armen in der Kirche" doch zu.

***) Guizot und Pierre-Leroux, die sonst so selten einig sind, sind es in diesem Punkt. (S. Guizot, Histoire de la civilisation moderne und Pierre-Leroux, Du christianisme et de son origine démocratique.

Unglücklicher Weise führte die Bekehrung der Kaiser bald Grundsätze in die Kirche ein, welche denen ihres göttlichen Begründers sehr entgegengesetzt waren. Die Bischöfe, welche von den zum Christenthum übergetretenen Cäsaren mit Ehrenbezeugungen und Vorrechten überhäuft wurden, vergaßen leicht ihre herrliche Stellung als bescheidene Aufseher der evangelischen Gemeinden. Sie umgaben sich mit dem ausgesuchtesten Luxus und dem weltlichen Glanz der bürgerlichen Beamten. Sie wurden lüstern nach Vergnügungen und Auszeichnungen und verschmähten nicht einmal die lächerlichen Titel, welche die Großen von Byzanz oder des in Verfall gestürzten Roms verschmähten*). Nicht mit dem äußeren Zeichen der absoluten Gewalt zufrieden, strebten sie auch nach deren Wirklichkeit. Von nun an mußten sie aus allen Kräften dahin arbeiten, den wichtigen Einfluß der Demokratie in der Kirche einzuschränken. Die Umstände waren für die Verwirklichung dieser Absichten günstig. Die Regierungen von Rom und Byzanz waren den durch das Evangelium verbreiteten Ideen der Gleichheit entschieden abgeneigt. Eine ungeheure Revolution erleichterte die Umgestaltung, welche in der christlichen Welt Statt fand.

Die Barbaren zerstörten das Reich und begründeten auf seinen Trümmern die Herrschaft der Eroberer unter der Form einer militärischen Aristokratie. In dieser neuen Staatsverfassung wurden die Bischöfe zu Lehensherren; sie setzten den Helm auf, vertauschten den Bischofsstab mit der Lanze, das priesterliche Gewand mit dem Panzerhemd, und sahen in ihren Heerden nur noch Vasallen, welche nach Willkür mit Steuern und Frohnen bedrückt werden konnten. Die christliche Demokratie war zur Aristokratie geworden, deren Haupt der Papst war, wie

*) Daher die Titel „Euer Gnaden, Erlauchtester, Ehrwürdigster," die an sich schon lächerlich sind, aber durchaus unerträglich werden, wenn es sich um Leute handelt, welche die Stellvertreter der galliläischen Fischer sind.

die Herren in der Feudalmonarchie vom König abhingen. Mit der Zeit sollten der Papst und der König die Gewalt der Bischöfe und der Barone an sich reißen. Doch bildet man sich mit Unrecht ein, daß die Demokratie im Mittelalter vollständig unterlag. Die Demokratie ist im Schooß des Christenthums unsterblich; denn unter allen politischen Formen ist sie es, welche sich am besten mit den Ideen des Evangeliums und selbst mit denen des Alten Testaments versöhnt, dessen heilige Männer, Moses, Samuel, die Propheten gegen die Monarchie und die Demokratie feindselig gestimmt sind.

Zur Zeit des Feudalismus fand die Freiheit, welche die Lehren Mosis und der Apostel keineswegs vergessen hatte, eine Zufluchtstätte bei den Gemeinden*); das von den Mauern der Stadt beschützte Bürgerthum trotzte zugleich den Baronen und den Bischöfen. Oft besiegt, aber nicht leicht unterworfen, mit einer unermüdlichen Beharrlichkeit die Fehler und die Unfähigkeit ihrer Gegner benutzend, sich auf das Königthum stützend, um den Adel zu bekämpfen, übte die Demokratie der Gemeinden einen beträchtlichen Einfluß. Sie gab der Kirche eine schöne Gelegenheit, die liberalen Grundsätze der ersten Jahrhunderte wieder in Kraft zu setzen; denn mit den Hülfsmitteln, die ihr zu Gebote standen, konnte diese die feudale Welt völlig umgestalten, wenn sie sich mit den Gemeinden verband. Wenn auch einige wenige Glieder der Geistlichkeit eine Ahnung von diesem großen Gedanken hatten, so war derselbe doch nicht von der Art, daß er von den Bischöfen hätte begriffen werden können. Ohne Gefühl für die Sache des Volks, allen Lüsten der Erde hingegeben, stolz auf ihre übermäßigen Vorrechte, nahmen sie weder an den Leiden, noch an der Zukunft des Volks den geringsten Antheil. Selten ergriffen sie die Partei der Gemeinden gegen die Aristokratie. Mehr um die Erhaltung ihres Prunkes und ihres Wohlseins als um den Sieg der Ideen des

*) S. Augustin Thierry, Lettres sur l'histoire de Frances.

Evangeliums bekümmert, gruben sie einen Abgrund zwischen der Geistlichkeit und der Demokratie. Daher brachen auch im 16. Jahrhundert alle Männer, welche eine Ahnung von der Zukunft hatten, vollständig mit ihr. Sie hatten die Ueberzeugung — und die letzten Kirchenversammlungen in Konstanz und in Basel hatten es nur zu sehr bewiesen — daß die römische Kirche den rechtmäßigsten Forderungen beständig widerstehen würde.

Die Bewegung in den Gemeinden, welche im mittelalterlichen Europa so große Bedeutsamkeit hatte, gewann in der Schweiz einen beträchtlichen Umfang. Die Verfassung dieses von der Herrschaft der österreichischen Landvögte befreiten Landes war mehr als jedes andere der Entwickelung der demokratischen Ideen günstig. Die föderative Republik hatte die Eingriffe des Königthums nicht zu fürchten, welches sich im übrigen Europa am Ende gegen die Gemeinden wandte, nachdem es sich mehr oder weniger wohlwollend gegen sie gezeigt hatte. Auf der andern Seite flößte das Hirtenleben den Bewohnern der herrlichen Alpenthäler eine leidenschaftliche Liebe für die Unabhängigkeit ein, welche in den Ebenen Deutschlands und Frankreichs unbekannt war. An ein einfaches Leben gewöhnt, hatten sie nur beschränkte Bedürfniße, und das erste von diesen Bedürfnißen war, ihre Bewegungen nicht durch tyrannische Gesetze gehemmt zu sehen. Sie athmeten den Geist der Freiheit mit der Luft ihrer Berge ein. Dort betrachtete der Mensch den unabhängigen Flug der Gebirgsadler*), welche sich mit kräftigem Flügel bis zu den eisigen Gipfeln der Alpen emporschwangen, als den Ausdruck seines eigenen Daseins. Den rauhen Jägern, welche der Gemse bis auf die höchsten Felsenspitzen folgten, wäre der Tod angenehmer erschienen, als die Sklaverei. Trotzten sie ihm nicht täglich am Rand der klaffen-

*) Man findet interessante Mittheilungen über diese Adler in Tschudi, Das Thierleben in den Alpen.

den Abgründe? Ihre Berge schienen jedem eine natürliche Zufluchtsstätte, welche die Vorsehung mitten in Europa für die Freiheit geschaffen hatte. Dort, wo sich die in den Gletschern des Walliser Landes entsprungene Rhone in das Mittelmeer ergießt, beginnt die unermeßliche Alpenkette. Sie steigt allmälig, verläßt Frankreich, erstreckt sich gegen Osten längs der Nordgränze Italiens, und dringt, immer mächtiger ansteigend, ihre zahllosen Gipfel zum Himmel erhebend, bis nach Ungarn, wo sie in Gestalt bescheidener Hügel ihr Ende erreicht. Man hat der Gegend, welche diese Gebirge in der Region einschließen, wo ihre unersteiglichen Gipfel sich weit über die Wohnungen der Menschen und selbst über die Wolken erheben, Helvetien genannt. Wenn man sich von den Hochalpen entfernt, wo sich die furchtbarsten Gebirgsstöcke erheben, der Montblanc, der große St. Bernhard, der Monte Cervin, der Monte Rosa, der St. Gotthard und der Bernhardin, erstreckt sich das Land gegen Norden in liebliche oder wilde Thäler, welche sich bis zum Fuß der Kalkberge des Jura immer mehr erweitern. Diese Kette bildet einen ungeheuren Halbmond zwischen dem Boden- und dem Genfer-See. Der Rhein, welcher von Schaffhausen kommt, deckt das Thurgau, das Aargau und die reiche Stadt Basel. Wie ein ungeheurer am Fuße eines Walls eingeschnittener Graben, rollt die Aare ihre Wellen dem Jura entlang. So wird die Schweiz auf allen Seiten durch eine unersteigliche Gebirgsmauer und durch tiefe Gewässer vertheidigt. Wie eine riesige Burg liegt sie mitten zwischen den großen Völkern, welche bis jetzt die Schicksale Europas bestimmt haben, an den Gränzen Frankreichs, Deutschlands und Italiens.

In diesen uneinnehmbaren Engpässen konnte die Schleuder der Hirten leicht ein ganzes Heer vernichten. Konnte man ohne Schauer sich bis in das Herz jener wilden Einöden wagen, wo jeder Hirt ein Krieger war, wo eine unerschrockene Bevölkerung aller Gefahren lachte? So hatte denn die Vorsehung der Schweiz eine eigenthümliche Bestimmung in der Geschichte der

Menschheit angewiesen; sie hatte ihr eine kriegerische Aufgabe gegeben, sie zum Kampf gegen die Tyrannei bestimmt, welche im Mittelalter ganz Europa zu Boden drückte. Sie ist mehr als einmal selbst mit Aufopferung ihres edelsten Blutes dieser erhabenen Bestimmung treu gewesen. Hat sie nicht der stolzesten Aristokratie der Welt zu widerstehen gewagt? Und dies zu einer Zeit, wo Tausende von Leibeigenen unter dem Stock der Barone im Staube krochen. Darin liegt die Größe und die Eigenthümlichkeit der schweizerischen Geschichte. Die Geschichtschreiber haben sie nicht hinlänglich verstanden, sie haben bisweilen den dramatischen Charakter der Thatsachen gesehen, ohne den Versuch zu wagen, deren geheimnißvolle Verknüpfung zu erklären.

XI.

Die Kapell' am Morgarten
Mag manch todtes Röslein warten.
Minnich.

Es ist bekannt, daß die Urschweiz durch den muthigen Entschluß einiger Gebirgsbewohner aus den drei Kantonen Schwyz *), Uri und Unterwalden vom österreichischen Joche befreit wurde. Kaum hatte sie dieses abgeschüttelt, als sich die entstehende Eidgenossenschaft gezwungen sah, gegen die gesammte Macht des Adels zu kämpfen. Leopold, Herzog von Oesterreich, der zweite Sohn Kaiser Albrechts, faßte den Entschluß, die Eidgenossen zu unterwerfen, er bedrohte ihr Land an der Spitze eines mächtigen Heeres. Alle Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß er davon sprach, seine Feinde mit Füßen zu treten, daß er

*) Dieser Kanton hat der ganzen Eidgenossenschaft seinen Namen gegeben, weil der ewige Bund in diesem Kanton, zu Brunnen, beschworen wurde (am 19. Dez. 1315).

sie elende Bauern nannte und daß er einen großen Haufen Stricke mit sich schleppen ließ, um ihre Obrigkeiten zu binden oder hängen zu lassen*). Er war überzeugt, daß er diese Bauern erdrücken würde, sobald sie es wagten, sich ihm entgegenzustellen. Werden die Großen jemals erkennen lernen, wie viel Kraft in einem Volke lebt, das für seine Freiheit kämpft, und dem die Unterdrückung schrecklicher ist als der Tod? Die Schweizer sagten voll Ruhe: „Wenn der Herzog uns angreift, so wollen wir ihn festen Fußes erwarten und auf den Herrn vertrauen." Nichts ist den Völkern verderblicher als die Entmuthigung. Dieses Gefühl war den Männern der alten Schweiz unbekannt. Sie setzten das vollste Vertrauen in die Gerechtigkeit des Ewigen, der sie nicht verlassen konnte, da sie für die Vertheidigung ihres Heerdes kämpften.

Indessen hatte Leopold beschlossen, an drei verschiedenen Orten ins Land zu dringen. Er führte selbst zwei Heerhaufen nach Zug. Er stand an der Spitze einer stolzen und muthigen Aristokratie. Die Grafen von Habsburg, von Lenzburg und von Kyburg waren von den Ufern der Thur und Aar herbeigeeilt. Alle diejenigen, welche sich vor Oesterreich fürchteten, oder die von einem eingewurzelten Hasse gegen die Bauern erfüllt waren, schlossen sich an das Heer des Herzogs. Der Herr von Urikon hatte die Vasallen der Abtei Einsiedeln herbeigeführt, welche immer geneigt war, sich gegen die Unterdrückten zu bewaffnen. Fünfzig Bürger von Zürich standen in ihrer blau-weißen Tracht ebenfalls unter den Fahnen Leopolds.

Die Gebirgsbewohner von Schwyz erschracken nicht vor der Größe der Gefahr. Hinter dem mit Thürmen besetzten Wall verschanzt, der den Weg in ihr Land versperrte, erwarteten sie ruhig die Ankunft ihrer Verbündeten. Vierhundert Männer von Uri und Dreihundert von Unterwalden eilten schleunig herbei. Sie zogen über die Matten, um den Flecken Schwyz

*) Man sehe Tschudi, Müller, Zschokke, Daguet u. s. w.

zu erreichen. Dort lebte der alte Rudolf Reding von Biberegg; er war vom Alter so schwach geworden, daß er seine Beine nicht mehr brauchen konnte. Aber er war von großer Weisheit, von glühender Vaterlandsliebe, und die Gebirgsleute kannten seine kriegerische Erfahrung. Daher umgaben sie ihn und baten ihn um seinen Rath. „Theuere und getreue Eidgenossen," sagte er ihnen: „Ihr müßt vor Allem suchen, des Krieges Meister zu werden, um dem Feind die Wahl der Zeit, des Orts und die Weise des Angriffs zu entreißen. Ihr könnt diesen Vortheil durch eine günstige Stellung erringen. Da ihr weniger zahlreich seid, so müßt ihr dergestalt verfahren, daß die Uebermacht dem Herzog keinen Vortheil bringe, und daß Euer kleiner Haufe nur im entscheidenden Augenblicke und nie ohne Nutzen sein Leben wage. Der Herzog wird nicht von Zug nach Arth ziehen, weil er auf der einen Seite durch einen Berg, auf der andern durch den See davon getrennt ist, was eine Entfernung von mehreren Stunden beträgt. Die beiden Wege sind beinahe von gleicher Beschaffenheit; aber man ist nicht so lange in Gefahr, wenn man längs des Egerisees zieht. Hier hängt Alles von der Benutzung der Zeit ab. Ihr wißt, daß die Höhe bei Morgarten einen natürlichen Wall gewährt. Die alte Matte bildet dort eine weite Ebene, welche an den Sattel gränzt. Von der Höhe des Sattels herab kann man mehr als ein Gefecht entscheiden; man kann von der Alten Matt nach dem Morgarten vordringen, um den Feind im Engpaß in Schrecken zu setzen, man kann ihn auf der Seite angreifen und Verwirrung in seine Reihen bringen, oder sich auch im Thal auf ihn stürzen und alle seine Bewegungen hindern und durchbrechen. Alles wird sich leicht machen, weil der Feind Euch verachtet, und weil man einen Vertheidigungskrieg um so besser führt, als man das Land am besten kennt."

So sprach der alte Reding und Alle dankten ihm mit Herzlichkeit. Hierauf fielen die Eidgenossen nach Sitte ihrer Vorfahren auf die Knie, um den Beistand des Ewigen, „ihres

einzigen Herrn," anzuflehen. Dem Rathe Redings folgend, zogen sie, 1300 an der Zahl auf die Abhänge des Sattels. Dort erwarteten sie festen Fußes das mächtige Heer der Aristokratie, auf ihren Muth und die Gerechtigkeit ihrer Sache vertrauend.

Dort ereignete sich ein Vorfall, der einen Begriff von ihrer Festigkeit und ihrer Achtung gegen die Gesetze ihres Vaterlandes geben kann. Fünfzig Verbannte von Schwyz, welche von der Gefahr gehört hatten, in welcher die Eidgenossen standen, eilten herbei, und baten um die Ehre, in den Reihen ihrer Brüder kämpfen zu dürfen. Trotz ihrer geringen Anzahl glaubten diese nicht, daß sich das Gesetz vor der Macht der Umstände beugen dürfe. Sie schlugen daher das Verlangen der Verbannten aus, welche, für die Freiheit ihres Geburtslandes zu sterben entschlossen, nach dem Morgarten zogen.

Indessen brach die Morgenröthe des 15. Novembers 1315 an. Bald fielen die ersten Strahlen der Sonne auf die Helme und Rüstungen der bepanzerten Ritter. So weit das Auge reichte, sah man Nichts als einen beweglichen Lanzenwald. Es war das erstemal, daß die freien Waldstätte von Feinden betreten wurden. Montfort von Tettnang, welchen der Hochmuth seines Geschlechts zu ihrem unversöhnlichen Feinde machte, führte die schwer bewaffnete Reiterei in den Engpaß. In wenigen Augenblicken war der Weg, welcher den See vom Berge trennt, mit Edelleuten angefüllt, welche sich immer mehr drängten. Plötzlich erhob sich ein fürchterliches Geschrei, welches der Wiederhall zurückwarf. Von den Höhen des Morgartens rollten die fünfzig Verbannten ungeheure Steine herab, welche Menschen und Pferde zermalmten. Auf allen Seiten ertönte fürchterliches Getöse, Todesgeschrei und Geheul der Verzweiflung. Schrecken verbreitete sich unter den Oestreichern. Zwischen den See und den Berg gedrängt, konnten die Ritter weder vordringen noch zurückgehen. Als die 1300 Schweizer, welche auf der Höhe des Sattels lagerten, die Verwirrung in den Reihen des

Feindes sahen, stiegen sie in guter Ordnung herab und griffen ihn auf der Seite an. Sie durchstachen die Barone mit ihren zweihändigen Schwertern und ihren langen Hellebarden, oder erschlugen sie mit Morgensternen. „Die Reiterei des Adels, die keinen Raum hatte, konnte sich auf dem halbgefrornen Boden nicht halten. Von dem Getümmel erschreckt, sprangen ihre Pferde haufenweise in den See. Die Schweizer hingegen, welche Eisschuhe hatten, standen fest auf dem glatten Boden. Endlich versuchten die Ritter sich zurückzuziehen. Aber es gelang dem Fußvolk nicht, ihnen seine Reihen zu öffnen; da entstand eine fürchterliche Verwirrung. Die Fußknechte fielen zerschmettert unter den Füßen der Pferde, oder unter den Keulen der Eidgenossen. Alle Zürcher starben auf ihrer Stelle. Fünfzehnhundert Ritter, die Blüthe des Adels [flos militiæ, sagt ein Chronist]*), Rudolf von Habsburg-Laufenburg, drei Freiherrn von Bonstetten, zwei von Hallwyl, drei von Urikon, und einer von Toggenburg blieben auf dem Schlachtfeld. Ein Mann, der den Herzog Leopold kannte, rettete ihn auf abgelegenen Fußpfaden. Er floh nach Winterthur, wo er mit trauriger Seele und bleichem Gesicht ankam**)."

In Zeit von anderthalb Stunden war das herrliche Kriegsheer des Herzogs vernichtet, und es war ein zweites Marathon in die Geschichtsbücher der Menschheit eingeschrieben worden. Man ordnete ein Fest an, um diesen denkwürdigen Tag alle Jahre feierlich zu begehen. Die Schweizer verlangten, daß er wie ein Aposteltag gefeiert werde, „denn," sagten sie, „der Herr hat sein Volk heimgesucht und hat es von seinen Feinden befreit."

Das Ergebniß der Schlacht im Morgarten war höchst bedeutend. Es ist das erste Treffen, in welchem die Aristokratie,

*) Johann von Winterthur.

**) Wir verdanken diese Einzelnheiten dem Johann von Winterthur, der den Abend der Schlacht sah.

welche allein in den Heeren zählte, von den Milizen der Bergbewohner und durch das Fußvolk der bis dahin so verachteten Bauern geschlagen worden war. Die Blüthe des öſtreichiſchen Adels war unter ihren Keulen erlegen; aber er ſollte auf dem Boden der Schweiz noch andere Niederlagen erfahren. Zwiſchen der Eidgenoſſenſchaft, welche in Europa die Demokratie, und Oeſtreich, welches beſtändig die willkürliche Gewalt repräſentirte, mußte der Kampf ewig dauern. Aber die Macht der Freiheit iſt ſo groß, daß das ungeheuere Reich Jahrhunderte hindurch vergeblich gegen ein kleines Alpenvolk kämpfte und gegen daſſelbe alle Hülfsquellen erſchöpfte, welche Liſt und Gewalt gewähren können.

XII.

Die Gmein z'Bern ſprach: „Thuts ihnen not,
Eh wirs zuo Lauppen laſſend,
Wir litten all den Tod!"

Altes Lied.

Indeſſen ging der Adel mit dem Gedanken um, ſich wegen Morgarten zu rächen. Hauptſächlich war aber Berns Wohlſtand den Baronen unerträglich; zudem hatten ſie die Niederlage nicht vergeſſen, welche ihnen die Berner unter dem Befehl Ulrichs von Erlach beigebracht hatten.

Von einem aufgeklärten und wahrhaft vaterländiſch geſinnten Edlen, Berchtold, Herzog von Zähringen*) gegründet, hatte Bern ſeinen Wohlſtand von Tag zu Tag wachſen ſehen. Zu der Zeit, von welcher wir ſprechen, hatte es beinahe eben ſo großen Umfang als jetzt. Eine Menge edler oder dem Adel

*) Die dankbaren Berner haben ihm eine Bildſäule auf dem Platze vor dem Münſter errichtet. Sie beherrſcht den Lauf der Aare.

ebenbürtiger Geschlechter lebte in seinen Mauern. Die deutschen Kaiser waren glücklich, wenn es ihre Oberherrlichkeit anerkannte. Mitten unter seinen zahlreichen Freunden unerschütterlich, war es durch seine Tugend, seine Grundsätze und das Glück seiner Waffen mit Rom in den schönen Tagen seiner Freiheit zu vergleichen. Die kriegerische Jugend der blühenden Stadt war stolz auf ihren Ruf. Sie wartete mit Ungeduld auf das Läuten der Sturmglocke und auf die Aufpflanzung des Banners mit dem Bären an den Eingängen der Straßen. Dann begann man fröhlich den Heerzug unter der Führung des Schultheißen und der Bannerherrn, indem die Luft von Liedern wiederhallte, welche die Siege der Berner besangen und welche der Aristokratie großes Aergerniß bereiteten, die durch Berns Erfolge und Siege gedemüthigt worden war. Dieses hatte das Haslithal*) gekauft, so wie die Städte Laupen und Thun, seinen Waffen im ganzen Oberland Achtung verschafft, und manches Schloß des Grafen von Kyburg, Burgdorf zerstört. Da Bern weder das Geld, welches der Graf Eberhard von Kyburg mit kaiserlichem Privilegium geschlagen hatte, annehmen, noch Ludwig von Baiern als Kaiser anerkennen wollte, so ergriffen die deutschen und welschen Herrn voll Freude die Gelegenheit, seine der ganzen Aristokratie verhaßte Macht zu vernichten. Das Schloß Nidau, welches dem Grafen Rudolf aus dem Hause Neuenburg gehörte, wurde der Mittelpunkt des Bundes, an welchem 700 Herren mit gekrönten Helmen und 1200 bepanzerte Ritter Theil nahmen. Das Heer der Verbündeten zählte 15,000 Mann Fußvolk und 3000 Pferde. Die Freiburger, ehemals Freunde der Berner, bildeten den Kern in dem Heere des Adels. Wir haben sie im Jahr 1847 wie im 14. Jahrhundert in den Reihen der Feinde schweizerischer Nationalität und Freiheit kämpfen sehen.

Die Baronen erklärten, „die zahllosen Beleidigungen, denen

*) Im Oberland.

sie ausgesetzt seien, hätten einen gemeinschaftlichen Ursprung. — Bern wolle den Adel seiner Oberhoheit berauben, und ihn dem Volke gleichstellen; — man hoffe daher vergeblich, seine Vermessenheit durch vereinzelte Angriffe in Schranken zu halten, und man müsse unter Vereinigung aller Kräfte diese Stadt von Grund aus zerstören."

Als man die Absichten des Adels gegen eine Stadt erfuhr, die sich gezwungen sah, dem Reich und den Großen der benachbarten Länder allein zu widerstehen, bemächtigte sich eine angstvolle Erwartung aller Gemüther.

Die ungeheueren Vorbereitungen, welche man gegen sie traf, erschreckten die Berner keineswegs. Der Rath erklärte mit einer Würde, die an den Römischen Senat erinnerte, „daß er geneigt sei, billigen Forderungen zu entsprechen, daß er aber Gewalt mit Gewalt zurückweisen würde" *). Da alle friedlichen Unterhandlungen gescheitert waren, beschloß man zu siegen oder zu sterben.

Da die Verbündeten Laupen bedroht hatten, so bat der Kommandant Anton von Blankenburg um Verstärkung. Der Rath ward zusammenberufen. Der Schultheiß von Bubenberg erhob sich und schwur mit gen Himmel emporgehobenen Händen: „Gut und Blut für die Vertheidigung von Laupen zu opfern." Alle die ihn hörten, wiederholten diesen feierlichen Schwur. Es wurde hierauf beschlossen, „daß alle Väter, welche zwei Söhne hätten, Einen nach Laupen schicken, und daß von zwei Brüdern Einer hinziehen solle, selbst wenn der Vater nicht mehr lebe. Sechshundert Mann zogen unter dem Befehl des Altschultheißen Johannes von Bubenberg ab; Rudolf von Mühlenen trug das Banner. Der Berner'sche Adel erfüllte in

*) Und so erinnert die würdige Haltung der heutigen Schweiz den Anmaßungen Preußens gegenüber an jene schöne Zeit und überhaupt an die schönsten Tage der Schweizerischen Geschichte. (Anmerkung des Uebersetzers.)

diesen schwierigen Verhältnissen seine Pflicht mit Heldenmuth; unendlich größer als die französische Aristokratie am Ende des 18. Jahrhunderts, zog er das Vaterland den Interessen seines Standes vor*).

Indessen vernahm man in Bern, daß der Adel gen Laupen vorrücke. Bald wurde die Stadt umringt; Tag für Tag kam ein neuer Haufe unter der Führung eines Grafen oder Freiherrn vor den Mauern an. Die Edlen übten sich in Turnieren und schienen die Bürger zu verachten, die sie bekämpfen sollten. Die geistlichen Herrn unterließen nicht, bei dieser Gelegenheit ihre ganze Abneigung gegen die Sache des Volks an den Tag zu legen. Man erblickte unter den Wällen von Laupen Johann Senn von Müssingen, Bischof von Basel, Johann Rossillon, Bischof von Lausanne, Philipp von Gaston, Bischof von Sitten und mehrere andere. Aber während sich die Prälaten mit den Baronen zum Verderben der freien Stadt verschworen, war der Sohn des Siegers am Donnerbühl entschlossen, für sie zu sterben. So haben sich zur Zeit der französischen Revolution, während der mit Oesterreich und Preußen verbundene Adel seine vatermörderischen Hände gegen Frankreich erhob, Ludwig Philipp von Orleans, Lafayette, Custine, La Tour d'Auvergne, Rochambauld, Macdonald, Victor Claude von Broglie unter der dreifarbigen Fahne unter den muthigsten Vertheidigern des Vaterlandes ausgezeichnet**). Alle die, welche ihre Pflicht gegen das Vaterland begreifen, zögern niemals, wenn es sich um seine Rettung und seine Unabhängigkeit handelt.

Während der Schultheiß von Bubenberg und der Rath über die Wahl eines Feldherrn beriethen, der die Berner zum Siege

*) Auch seine Nachkommen haben sich in unsern Tagen der Ahnen würdig bewiesen, was die Schweiz gewiß stets freudig anerkennen wird. (Anm. d. Uebersetzers.)

**) Wann hat sich der deutsche Adel so edel benommen? (Anm. des Uebersetzers.)

führen könne, sah man Rudolf, Kastellan von Erlach, dessen Vater vierzig Jahre vorher den Adelsbund vernichtet hatte, zu Pferd in die Stadt Bern einziehen. Es war einer von jenen hochherzigen Männern, welche, obgleich in höheren Ständen geboren, die Führer und Vertheidiger der Unterdrückten sind. Diese Stellung ziemt den erhabenen Geistern und edlen Gemüthern, aber sie ist eben so schwer als herrlich.

Es ist so selten, daß man sich darein ergibt, nebst seinem eigenen Vortheil die Vorrechte der Geliebten aufzuopfern, und daß man den Vorurtheilen entsagt, welche man, um mich so auszudrücken, mit der Muttermilch eingesogen hat! Aber Rudolf von Erlach hatte die Heldentugenden seines Vaters geerbt. Ob er gleich Lehensmann des Grafen von Nidau war, so bat er, da er zugleich in Bern das Bürgerrecht besaß, den Grafen um die Erlaubniß, in den Reihen der Berner kämpfen zu dürfen. „Daran liegt mir wenig," antwortete der hochmüthige Graf. „Ich habe 240 Helme und 140 Reiter, und ich lege wenig Werth auf diesen Einen Mann." „Ihr habt gesagt," antwortete Rudolf, „ich sei ein Mann, ich will zeigen, daß ich dieses Namens würdig bin."

Die Ankunft des edlen Ritters in Bern erschien als ein glückliches Vorzeichen und erweckte alle glorreichen Erinnerungen an das Donnerbühl. Er wurde unter Zujauchzen zum Feldherrn ernannt, und der Schultheiß übergab ihm das Stadtbanner. Die Begeisterung, die er erregte, klug benutzend, um als Feldherr den Gehorsam Aller in Anspruch zu nehmen, sagte Rudolf von Erlach zu den Bürgern: „Ich bin mit Euch in sechs Schlachten gewesen, wo die kleinere Zahl immer gesiegt hat. Die Mannszucht ist ein sicheres Mittel zu siegen: so wie die Menge gegen die geschickten Anordnungen Nichts vermag, so ist der Muth ohne Mannszucht nutzlos. Ihr Handwerker, die Ihr nicht gern gehorcht, Ihr seid freie Männer, aber Ihr werdet es nur bleiben, wenn Ihr denen gehorchen lernt, welchen Ihr Gehorsam schuldig seid. Ich fürchte unsern Gegner nicht. Mit

dem Beistande Gottes und Eurer Hülfe will ich diesen Angriff abschlagen, wir werden den Feind wie bei Lebzeiten meines Vaters verjagen; aber ich will Euer Feldhauptmann nicht sein, wenn Ihr mir nicht unbeschränkte Gewalt ertheilt."

Indessen wurde die Stadt Laupen stark bedrängt. Bern rief seine Unterthanen und seine Bundesgenossen zu Hülfe. Schon bereiteten sich die Bewohner des Simmenthals zum Abzug, und die Landleute des Hasli kamen aus ihrem Thal herbei. Der Altschultheiß Freiherr von Kramburg eilte über den Brünig, um die Waldstätte zur Hülfe aufzufordern. Das Volk von Unterwalden wurde von seinen Landammännern zusammenberufen. Kramburg stellte ihm vor, „daß die Freiheit seiner Freunde, der Berner, von einem einzigen Tag abhänge, in welchem ihre gesammte Mannschaft ihren Feinden, deren Macht weit größer sei, als die ihrige, eine entscheidende Schlacht liefern müsse." — „Herr von Kramburg," sagten die Unterwaldner, „in der Gefahr erkennt man die wahren Freunde. Kehrt nach Bern zurück; sagt Euren Mitbürgern, daß das Volk der Waldstätte zeigen werde, wie es gesinnt ist." So fuhren auch Bernische Boten über den See, nach Uri und Schwyz. Die Waldstätte rüsteten sogleich 900 ihrer tapfersten Bergbewohner, welche über den Gipfel des Brünig zogen und sich vor den Thoren Berns lagerten. Auch Solothurn schickte 80 wohlbewaffnete Reiter.

Als alle Heerhaufen vereinigt waren, hielt ihnen der Priester Diebold Baselwind eine kräftige Rede. Dieser wahre Diener des Evangeliums verstand seine Pflicht besser als die Bischöfe, welche sich im Lager des Adels zur Unterdrückung der Schwachen verschworen. „Der Feind," sagte Baselwind, „ist stolz auf seine Menge; aber Gott straft den Stolz und segnet den Muth. St. Vincenz und St. Ursus*) erwarben den Himmel, indem sie ihr Leben für eine gerechte Sache wagten. In einem

*) Schutzheilige Solothurns.

so gerechten Krieg, in welchem man für das Vaterland kämpft, gehört der Sieg seinen Vertheidigern, weil man durch den Tod für das Vaterland den Himmel erwirbt, und weil Gott selbst diejenigen, deren Leben verschont bleibt, für die Freiheit und den Ruhm erhält."

Während die Berner, vor den Altären knieend, den Beistand Gottes anflehten und feierliche Prozessionen veranstalteten, bereitete sich Erlach zum Abzug. Man begann ihn, als die Uhren der Stadt die Mitternacht verkündigten. Die bleichen Strahlen des Mondes spiegelten sich in den Helmen und den Rüstungen ab. Den Leib des Herrn in der Hand war Baselwind an der Spitze der Schaar. Auf den Wällen sahen Weiber und Kinder mit Thränen in den Augen ihren Gatten und Vätern nach, welche für die Freiheit der Stadt voll stolzen Muthes auszogen, sie blieben den ganzen Tag in den Kirchen und Kapellen, um zu beten. Der Schultheiß Bubenberg und einige Aeltere aus dem Rath wachten für die Sicherheit der Stadt, denn man befürchtete einen Ueberfall der Oestreicher vom Aargau her.

Rudolf von Erlach erreichte gegen Mittag mit seinem Heer den Bromberg in der Nähe von Laupen. Ein Wald deckte seinen Rücken. Von dort konnte er, ohne gesehen zu werden, das glänzende Heer des mit Stolz und mit Vertrauen erfüllten Adels überblicken. Da verließen mehre Ritter die Reihen und beginnen vor dem Feinde ihre Pferde herumzutummeln; und es entspann sich wie zwischen den homerischen Helden ein Gespräch voll herausfordernden Hohns. Unterdessen war Baselwind auf einen Hügel gestiegen und versprach von demselben herab allen denen den Himmel, welche im Begriff waren, für das Vaterland in den Tod zu gehen. Bevor Erlach das Zeichen zum Angriff gab, wählte er die entschlossensten Männer aus den Zünften der Gerber und Metzger. „Wo sind jetzt," rief er mit heldenmüthigem Frohsinn, „die feurigen Jünglinge, welche in Bern, mit Blumen und Federn geschmückt, beim Tanz

immer die ersten sind?" Die Ehre der Stadt liegt heute in Euren Händen. Habt die Augen stets auf das Banner und Rudolf von Erlach gerichtet!

Die Schlacht wurde von den Schleuderern begonnen, welche nach drei Angriffen ihre Reihen auflösten und sich zurückzogen. Alsobald rollten schwere eiserne Heerwagen unter schrecklichem Getöse auf die wankenden Reihen der Feinde. Indessen ließ sich die Nachhut der Berner durch die Schwenkung der Schleuderer täuschen, sie hielt sie für einen Anfang der Flucht und zog sich eiligst in den Wald zurück. „Meine Freunde," rief Erlach, der in diesem bedenklichen Augenblick seine ganze Geistesgegenwart behielt, „der Sieg ist unser; die Feigen haben uns verlassen." Hierauf ergriff er das Banner und stürzte sich wüthend auf das Fußvolk der Feinde, dessen Reihen bald durchbrochen waren. „Um die Vesperzeit*) eilten die Berner den Schwyzern und Solothurnern gegen die Reiterei zu Hülfe, welche sich aufzulösen begann. Unter den Herrn, welche in diesem Handgemenge umkamen, bemerkte man Rudolf von Nidau, Gerhard von Valendis, und drei Grafen aus dem Hause der Greierz. Als der Freiherr von Blumberg die Größe der Niederlage erkannte und die Namen der Getödteten erfuhr, sagte er zu seinem Schildknappen: „Gott sei davor, daß Blumenberg solche Männer überlebe." Bei diesen Worten sprengte er sein Pferd gegen die Reihen der Waldstätte, in denen er bald seinen Tod fand. Das ganze umgebende Feld von Oberwyl und Wyden war mit Waffen, Pferden und Leichnamen bedeckt, darunter 80 gekrönte Helme und 27 Banner der Städte und Herren.

Nachdem das Heer der Berner die Flüchtigen verfolgt hatte, versammelte es sich auf dem Schlachtfeld und dankte dem Ewigen, daß er die Klugheit und den Muth Rudolfs von Erlach gesegnet habe. Der edle Herr zeigte sich im Sieg eben so bescheiden, als er in der Schlacht unerschrocken gewesen war. „Ich werde

*) Hora vesperarum, sagt die Berner Chronik.

niemals vergessen," sagte er, „daß ich diesen Sieg dem Zutrauen meiner Mitbürger, sowie Eurer Anhänglichkeit verdanke, liebe und getreue Freunde und Bundesgenossen aus den Waldstätten und von Solothurn. Wenn einst unsere Nachkommen den Bericht dieser Schlacht hören, werden sie vor Allem, wie wir heute, die gegenseitige Freundschaft in Ehren halten. In ihren Gefahren und Kriegen werden sie sich an die Tapferkeit und die Einigkeit ihrer Vorfahren erinnern."

So ward die Stadt Bern am 21. Juni 1339 befreit. Die Berner benutzten ihren Sieg zu Kriegszügen gegen die Schlösser und gegen Freiburg, das sich mit dem Adel verbunden hatte. Sie verbreiteten den Schrecken ihrer Waffen in der westlichen Schweiz. Die erschreckten Edlen sagten voll Traurigkeit: „Gott ist Bürger worden ze Bern!"

XIII.

Ewig preis' der Freiheit Lied
Deinen Retter Winkelried.

Minnich.

Indessen hatte das Haus Oestreich die Niederlage bei Morgarten nicht vergessen. „Der Adel, wie immer, haßte unversöhnlich die Freiheit des Volkes. Er drückte die unterthänigen Bauern und that hoffärtig gegen die Eidgenossen. Und er dünkte sich zu Allem mächtig, weil es der Herzog von Oestreich mit ihm hielt, der die Eidgenossen durch neue Zölle drückte, welche er in seinen Erblanden stellte, ihren Handel zu schwächen*)." Der Herzog Leopold theilte das Vertrauen des Adels. Er hatte so eben den von fünfzig rheinischen Städten gebildeten

*) Zschokke, des Schweizerlands Geschichte.

Bund aufgelöst, und so hielt er den Augenblick für günstig, um gegen die Eidgenossen aufzutreten. Er begab sich in seine Aargauischen Besitzungen, indem er erklärte, daß er die Unverschämtheit der Schweizer züchtigen wolle. Da sah man nun die Wuth der Herrn gegen die Bürger und die freien Bauern in ihrer ganzen Kraft ausbrechen. In einem Zeitraum von wenigen Wochen erhielten die Eidgenossen dreiundfünfzig Kriegserklärungen, und in zwölf Tagen erklärten sich 167 weltliche oder geistliche Herrn gegen sie*). Alle brannten, die Niederlagen am Donnerbühl, bei Morgarten, Laupen, Tätwyl zu rächen. Ritter, die unter dem Helm ergraut waren, wollten dem lästigen Ruhm jener „zusammengelaufenen Bauern" ein Ende machen; die jüngeren bedauerten, daß der ihnen dargebotene Sieg so leicht sei, und zeigten sich unwillig, daß sie mit Bürgern und Bauern zusammentreffen sollten.

Die Eidgenossen hatten wenig Mittel, um sich gegen dieses furchtbare Bündniß zu vertheidigen. Bern, das mit unverzeihlicher Selbstsucht die Dienste vergaß, welches ihm die Waldstätte bei Laupen erwiesen hatten, weigerte jede Hülfe unter dem Vorwand, daß es durch einen Waffenstillstand mit Herzog Leopold gebunden sei. „Es wird dem Ruhm Berns immer fehlen," sagt Johannes von Müller mit Recht**), „an der Schlacht bei Sempach keinen Theil genommen zu haben." Die übrigen Eidgenossen zeigten den bewundernswürdigsten Eifer. Sie fürchteten sich so wenig, daß sie den Krieg mit der Zerstörung mehrerer Burgen eröffneten. Auf der andern Seite nahm der Adel das Städtchen Meyenberg mit Hülfe des Verraths ein und verbrannte es; Reichensee hatte das gleiche Schicksal. Die Adelichen ermor-

*) Man findet die Liste in Tschudi und Bullinger. Es waren selbst Geistliche untergeordneten Rangs darunter, wie Hans von Randegh, Domherr von Konstanz. Die hohe und niedere Geistlichkeit stand damals mit dem Adel gegen das Volk. Ist es jetzt wohl anders?

**) J. v. Müller, Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft.

deten Alles, was den Flammen entging, Greise, Kinder und Weiber. Wie oft haben sogenannte Konservative auf diese Weise für die Wiederherstellung oder die Aufrechthaltung der Ordnung gearbeitet!

Der Herzog setzte sich bald in Bewegung. Er verließ Baden, ging über die Reuß, durchzog die freien Aemter und das Aargau und gelangte nach Sempach. Diese kleine Stadt liegt drei Stunden von Luzern an dem obern Ende eines zwei Stunden breiten Sees zwischen waldigen Hügeln. Die Waldstätte lagerten auf den Höhen in einem Walde, von wo aus sie das Schlachtfeld bei Büttisholz überblicken konnten. Dort hatten einst die Bauern des Entlibuchs die Gügler besiegt, jene wilden Horden Ingelrams von Coucy*).

Am 9. Juni 1386 erblickten die Eidgenossen den Feind. Seine Reiterei war zahlreich und prächtig. Jeder Baron zog an der Spitze seiner Vasallen, jeder Schultheiß führte seine Milizen; das Fußvolk bestand aus Knappen, Leibeigenen und Lanzknechten. In der Mitte seines furchtbaren Heeres glänzte Herzog Leopold*), schön, stolz, muthig, begierig, seinen Vater zu rächen, stolz auf seine Siege. Seine Krieger verbrannten die Erndten und die Ritter tummelten ihre Rosse vor den Mauern Sempachs, um die Bürger zu verhöhnen. Sie riefen, daß sie allein und ohne das Fußvolk im Stande seien, dieses „elende Bauernvolk" zu züchtigen.

Der Herzog beging die Unklugheit, sich durch ihren vermes-

---

*) „Stolz ritten sodann die Entlibucher auf den erbeuteten Rossen mit den gewonnenen Harnischen der Ritter heim. Das zu sehen jammerte die altadelichen Herren im Lande, und Junker Peter von Dorrenberg seufzte: „O edler Herr von edlem Blut, daß ein Bauer deine Rüstung tragen thut!" Aber der Entlibucher antwortete: „Hei, Junker, wir haben die Waffen empfahn, und edles und Roßblut zusammengethan!" (Zschokke, Des Schweizerlands Geschichte.)

**) Er war der Sohn des bei Morgarten besiegten Leopold I.

senen Dünkel hinreißen zu lassen. Da der Feind die Anhöhen besetzt hielt, gab der Herzog der Reiterei den Befehl, abzusteigen. Johann, Freiherr von Hasenburg, der in den Schlachten ergraut war, erkannte die Gefahr, der man sich mit so großer Unbesonnenheit aussetzte. „Hoffart ist zu nichts gut," sagte der alte Krieger, und er gab den Rath, den Herrn von Bonstetten vorrücken zu lassen. Die adelichen Herren spotteten über „das Hasenherz" *). Man machte dem Herzog Bemerkungen, welche ihm von Furchtsamkeit eingegeben schienen. Man sagte ihm, daß auf dem Schlachtfelde Unfälle häufig seien, daß es Sache des Fürsten sei, für Alle zu wachen, und die seiner Unterthanen, für das gemeinschaftliche Wohl zu kämpfen, denn der Verlust des Feldherrn sei dem Heere weit schädlicher, als der Tod einiger Krieger. — „Was!" rief der Herzog lebhaft aus, „soll ich denn aus der Ferne zusehen, wie sich diese Ritter für mich aufopfern? Nein, hier, in meinem Land, für mein Volk will ich siegreich sein oder verderben." Diese Antwort gab dem Schicksal Leopolds das Gepräge von Hingebung, welches ihm mit Recht ein Dichter nicht ließ, der ein berühmtes Lied über diese Schlacht dichtete, welcher er selbst beiwohnte.

Als die Schweizer den Adel von ihren Pferden herabsteigen sahen, verließen sie den Wald und stürzten sich in die Ebene. Sie bildeten einen keilförmigen Schlachthaufen. Ihre Waffen waren kurz und ihre Zahl gering. Es waren 400 Luzerner, 900 Männer aus den Waldstätten und 100 Mann aus verschiedenen Ortschaften. Mehrere von ihnen hatten zu Schutzwaffen nur ein kleines an den linken Arm gebundenes Brett. Aber die Hellebarden von Morgarten glänzten in ihren Händen. Sie machten Halt und fielen nach altem Gebrauch auf die Knie. Unterdessen rüsteten sich die Herren zum Kampf und der Herzog

*) Im Alterthum waren dergleichen Verhöhnungen gewöhnlich. Man sehe Homers Iliade.

schlug mehrere zu Rittern. Die Sonne stand schon hoch und die Hitze war drückend.

Als sich die Eidgenossen wieder erhoben hatten, liefen sie gegen den Feind, indem sie ein kriegerisches Geschrei erhoben. Aber es brach ihr Angriff an der eisernen Mauer. Leopold hatte aus den langen Speeren, welche aus der vierten Reihe seines Heeres weit vordrangen, eine undurchdringliche und mörderische Fronte gebildet. Bald sah man das Banner von Luzern sinken, dessen Schultheiß den Oberbefehl über die Eidsgenossen führte. Eine Menge tapferer Männer fiel, ohne den ehernen Wall zu durchbrechen. Der Augenblick war entscheidend. Plötzlich stürzt sich ein Ritter aus Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried, in die vordersten Reihen, indem er ausruft: „Liebe Eidgenossen, ich will der Freiheit eine Gasse machen; traget Sorge für mein Weib und Kind.“ Mit diesen Worten stürzt er sich auf den Feind, ergreift mit seinen kräftigen Armen alle Lanzen, die er erreichen kann, drückt sie in seine Brust und zieht sie fallend mit sich hinab. Die Schweizer dringen auf seinem Leichnam vor*). Der überraschte Feind bemüht sich vergeblich, die Lücke auszufüllen. Man drängt sich, man erdrückt sich, und viele Herren ersticken unter dem Gewicht ihrer Rüstung, ohne verwundet worden zu sein. Das große Banner von Oestreich entfällt den Händen des sterbenden Trägers. Der Ritter Ulrich von Aarburg ergreift es; aber er fällt, auf den Tod verwundet, mit dem Ruf: „Rettet Oestreich, rettet!“ Auf diesen Ruf eilt

*) Dieser heldenmüthige Zug ist im „Sempacherlied“ der Nachwelt überliefert worden. Dieses Lied ist vor einigen Jahren von Ettmüller, in den „Antiquarischen Mittheilungen“, von Uhland in den „Volksliedern“, von dem Uebersetzer des Dramas „Arnold von Winkelried“ von J. J. Porchat und von Heinrich Kurz in der „Schweiz“ herausgegeben worden. Wir besitzen von Halbsuter nur dieses einzige Lied, welches am vollständigsten von Tschudi mitgetheilt worden ist. Es zeugt von großem dramatischen Talent.

der Herzog herbei, er ergreift die blutige Fahne, die er mitten im Getümmel in die Höhe hebt. — „Weil so viele Edlen an meiner Seite gestorben sind," sagte der Fürst, „so will ich wie sie ruhmvoll sterben." — Und er stürzte sich in die feindlichen Reihen. Von seiner schweren Rüstung erdrückt, stürzt er auf die Knie. So fand ihn ein Mann aus Schwyz. „Ich bin der Herzog von Oestreich," rief er ihm zu, und er fiel von dem tödtlich getroffen, an den er das Wort gerichtet hatte. Nun ergriff das ganze Oestreichische Heer die Flucht. Die Herren riefen vergeblich nach ihren Pferden, welche ihre Knechte weggeführt hatten. Mit schweren Panzern beladen, von der Hitze niedergedrückt und vor Durst vergehend, blieb ihnen nichts übrig, als ihr Leben theuer zu verkaufen. Die Zahl der Grafen, Herren und Ritter, welche auf dem Schlachtfelde blieben, betrug 606. Dieser ungeheure Verlust verdunkelte auf lange Zeit den Glanz des öftreichischen Hofes. Das Volk sagte: „Gott hat seinen Richterstuhl bestiegen, um den Hochmuth des Adels zu züchtigen". — Ohne Zweifel fand der Herzog unter den Edlen viele, die ihn beklagten und seinen Tod der Wuth der Bauern zuschrieben; aber Halbsuter hat in seinem Gesang: „Von dem Strit ze Sempach" auf diese gegen die Eidsgenossen erhobenen Verläumdungen geantwortet:

„In und umb und uff dem sin
 sig Hertzog Lüpolt erschlagen,
des tund die herren ennert Rhin
 von den eidgenossen sagen:
he! ich setz ein andres dran:
wär er daheim beliben,
 im het niemand leids gethan.

Mit im so tet er füren
 uff wägnen etlich Faß
mit hälsling, strick und schnüren,
 denn er der meinung was,

he! möcht er gesieget han,
so wolt er die eidgnossen
  allsamen erhencken lan.

Hett er kein unfug triben,
  und nit solch übermut,
so wärind die edlen bliben,
  jetlicher bi sinem gut.
he! sie tribens aber zfil:
des ist inen druß erwachsen
  ein sölich hantvest spil*)."

Dies war der Ausgang der berühmten Schlacht bei Sempach, der „Märtyrer" **) Arnold von Winkelried hatte sein Vaterland aus der größten Gefahr gerettet ***). Wie am Donnersbühl und bei Laupen verdankt man den Sieg zum Theil einem aus dem Adel, der für die Volkssache kämpfte.

Es gibt im ganzen Alterthum keinen Zug, der so großartig wäre als der erhabene Gedanke Winkelrieds. Nichts zeigt besser den Geist, der die schweizerischen Krieger erfüllte. Welche Macht konnte dieser heldenmüthigen Aufopferung widerstehen? Die Menge konnte dem Tode trotzen, und wenn das Vaterland mit außerordentlichen Gefahren bedroht war, gaben Männer von unvergleichlichem Muth das Beispiel einer Hingebung, welche

*) uff dem sin, auf dem Seinigen, sig, sei; tund, thun; ennert, jenseits; tet, that; uff wägnen, auf Wagen; häsling, Halsbänder; was, war; han, haben; lan, lassen; wärind, wären; jetlicher, jeder; tribens, trieben es; zfil, zu viel; druß, daraus; hantvest, gewaltig.

**) So nennt ihn Zschokke.

***) An der Stelle, wo Herzog Leopold gefallen ist, sieht man jetzt eine Kapelle. Ueber der Thüre befindet sich ein mittelmäßiges Gemälde, den Tod Winkelrieds darstellend. Man liest unter demselben die Worte des „Sempacherlieds" von Halbsuter aus Luzern. — Jedes Jahr wird das Andenken an die Schlacht mit großem Gepränge gefeiert.

jede Probe bestand. In einem solchen Land war der Sieg der Tyrannei unmöglich. Wenn die Freiheit in ganz Europa solche Vertheidiger gefunden hätte, wäre die Befreiung der Völker weder so lang noch so schmerzhaft gewesen. Welchen Anblick bot Europa außerhalb der Gränzen Helvetiens? Blutige, und für die Sache der Menschheit nutzlose Kämpfe, eine einförmige Reihe von Kriegen des Adels, von denen nichts als Morde, Feuersbrünste und Gewaltthaten jeglicher Art zu berichten ist.

XIV.

Laßt ruhen eure Felsen,
Ihr starken Glarner jetzt,
Gott steht auf euren Bergen,
Die Feinde fliehn entsetzt.

B. Reber.

Indessen hatte der Adel und Oestreich noch an vielen Orten Anhänger.

Obgleich Glarus die kleine Stadt Wesen mit großer Milde beherrschte, sehnten sich doch deren Bewohner nach der östreichischen Herrschaft zurück. Im Einverständniß mit dem Adel aus der Umgebung führten sie Soldaten des Herzogs, welche verkleidet oder in Fässern verborgen waren, in die Stadt. In der Nacht von St. Matthias im Jahr 1388 wurde die schweizerische Besatzung mit dem Stadtvogt Konrad von Au aus Uri niedergemacht.

Die Lage der Glarner war gefährlich. Entweder mußten sie sich von Neuem unter das verhaßte Joch der östreichischen Vögte beugen, oder den ungleichsten Kampf wagen, den man sich denken kann. Tausend freie Männer sollten in einem unbefestigten Thal der ganzen Macht Leopolds **III.** widerstehen, der die Niederlagen seines Vaters und Großvaters zu rächen brannte. Mit einer Unerschrockenheit, welche an die der Spar-

taner bei den Thermopylen erinnert, bewachten die Glarner drei Wochen lang den Eingang ihres Thales. Die Pfade der Hochalpen waren mit Schnee bedeckt, und sie konnten keine Hülfe von den Eidgenossen erwarten. In dieser großen Noth sandten sie zum Feind und baten um billigen Frieden. Die Oestreicher antworteten mit Forderungen folgenden Inhalts: „Ihr sollt dem Herzog von Oestreich, als Euerm natürlichen Herrn dienen, wie jeder Leibeigene seinem Herrn zu dienen verpflichtet ist. Ihr sollt ihm gegen Alle und Jeden beistehn, hauptsächlich gegen die Schweizer. Ihr sollt keine andern Gesetze haben, als die, welche Euch der Herzog, Euer Herr, gibt. Ihr sollt für Euern bisherigen Ungehorsam büßen, bis die Gnade des Herzogs Eurer Strafe Ziel und Maß setzt.“

Die Glarner wollten ihren Bund mit den Eidgenossen nicht aufgeben; die Oestreicher zogen gegen Näfels, das Bollwerk des Glarnerlands, wo der Hauptmann Matthias Am Büel mit zweihundert Mann aufgestellt war. Weiber und Kinder flüchteten in das Gebirg und junge Leute eilten nach Schwyz, nach Unterwalden, Uri und Luzern, Hilfe zu verlangen. Schwyz schickte alsobald fünfzig seiner muthigsten Krieger.

Am Sonntag den 9. April, gegen 4 Uhr des Morgens, brachen die Oestreicher auf. Nach einer hartnäckigen Vertheidigung verließ Am Büel die Verschanzungen bei Näfels, und zog sich kämpfend mit 500 Mann gegen den Berg Rüti zurück. Diese Stellung war vortrefflich; denn er fürchtete nicht mehr, umgangen zu werden, und vor sich hatte er einen mit Felstrümmern bedeckten Boden, der die Bewegungen der östreichischen Reiterei hinderte. — Indessen rief die Sturmglocke, welche in den Gebirgen ertönte, die Glarner zum Schutz ihres Panners, das Heinrich Am Büel unter tausend Gefahren gerettet hatte. Die Hülfe, welche ihr Hauptmann erhielt, bestimmten ihn, den Angriff selbst zu beginnen. Die Glarner zeichnen sich durch ihre Lebhaftigkeit und ihre Gewandtheit aus. Eilfmal durchbrochen, sammelten sie sich eilfmal wieder. Plötzlich erschallte



das Kriegsgeschrei der Schwyzer in dem Gebirg. Die Glarner beantworteten es mit freudigem Ruf. Da verbreitete sich Schrekken in den Reihen der Ostreicher. Dieses furchtbare Geschrei, das von dem Wiederhall der Gebirge wiederholt wurde, der Anblick der wilden Alpen in der Nähe des Schlachtfeldes, die Kühnheit dieser heldenmüthigen Hirten, Alles trug dazu bei, ihr Herz mit unwiderstehlichem Entsetzen zu erfüllen. Es war, wie wenn der Schatten Walthers von Stadion, der sieben und dreißig Jahre vorher in dem nämlichen Engpasse im Kampf gegen diese Gebirgsbewohner gefallen war, ihre Seele mit einer übernatürlichen Furcht erfüllte. Die Reiterei löste sich auf, und bald folgte das Fußvolk ihrem Beispiel. Die Glarner folgten ihnen auf dem Fuß und machten mit ihren Morgensternen und Hellebarden blutige Arbeit. Die östreichischen Herrn drängten sich in Masse auf der Brücke von Wesen; diese brach unter der Menge der Flüchtlinge und die schwerbeladnen Ritter wurden von dem Wallenstadter See verschlungen. Der Adel verlor 183 Ritter oder Edle; im Ganzen mehr als 2800 Mann.

Nach dem Sieg gedachten die Glarner der Worte des Landammans Vogel, dessen Stimme sie ermuthigt hatte. „Flehet zu Gott," hatte er ihnen gesagt; „er ist barmherzig, er ist der Beschützer der Verlassnen; er kann die Todten auferwecken, er kann auch Euch retten." Sie dankten Gott, der Jungfrau, dem heiligen Fridolin, „ihrem Herrn," und dem heilgen Hilarius, und sie gaben das Gesetz, „daß man alljährlich am ersten Sonntag des April aus der ganzen Gegend den vornehmsten Bewohner eines jeden Hauses, der im Stande sei, die Reise zu machen, nach Näfels schicken solle, und daß die Abgeordneten die Wege und Päße, wo ihre Väter zu der gleichen Zeit der ungeheuersten Anstrengung und Gefahr ausgesetzt gewesen seien, besuchen, für den Trost und das Heil der Seelen derer, die dort umgekommen, beten und den Allmächtigen preisen sollten." Man feiert noch heut zu Tage dieses religiöse und patriotische Fest unter dem Namen „Näfelserfahrt." Auf der sechsten Sta-

tion*) liest man die Geschichte der Schlacht bei Sempach und des Siegs bei Näfels, so wie die Namen der in dieser letzten Schlacht getödteten Glarner und aller derjenigen, die unter dem Befehl des Matthias am Büel ihr Leben für das Vaterland der Gefahr aussetzten.

XV.

Lieblich, wie der Wiesen Blumen,
Sonder Schmuck wie deine Flur,
Glänze sie vom lautern Ruhme
Deiner frommen Helden nur.
G. Schwab.

Die Gebirgsbewohner von Appenzell hörten von den Heldenthaten der Eidgenossen. Ihre traurigen Gedanken wendeten sich nun gegen den Abt von St. Gallen, der sie mit eisernem Joch bedrückte.

Die weltlichen Herrn waren zu jener Zeit nicht die einzigen, welche auf die Unterstützung der Oestreicher zählten, um die Bauern zu unterdrücken. Aber die Männer, welche die furchtbare Aristokratie der Barone besiegt hatten, waren nicht geneigt, vor den Drohungen der Mönche zu erschrecken. Unter den Kämpfen, welche die klösterlichen Intriguen hervorriefen, gibt es wohl keine dramatischeren, als diejenigen, welche die unerschrockenen Appenzeller gegen den Abt Kuno Stoffeln bestanden. Die Geschichte wird die Namen Speicher, Wolfshalden und Hauptlisberg neben die Namen Donnerbühl und Näfels einschreiben. Sie wird erzählen, daß die Bauern, welche in weniger als vier Monaten vier große Schlachten gewannen, zahlreiche Fahnen, fünf Städte, fünf und sechszig Burgen eroberten

*) Man sieht noch auf der Ebene von Näfels die zum Andenken an die eilf Angriffe des Feindes aufgerichteten eilf Steine.



und den Schrecken ihrer Waffen von Kyburg bis in das Thal der Etsch verbreiteten.

Das Kloster St. Gallen, welches vom König der Franken Pipin dem Kurzen gestiftet worden war, hatte seine frühere Größe verloren. Die Mönche waren nicht mehr jene frommen Schüler des heiligen Gallus, die da wilde Ländereien urbar machten, oder jene strengen Einsiedler, die mit den göttlichen und menschlichen Wissenschaften vertraut, und von dem Wunsch durchglüht waren, ihren Glauben in jenen wilden Gebirgen zu verbreiten. Müßiggang, Macht und Reichthum hatten bald Alles umgestaltet *). Das ist die ewige Geschichte der geistlichen Orden. Sie beginnen mit Begeisterung, pflanzen sich in einer müßigen Gleichgültigkeit fort und gehen in Verdorbenheit unter. — Die Abtei St. Gallen besaß die Souverainetät, der Abt hatte den Titel, den Rang und die Laster der Häupter des Feudaladels. Obgleich Kuno Stoffeln zu einer Zeit lebte, wo die Freiheit in der Schweiz aufwachte, zeigte er doch stets eine unverschämte Verachtung gegen die arbeitende Klasse. Die Männer, die er anstellte, bewiesen eine noch größere Härte gegen die Bauern. Der Obervogt, der in Schwändi hauste, belegte Milch, Butter und Käs mit einer außerordentlichen Abgabe, und er hetzte zwei große Hunde auf die, welche sich dieser Plakkerei zu entziehen suchten. Nicht zufrieden, ein Recht beim Todfall zu behaupten, nach welchem ihm das schönste Kleid eines jeden Verstorbenen gehörte, ließ er einst das Grab eines Leibeigenen eröffnen, um das Leintuch herauszunehmen, mit dem die kindliche Liebe den Leichnam umhüllt hatte. Solcher Art war die Herrschaft der geistlichen Herren, deren Milde und väterlichen Sinn gewisse Schriftsteller unserer Zeit so gerne rühmen. Um solche Dinge zu vertheidigen, muß man doch gar

*) Es ist bekannt, daß es eine Zeit gab, wo in St. Gallen kein einziger Mönch, den Abt inbegriffen, lesen und schreiben konnte. (A. d. U.)

zu sehr auf die Zerstreutheit oder die Unwissenheit der Zeitgenossen bauen.

In der Landsgemeinde versammelt, beschlossen die Appenzeller die Waldstätte nachzuahmen. Sie erhoben sich, verjagten die Vögte und verbrannten die Burg Schwändi. Der Abt suchte bei den Reichsstädten Hülfe, um die Bauern zu Paaren zu treiben; diese baten ihrerseits die Eidsgenossen um Unterstützung. Schwyz und Glarus allein entsprachen ihrer Bitte. Schwyz ergriff ohne Zögern Partei gegen die Unterdrücker. Glarus ließ verkündigen, „daß allen Freunden der Freiheit, welche den Appenzellern zu Hülfe eilten wollten, gestattet sei, es zu thun.“ Der Krieg begann im Jahr 1403. Der Abt und seine Verbündeten zogen über den Lisenbühl durch die Hohlgasse nach Vögelinseck. Am 15. Mai entspann sich der Kampf bei dem Dorf Speicher. Der Sieg der Appenzeller war vollständig. Sechshundert mit Eisen gepanzerte Ritter fielen, und das Panner mit dem schwarzen Bären jagte die Schaaren der Reichsstädter und des Abts in wilder Flucht vor sich her.

Dieser bat den Herzog Friedrich von Oestreich um Hülfe. Der Adel des Landes unterstützte seine Bitte bei Friedrich. „Appenzell,“ sagten sie, „folgt dem Beispiele von Schwyz nach, und zeigt sogar eine größere Kühnheit, um sein Vorbild zu übertreffen.“ Es sei nicht schwer, fügten sie hinzu, die schwachen Anfänge der Appenzeller Macht zu unterdrücken, aber wenn man sie in den Bund der Eidsgenossen eintreten lasse, würde der Untergang des ganzen Adels in den Alpen das Ergebniß ihrer Fortschritte sein; der Herzog dürfe dessen Vernichtung nicht dulden, welche die seinige vorbereiten würde. Friedrich versprach, die Unverschämtheit der Appenzeller Bauern zu züchtigen.

Während der Adel im Thurgau über den nahen Tag der Rache jubelte, begab sich Rudolf Graf von Werdenberg in das Land Appenzell. Er erschien vor der Landsgemeinde und sprach also:



„Es ist Euch wohl bekannt, biderbe Appenzeller, wer ich bin, der hier zu Euch redet, geboren von Montfort, welcher Stamm an Adel und Alter keinem nachgiebt. Aber was ist adelich, als in der Freiheit leben und sie zu behaupten wissen? Das Unglück voriger Zeiten hat einen Unterschied unter den Menschen aufgebracht; Eure streitbare Hand verbessert, was der Weltlauf böse gemacht; so treten die Menschen in die natürlichen Rechte zurück, und brave Männer sind Brüder, wie Ihr und ich. Dort ennert jener Felsen ist Werdenberg, das Erbe meiner Väter; dort im Thal unter jenen Höhen, im Rheinthal, Ihr wißt es, haben meine Altvordern geherrscht; noch mein Vater und ich selbst. Alles ist mir und meinen Brüdern nach ihrer unersättlichen Ländergier von den Oestreichischen Herzogen entrissen zum Lohn der allzuviel Jahre geleisteten Dienste; wer sucht Dankbarkeit bei den Fürsten, und Recht, wo Gewalt Alles thut! Ich kenne die Herzoge, die Beschützer des Adels. Dem, der blindlings ihren Krieg thut, und auf Landtagen schweigt, und nichts Höheres kennt, als ihren Dienst, gönnen sie die Ehre, ihr Diener zu sein; den ächten alten Adel, dem die Freiheit so lieb ist*), wie ihnen die Macht, den hassen sie; unsre Burgen müssen Raubschlösser sein, und aus Liebe zur Ordnung nehmen sie sie ein und behalten sie für sich. So darf bald Niemand reden zu der Gewalt, wider welche Niemand vermag; fraget Eure Nachbarn unter Oestreich, haben sie es desto besser? sind sie zufrieden? Es ist mir zu Ohren gekommen, daß der Herzog im Tirol sich aufmacht, wider Euch zu streiten. Biderbe Männer, meine Brüder! Bedrängte sollen beisammen halten; das ist recht vor Gott und Menschen. Trauet mir, Montfort hat nie die Treue gebrochen. Lasset mich sein, wie

---

*) Die Schweiz und England haben in dem Leben mehrerer edlen Männer die Verwirklichung dieses herrlichen Ideals dargeboten. Für die Schweiz genügt es, die zwei Erlach, Bubenberg, Arnold von Winkelried, Rudolf von Werdenberg u. a. m. anzuführen.

einer aus Euch, ein freier Landmann zu Appenzell. Einige Kenntniß von des Feindes Manier, meiner Vorältern Muth, mein Schwert und mein Blut (mehr nicht hat mir die ungerechte Gewalt gelassen), das ist Euer, Euere Sache sei mein; laßt mich leben und streiten, wie einer aus Euch*)."

Er sprachs, legte seinen glänzenden Waffenschmuck und seine reichen Kleider ab, und zog den Leinkittel der Hirten an. Diese Einfachheit gefiel den Gebirgsleuten, welche ihm den Oberbefehl übertrugen. Man legte hierauf Verschanzungen in den Engpässen an und erneuerte das Bündniß mit der Stadt St. Gallen.

Am 17. Juni rückte die Hauptmacht des Herzogs Friedrich gegen die Gränzen Appenzells vor, und zog hierauf an den Stoß. Der Weg war glatt, der Zug beschwerlich auf einem abhängigen Boden, der mit nassem und kurzem Gras bedeckt war. Der Boden selbst schien mit seinen heldenmüthigen Bewohnern zu kämpfen. Zudem rollten 400 Appenzeller und einige Krieger aus Schwyz Felsstücke und Baumstämme auf den Feind herab. Dennoch fuhren Alle, die nicht getroffen wurden, fort, den Berg, obwohl in gebrochenen Reihen, zu erklimmen, mit Händen und Füßen arbeitend. Kaum hatten sie die Mitte erreicht, als sich die Appenzeller auf ein Zeichen Rudolfs von Werdenberg auf sie stürzten. Der Feldherr und seine Krieger, welche baarfuß waren, bewegten sich mit Leichtigkeit auf dem nassen Gras, während die Oestreicher, deren Bewegungen sehr langsam waren, nicht einmal ihre Armbrüste gebrauchen konnten, deren Sehne von der Feuchtigkeit schlaff geworden waren. Man kämpfte Lanze gegen Lanze, Schwert gegen Schwert. Da stritt ein Appenzellischer Held, Uly Rotach, mit einer Hellebarde, im Rücken an eine Viehhürde gestützt, allein gegen zwölf Oestreicher. Er erschlug ihrer fünf; die andern drangen in die Hürde und steckten sie in Brand. Da er

*) J. v. Müller, Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft.



gegen die Flammen nicht ankämpfen konnte, ließ sich Uly lieber verbrennen, als daß er sich ergeben hätte. — Der Heldenmuth der Männer gab den Frauen einen kühnen Entschluß ein. Während Friedrichs Krieger mit der Wuth der Verzweiflung kämpften, erblickten sie auf einer nahen Anhöhe eine Schaar mit weißen Rüstungen, deren Absicht es schien, ihnen in den Rükken zu fallen. Es waren die Appenzeller.nnen, welche Hemden über ihre Kleider angezogen hatten. Voll Schrecken stürzten die Feinde den Berg herab, auf deren Abhängen Ströme von Blut und Regen herabflossen. Der Kampf, der sechs Stunden gedaue t hatte, endigte mit der vollständigen Niederlage der Oestreicher. Hierauf kehrten die Sieger auf das Schlachtfeld zurück, fielen auf die Knie und dankten dem Gott der Schlachten und der Freiheit.

Unterdessen wurde Herzog Friedrich, der einen vergeblichen Angriff auf St. Gallen gemacht hatte, von 400 Bürgern dieser Stadt am Fuß des Hauptlisberg geschlagen. Vergeblich versuchte er, sich an den Appenzellern zu rächen, er wurde in der blutigen Schlacht an der Wolfshalden vollständig besiegt. Er verfluchte diesen Krieg und zog über den Rhein zurück*).

XVI.

Heldenkampf, den größten, sieht
Und besiegt der Sieger flieht.
Minnich.

Oestreich hatte die Eidgenossen nicht mit Gewalt bezwingen können; es versuchte, sie zu entzweien, indem es in ihrem Herzen alle schlechten Leidenschaften: Habsucht, Ehrgeiz, Rach-

*) Die Graubündner bestanden ebenfalls 1426 bis 1476 einen heldenmüthigen Kampf, um sich von der Tyrannei des Adels zu befreien. Wir werden diese dramatische Episode aus der Geschichte der Eidgenossenschaft an einem andern Ort erzählen.

begierde erweckte. Zürich diente seinen verbrecherischen Absichten zum Werkzeug. Es war zwischen dieser thätigen und kriegerischen Stadt und dem Kanton Schwyz über die Erbschaft des Grafen von Toggenburg ein Krieg ausgebrochen. Die Eidgenossen zwangen Zürich, nicht bloß auf diese Erbschaft zu verzichten, sondern selbst dem Kanton Schwyz und dessen Bundesgenossen Glarus Gebietstheile zur Bezahlung der Kriegskosten abzutreten. Kaiser Friedrich **III.** von Oestreich benützte die Erbitterung, welche die den Zürchern auferlegten Bedingungen in ihnen hervorgerufen hatte. Alle ihre Pflichten gegen die Eidgenossenschaft vergessend, schlossen diese mit den Oestreichern den Aachener Vertrag ab (1432). Der Kaiser, der mit Jubel in den Mauern Zürichs aufgenommen wurde, hatte die Freude, den goldenen Adler auf dem Groß-Münster aufgepflanzt, und die meisten Bürger die Pfauenfeder und das rothe Kreuz Oestreichs an ihre Hüte stecken zu sehen. Die Freunde der Schweizer wagten es nicht mehr, das weiße Kreuz der Eidgenossenschaft aufzuschlagen. Bald darauf erhielt Zürich östreichische Besatzung und wurde das gelehrige Werkzeug der fremden Politik.

Es gehört nicht in unsere Aufgabe, die Wechselfälle des Kriegs zwischen den Zürchern und den Eidgenossen zu erzählen. Diese belagerten endlich die Stadt Zürich und bedrängten sie lebhaft. Mit entfernten Kriegen beschäftigt, konnte ihr der Kaiser nicht zu Hülfe kommen. Da zog die östreichische Staatskunst mit ihren Intriguen die furchtbarste Plage auf die Schweiz herbei.

Friedrich **III.** hatte sich an den König von Frankreich, Karl **VII.** gewendet. Zu dieser Zeit war Frankreich mit zuchtlosen und wilden Schaaren bedeckt, welche aus Abenteurern aller Völker bestanden, und denen ähnlich waren, welche die Schweiz unter Ingelram von Coucy überschwemmt hatten. Der König zog diese Schaaren zusammen, welche man Armagnacken nannte, und schickte sie unter dem Befehl des Dauphin Ludwig*) Zürich

*) Er wurde später König unter dem Namen Ludwig XI.

zu Hülfe. Die Armagnacken bildeten ein Heer von 30,000 Mann. Sie kamen in die Nähe von Basel, während die Eidgenossen Farnsburg belagerten. Man schickte in das Lager von Zürich um Hülfe. Die Belagerer antworteten den Boten, welche von Farnsburg kamen: „Es sind nur arme, arme Gecken," und begnügten sich, ihnen eine Verstärkung von 600 Mann zu schicken. Am 26. August 1444 stießen 1500 Eidgenossen, welche gen Basel rückten, auf 4000 Armagnacken bei dem Dorf Prattelen, warfen sie in die Birs, und durchschwammen den Fluß trotz des furchtbaren Feuers der Feinde, dessen ganze Macht auf dem andern Ufer aufgestellt war. Hierauf drangen sie, gleich Würgengeln, auf diese zahllosen Schaaren ein. Sie wurden bald getrennt, und 900 kämpften in der Ebene, während die andern sich hinter der Mauer des Spitalgartens bei St. Jakob verschanzten. Grimmig, Löwen gleich, kämpften die in der Ebene bis zu dem Augenblick, wo sie auf Leichenhaufen niederfielen; noch im Tode waren ihre Reihen gedrängt wie während der Schlacht. Der Dauphin wollte denen, welche den Garten besetzt hielten, eine Kapitulation vorschlagen, aber Peter von Mormont bat den Marschall Dammartin, Niemanden zu schonen, so sehr war der Adel gegen die Bürger und Bauern aufgebracht.

Dreimal warfen die Schweizer die Schaaren des Dauphin zurück, zweimal machten sie einen kräftigen Ausfall, überall Schrecken und Tod verbreitend. Die Anführer der Armagnacken konnten die Ihrigen nur mit der größten Mühe bewegen, den Sturm nochmals zu wagen. Endlich warf das Geschütz die Mauer nieder; der Spital und die Kapelle standen in Flammen. Die Eidgenossen starben als Helden in diesem Riesenkampf. Mit Ausnahme von zehn Mann, welche bei dem Uebergang über die Birs von den Ihrigen abgeschnitten worden waren, waren alle Schweizer auf dem Schlachtfeld geblieben.

„Als jetzt der Feind die Hingefallnen sah,
Ergriff schmerzvolle Ehrfurcht seine Seele

Ob solcher Heldenthat, zum erstenmal
Ihr männlich Antlitz ohne Furcht betrachtend*)."

Die Franzosen hatten ihrerseits eilfhundert Ritter und achttausend Soldaten in diesen schweizerischen Thermopylen verloren. Trotz dieses schrecklichen Verlustes bezeugten sie eine einstimmige Bewunderung für diese Tapfern, welche sich den Kriegern des Leonidas an die Seite gestellt hatten. Ludwig ließ ihnen die letzten Ehrenbezeugungen erweisen; er schwur, daß er nie solche Männer gesehen habe und zeigte sich geneigt, mit der Eidgenossenschaft zu unterhandeln. Während der Dauphin und seine Ritter eine so große Achtung gegen den unglücklichen Muth bewiesen, feierte die östreichische Partei in Zürich durch die mannigfaltigsten Belustigungen die Niederlage der Schweizer. Die Freude, welche diese den Fremden hingegebene Stadt bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, ist ein Flecken in ihrer ruhmvollen Geschichte. Schande dem, der sich über das Unglück des Vaterlandes freut! Da sie jedoch bei Wolrau (16. Dezember 1445) geschlagen worden waren, und die Oestreicher, ihre Verbündeten; eine noch blutigere Niederlage bei Ragatz erlitten hatten (6. März 1446), entschlossen sich die Zürcher, diesem verbrecherischen Bündniß zu entsagen und wieder in den Bund der Eidgenossen einzutreten, an dessen Ruhm sie von nun an Theil nehmen sollten.

Oestreich und der Adel hatte den Boden Helvetiens mit Blut überschwemmt, ohne den Heldenmuth eines Volkes besiegen zu können, das entschlossen war, zu sterben oder frei zu bleiben. Seit den Kämpfen der Griechen gegen den König der Könige hatte die Welt kein großartigeres Schauspiel gesehen, als das, welches von den Alpenhirten der Begeisterung der Menschen dargebracht worden war**).

---

*) Casimir Delavigne, Messéniennes.

**) Und doch haben sich in der Schweiz Schriftsteller gefunden, welche die Partei ihrer Feinde ergreifen. „Es ist zu bedauern, daß

XVII.

> Wir standen achtzehntausend Mann
> Vor sechszig tausenden;
> Da sahn wir nur den Himmel an,
> Und sahn sie, ruhig, stehn.
>
> Lavater.

Die Kriege, welche die Eidgenossenschaft mit Burgund führte, sind noch berühmter als seine Kämpfe gegen das Haus Oestreich. Wer hat nicht die Namen Grandson und Murten mit Bewunderung nennen hören? Und doch hat man in unsern Tagen versucht, in den Augen der Schweizer den Ruhm verdächtig zu machen, welchen ihre Ahnen auf diesen Schlachtfeldern erworben hatten. Man versicherte, daß es für sie besser gewesen wäre, die Nachfolger Karls des Kühnen als die Erben Ludwigs XI. in ihrer Nachbarschaft zu haben, deren Ehrgeiz ihre Freiheit fortwährend bedrohe*). Leider sieht man nicht ein, daß die Burgundischen Herzoge in ihren Anmaßungen gemäßigter gewesen wären, als die allerchristlichsten Könige. „Man kann nicht," sagt ein gelehrter und vaterländisch gesinnter Schriftsteller, „mit dem waadtländischen Geschichtschreiber die gänzliche Unschuld Karls des Kühnen annehmen und das Schicksal dieses Fürsten bedauern, der einer der größten Tyrannen war, deren die Geschichte Erwähnung thut**)."

Kopp von Luzern und de Gingins la Sarraz von Lausanne, durch Systemsucht verleitet, sich mit einer Beharrlichkeit, die einer bessern Sache würdig wäre, bemüht haben, der Eine das Recht Burgunds, der Andere das Recht Oestreichs zu idealisiren und aus ihren Mitbürgern Barbaren und Empörer zu machen." Daguet, Geschichte des Schweizervolks.

*) Der große Haller sagte schon im letzten Jahrhundert in einem seiner Briefe: „Unsere Vorfahren haben große Fehler begangen, sie haben das Haus Burgund vernichten helfen, welches sie vor der Nachbarschaft Frankreichs bewahrte."

**) Daguet, Geschichte des Schweizervolks. — Daguet ist ein Freiburger.

Uebrigens, indem die Kantone Karl den Kühnen mit aller Kraft bekämpften; erfüllten sie eine Aufgabe, welche höher steht, als alle rein nationalen Rücksichten. Indem sie den Herzog von Burgund besiegten, stürzten sie eines der gefürchtetsten und unternehmendsten Häupter des Feudaladels. Aber ist es nicht am Ende das, was Leute zur Trauer stimmt, welche gegen die Demokratie so feindselig gestimmt sind, wie Gingins-la-Sarraz? Was uns betrifft, so wollen wir einen unparteiischen Standpunkt einnehmen. Wir glauben, daß die Niederlagen bei Morgarten, Laupen, Sempach, Näfels den Uebermuth der Barone noch nicht genug gedemüthigt hatten. Mit Recht auf ihre Siege stolz, mußten die Schweizer beweisen, daß ihr Freistaat von Bürgern und Bauern, nachdem er Oestreich und Frankreich widerstanden hatte, auch noch jenem hochmüthigen burgundischen Adel die Stirne zu bieten vermöge, vor welchem damals das Abendland zitterte. Glaubt man denn, daß die scharfe Lehre, die sie ihm gaben, für die Völker verloren gegangen ist? Als die Holländer*) des sechszehnten Jahrhunderts ihren riesigen Kampf gegen die Erben der Herzoge von Burgund führten, mußten sie nicht mehr als einmal an Grandson und Murten denken? Die heldenmüthigen Geusen, welche in ihrer Schwäche und Absonderung der mächtigsten Monarchie jener Zeit widerstanden, hatten die kühnen Hirten vor Augen, welche den wilden Hochmuth des Großvaters des Königs Philipp gedemüthigt hatten. Als Genf nach der Reformation den Verschwörungen und den Gewaltthätigkeiten des Herzogs von Savoyen und seiner Edelleute mit so viel Kraft widerstand**), dachte es ohne Zweifel mehr als einmal an die schmähliche Niederlage Karls des Kühnen. In der That wurde der Zauber der aristokratischen Heere, welche durch die Siege der Eidgenossen schon sehr geschwächt waren, in Grandson und Murten vollständig

*) Holland gehörte zu den Staaten Karls des Kühnen.

**) S. Gaberel, Histoire de l'Église de Genève.

vernichtet. Selbst die beschränktesten Geister fingen an zu erkennen, auf welcher Seite die Macht und die Zukunft sei. Sie bemerkten endlich, daß ein kräftiger Entschluß über eine militärische Organisation den Sieg davon tragen könne, welche man bis dahin für unbesiegbar gehalten hatte.

Herzog Karl von Burgund hatte umfassende Pläne. Nachdem er in Montlhéry das Ansehen des Königs von Frankreich erschüttert, und mit einer unversöhnlichen Grausamkeit die Bürger von Gent und Lüttich bestraft hatte, welche die tyrannische Gewalt nur ungeduldig ertrugen, bildete er sich ein, daß dem Ehrgeiz seines mächtigen Hauses Nichts unmöglich sei. Er nahm von Niemanden Rath an, er betrachtete seinen Willen wie das höchste Gesetz und um ihm bei Allen Achtung zu erzwingen, lebte er, wie Olivier de la Marche sagt, „das Schwert in der Faust." Kein Fürst jener Zeit entfaltete eine größere Pracht. Die Kleidung, die er bei Feierlichkeiten trug, war so sehr mit Edelsteinen geschmückt, daß man sie auf mehr als 100,000 Goldgulden schätzte, seine Mahlzeiten waren eines Lucullus würdig; sein Tafelgeschirr, die Teppiche, die er sich im Krieg nachführen ließ, waren von unerhörtem Reichthum. Sein Heer war bewundernswürdig organisirt. Dreihundert Stück Geschütz, zweitausend Munitionswägen begleiteten es. Es konnte zahlreiche Krieger in seinen weiten Staaten ausheben, welche sich von den Nordgränzen der Schweiz vom Jura und Rhein, zwischen diesem Fluß und Frankreich bis an die Nordsee erstreckten. Er glaubte sich vor den Wechselfällen des Glückes sicher, aber die Bürger von Bern und die Alpenhirten rächten die Opfer von Lüttich und Gent.

Ein Fürst von diesem Charakter mußte von despotisch gesinnten Männern vertreten werden. In der That ließ Peter von Hagenbach, einer seiner Statthalter, welcher abwechselnd in Breisach und in Ferrette, zweien Städten in der Nähe der schweizerischen Gränze residirte, keine Gelegenheit vorübergehen, die Kaufleute dieses Volks zu bedrücken. Ein zweiter Geßler, legte

er den seiner Gewalt unterworfenen Völkerschaften ein eisernes Joch auf. Die Eidgenossen hatten sich ebenfalls über Jakob von Savoyen, den Großmarschall der Armee Karls des Kühnen, zu beklagen, welchem sein Bruder, der Herzog von Savoyen Amadeus IX., das Waadtland mit dem Titel eines Barons von der Waadt und Grafen von Romont zur Apanage gegeben hatte. Bern schickte zwei Abgeordnete nach Thann im Elsaß, um sich bei dem Herzog über das Benehmen Hagenbachs zu beklagen. Dem Gebrauch des burgundischen Hofes gemäß, sprachen sie knieend zu Karl:

„Hoher und mächtiger Herr," sagten sie ihm, „die Stadt Bern und ihre Verbündeten, von jeher an das Bündniß mit Euren erlauchten Ahnen gewöhnt, haben Euch freudig in dieses Land kommen sehen, da es das einzige Mittel ist, Euch ihre Klagen vorzulegen und Genugthuung zu erhalten. Eure Diener haben ihre Gewaltthätigkeiten erneuert und Feindseligkeiten ausgeübt. Der Vogt Hagenbach hat die Leute von Mühlhausen ihrer Grundzinse beraubt und ihnen die Freiheit des Handels entrissen. In der Ueberzeugung, daß unsere Vorstellungen dem gnädigsten Herrn Herzog in einem ungünstigen Lichte dargelegt worden sind, empfehlen wir eine Stadt, die unsere Verbündete ist, seiner Gnade. Wir beschwören Euch auch, Eurem Vogt seine Beleidigungen und seine Drohungen gegen die Schweizer zu untersagen."

Karl antwortete ihnen kalt:

„Ihr sollt zu Dijon meine Antwort haben: folgt mir dahin."

Dort warteten die Gesandten vergeblich. Der Herzog verbarg seine unverschämte Verachtung gegen die Eidgenossen nicht. — Hagenbachs Tod verwandelte die Verachtung in einen wüthenden Zorn. Da sich die elsässischen Städte gegen die burgundische Herrschaft empört hatten, wurde der Tyrann unter Mitwirkung der mit Mühlhausen verbündeten Schweizer ergriffen, gerichtet und während der Nacht in Breisach hingerichtet.

Karl schwur, eher sein Leben als seine Rache aufzugeben.

Doch zwangen ihn die Umstände zur Verstellung. Er wollte den Kurfürsten von Köln wieder einsetzen und Frankreich beunruhigte ihn. Aber Bern, welches wohl wußte, daß Karl nie verzeihe, überredete die Eidgenossen, die Verlegenheit, in der er sich befand, zu benutzen, um ihm den Krieg zu erklären. Die Kriegserklärung, welche ihm in dem Lager bei Nuys in der Nähe von Köln, überbracht wurde, war einfach und edel. Als Karl den Herold hörte, der beauftragt war, ihm die Feindseligkeiten anzukündigen, rief er voll Wuth aus: „Bern! Bern!" und er knirschte mit den Zähnen.

Die mit Frankreich und dem deutschen Reich verbündeten Schweizer eröffneten den Krieg mit einer außerordentlichen Erbitterung. Das Waadtland hatte vorzüglich viel von ihren Einfällen zu leiden. In drei Wochen eroberten sie mit einer Tapferkeit ohne Gleichen sechszehn kleine Städte und drei und vierzig Burgen, welche im waadtländischen Gebiete lagen. Leider blieben sie in diesem Kriegszug ihrer ehemaligen Großmuth nicht getreu. Die unpartheiische Geschichte ist den Völkern wie den Königen die Wahrheit schuldig. Sie kann nicht vergessen, daß die Berner Regierung genöthigt war, ihre Krieger an die edlen Gesinnungen zu erinnern, aus welchen der „Sempacherbrief" hervorgegangen war. „Diese unerhörten Grausamkeiten," sagte sie, „die unsern alten Gebräuchen zuwider sind, könnten uns den Zorn Gottes und seiner Heiligen zuziehen."

Karl der Kühne bereitete sich zu einer furchtbaren Rache vor. „Ich habe, sagte er in Nancy zu den Herren seines Hofes, „guten Frieden mit den königlichen Nachbarn, aber nicht mit den Schweizern, welche meinem Vetter von Romont eine große Schmach zugefügt haben. Ich habe die Absicht, mich nächstens zu rächen." Die Lage der Eidgenossen war um so bedenklicher, als der Kaiser von Deutschland und der König von Frankreich sie mit einer feigen Treulosigkeit verlassen hatten, nachdem sie sie zum Krieg gedrängt hatten. Deshalb boten sie dem Herzog den Frieden an, der ihre Vorschläge stolz zurückwies, mit 60000

Mann über den Jura zog*) und auf Grandson marschirte, entschlossen, die Schweizer seiner Rache aufzuopfern.

Karl der Kühne eröffnete den Feldzug, indem er sich des Schlosses Grandson bemächtigte. Die 1300 Mann Besatzung wurden aufgehängt oder in dem See ertränkt. „Dieß war," sagt Golbery, „der letzte Tag der Ehre Karls, der letzte seines Glücks." Die Schweizer starben mit einer heldenmüthigen Ruhe, die den Burgunden fürchterlich erschien. Sie bemerkten bald, daß ihre Ahnungen sie nicht betrogen hätten.

Als die Eidgenossen das Gemetzel in Grandson erfuhren, stießen sie ein Rachegeschrei aus. Ob sie gleich nur 20000 Mann einem dreimal zahlreicheren Feinde entgegen zu setzen hatten, zogen sie ohne Zögern dem Herzog entgegen. Die Burgunden und die Schweizer trafen am 2. März 1477 bei Grandson zusammen. Sobald Karl die Annäherung des Feindes erfahren hatte, sagte er zu seinen Edelleuten: „Laßt uns gegen diese Bauern ziehen, das sind keine Leute für uns." Bei Tagesanbruch erschien die Vorhut der Schweizer, welche aus den Kriegern von Luzern, Schwyz und dem Berneroberland bestand, in den Weinbergen zwischen dem Neuenburger See und dem Jura. Sie begannen den Angriff, nachdem sie den Gott der Heerschaaren angerufen hatten. Sobald man sie im Gefecht sah, rückten Bern und Freiburg unter dem Befehl zweier erfahrnen Feldherrn, Johannes von Hallwyl und Niklaus von Scharnachthal festen Schrittes vor. Der Feind, der die Gebräuche der Schweizer nicht kannte, glaubte, als er sie auf den Knieen sah, daß sie um Gnade flehten, und es erscholl ein lang anhaltendes Gelächter auf der ganzen burgundischen Linie. „Bei

*) Vor seiner Ankunft überfiel Wilhelm de la Sarraz die Stadt Iferten und ermordete die in der Stadt befindlichen Eidgenossen. Man sieht, daß die Zärtlichkeit der La Sarraz für die Burgunden von alten Zeiten herrührt. Man darf sich also nicht so sehr über die Theilnahme wundern, die Herr de Gingins-la-Sarraz für sie bezeugt.

St. Georg," rief der Herzog, „diese Canaillen bitten um Erbarmen. Kanoniere, Feuer auf diese Bauern!" — „Alle diese und solche Reden," sagt ein Chronist, „helfen ihm Nichts. Die Bünde*) stürzen sich auf die Seinigen, hauen da und dort alle diese schönen Junker nieder; so sehr und so trefflich werden diese Burgunder über Hals und Kopf in die Flucht gejagt, daß sie dem vom Ostwind zerstreuten Rauch gleichen." **)

Die Vorhut der Eidgenossen that seit mehreren Stunden Wunder der Tapferkeit, als sich plötzlich die rauhen Töne des Harsts von Unterwalden und das furchtbare Gebrüll des Stiers***) von Uri hören ließen. Da klärte sich der Himmel auf, und man sah die Helme und Rüstungen der Schweizer, welche die Höhen von Bonvillards und Champigny bedeckten, von den Sonnenstrahlen erglänzen. — „Was ist das?" frug der Herzog den Brandolf von Stein, den er gefangen genommen hatte. — „Das sind," sagte Stein, „die wahren Schweizer, die Gebirgsmänner, welche die Oestreicher geschlagen haben. Dort sind auch die Bürgermeister von Zürich und Schaffhausen; dort ist Tschudi mit seinen Schlachthaufen. —

„Weh uns!" rief Karl zum ersten Mal entmuthigt aus; „eine Hand voll dieser Leute hat uns von Tagesanbruch an bis zu dieser Stunde ermüdet; was soll jetzt gegen diese Menge aus uns werden?" — Die seltsamen Töne der Alpenhörner, dieser unerwartete und plötzliche Angriff verbreiten Schrecken in den Reihen des burgundischen Heeres. Umsonst versuchte der Herzog, die Flüchtlinge aufzuhalten, umsonst treibt er die Wuth so weit, daß er seine Soldaten schlägt. Die Auflösung ist vollständig. Karl wirft einen traurigen Blick auf die vierhundert Stück Geschütze, die er im Stich lassen muß; dann wendet er

*) Die Eidgenossen.

**) Chronique de Neuchâtel.

***) Ein Büffelhorn, welches nach dem Wappen von Uri (einem Stierkopf) genannt wird.

sich, von fünf Reitern begleitet, zur Flucht, und hält erst jenseits des Jura an. „Alles Uebrige floh," sagt Commines. „Aber Nichts wurde gerettet als die Personen, und es gingen alle prächtigen Ringe*) des genannten Herzogs verloren, und die Deutschen**) gewannen sein Lager, sein Geschütz und alle Zelte, von denen er eine große Anzahl hatte, sowohl die seinigen, als die seiner Leute. Dieß war das erste Mißgeschick, das dieser Herzog jemals in seinem Leben gehabt hatte. Welches Unglück traf ihn an diesem Tag, weil er nur seinem Kopf gefolgt war und guten Rath verschmäht hatte! Eine große Zahl von Leuten erklärten sich gegen ihn, welche sich am Tage vorher für seine Freunde ausgaben."

XVIII.

Gott liß Pharao im Meer versinken,
Karlus im See ertrinken:
Zu Murten in dem See
Schrüw mancher och und wee.
Altes Lied von Mathiß Zeller.

Demungeachtet konnte der Krieg damit nicht beendigt sein. Karl der Kühne besaß noch unermeßliche Hülfsquellen. Er legte außerordentliche Steuern auf, hob den zehnten Mann in seinen Staaten aus, warb italienische Condottieri an, verwandelte die Glocken der Kirchen und die Kessel der burgundischen Häuser in Kanonen. Bald war er wieder in Lausanne, wo er auf den Hügeln, welche die Stadt beherrschen, eine Heerschau hielt, zu dem Zweck, seinen zahlreichen Freunden zu zeigen, daß seine Macht noch nicht vernichtet sei.

---

*) Der Schatz.

**) Die Eidgenossen. Damals gehörte die französische Schweiz noch nicht zur Eidgenossenschaft.

Die Hochebene, welche bei der Hochwacht liegt und sich bis an den Sauvabeliner Wald erstreckt, ist eine der entzückendsten Gegenden der Schweiz. Dort sieht man den großen Spiegel des Genfersees sich entfalten, der im Süden und im Westen von Rebhügeln umgeben ist. In der Ferne erheben sich am südlichen Ende des Sees der Saleve, welcher die Stadt des Calvin bekränzt, den Montblanc, der sein Haupt über die düstern Felsen des Chablais erhebt, dessen Wände senkrecht in den See fallen, eine ungeheure Mauer, die sich hier und dort öffnet, um den Ortschaften Saint-Gingolph, Meillerie, Evian und Thonon Platz zu machen; während sich auf der entgegengesetzten Seite der Jura von den Ufern entfernt und dem Ackerbau eine reiche Ebene überläßt. Es gibt nichts Erhebeneres, als diese Savoyischen Alpen mit ihren zerklüfteten Gipfeln, deren Umrisse aus dem Blau des Himmels kräftig hervortreten.

Karl schien das prachtvolle Schauspiel, das sich vor seinen Augen entfaltete, wenig zu beachten. Er war düster und nachdenkend. Von Zeit zu Zeit warf er einen träumerischen Blick auf jene Engpässe des Jura, durch welche er auf seiner Flucht vom Schlachtfeld gekommen war. „Ja," sagte er zu seinen Kriegern, „das Glück war uns einmal ungetreu. Aber Ihr, vor denen Frankreich erzittert, die Ihr Lüttich bezwungen, Lothringen vernichtet habt, solltet Ihr nicht Euern Herrn an diesen Bauern rächen? Was habe ich denn der Schweiz gethan? Wer hat meinen Vogt Hagenbach umgebracht? Wer hat mich zum Krieg gezwungen? Wer hat Eure friedlichen Länder verwüstet? Wird der Uebermuth dieser Leute die Ehre Burgunds und das Andenken meines Vaters vernichten können? Nein! ich schwöre es, es soll nicht also sein. Ich überlasse Euch alle die dem Feind abgenommene Beute, die Wohnungen, die Städte, die Reichthümer der Schweiz; mir allein die Rache! Ja, bei St. Georg, wir werden uns rächen!" — Der begeisterte Ruf: „Es lebe Burgund!" erschallte in allen Reihen von dem Sauvabeliner Gehölz bis zu den Ufern des Sees.

Indessen entwickelte Bern die nämliche Kraftanstrengung, wie an den glorreichen Tagen von Laupen. Alle seine Handlungen athmeten eine unbesiegbare Kraft. Es rief seine Mitbürger und Verbündeten zur Vertheidigung von Murten herbei, das man als das Bollwerk der Stadt betrachtete. — Wir haben schon öfters die edelmüthigen Entschlüsse erwähnt, welche das Bewußtsein der Gefahr des Vaterlandes einigen Mitgliedern des Adels eingegeben hatte; den schon angeführten Namen muß man den Hadrians von Bubenberg hinzufügen. Ein Haupt der burgundischen Partei, lebte er auf dem Land. Sobald man seine Vaterlandsliebe angerufen hatte, vergaß er alle seine Neigungen, um nur an die Gefahren zu denken, die der Eidgenossenschaft drohten. Zum Feldherrn ernannt, verpflichtete er sich im Angesichte des Himmels, Murten zu retten oder zu sterben. Er verließ Bern mit 1500 Kriegern und den von den Eidgenossen und den Verbündeten gelieferten Hülfstruppen. Es war Zeit. Karl war schon in Lausanne, und seine Schaaren verwüsteten das Waadtland ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht.

Der Herzog wendete sich zuerst gegen den Neuenburger See. Aber seine gewöhnliche Ungeduld riß ihn hin, er entschloß sich, über Murten gegen Bern und Freiburg zu marschiren. Von seinen Bewegungen unterrichtet, schrieb der heldenmüthige Bubenberg den Bernern: „Ruft die Eidgenossen, fürchtet Nichts, übereilt Nichts!“ Er ließ sich hierauf von den Kriegern und den Bewohnern der Stadt den Eid der Treue leisten. Man schwur, Jedweden auf der Stelle zu tödten, der einen furchtsamen Rath geben oder der schweizerischen Tapferkeit unwürdige Reden halten würde, wer er auch sei, reich oder arm, Feldherr oder gemeiner Krieger. „Waffengefährten“, rief Bubenberg mit erhabener Begeisterung aus, „Waffengefährten, wacht! in Murten liegt die Rettung des Vaterlands; wacht! die Schweiz hat nur einen einzigen Wall, und das ist der Eurer Tapferkeit, Eurer Festigkeit!“

Sobald man die Gefahr erfuhr, in welcher Murten schwebte,

gerieth die ganze Schweiz in Bewegung, von den Gipfeln der Alpen bis zur Mündung der Aare. Tag und Nacht kamen neue Schaaren an; sie besetzten die Brücken über die Saane bei Laupen und Gumminen. Man wollte sie nicht abbrechen, ja nicht einmal die Thore von Murten verschließen. Es lag den Schweizern daran, den Feinden zu beweisen, daß ihre Lanzen die beste Schutzmauer des Vaterlandes seien. Die Burgunder erstaunten über diesen großherzigen Stolz und die unerschrockene Haltung der Besatzung von Murten. Man warf Briefe in die Stadt, um ihr Schrecken einzujagen: „Bauern," so schrieb man, „ergebt Euch, man könnte nicht genug Gold münzen, um Euch loszukaufen. Wir werden Euch bald gefangen nehmen; beichtet!" Aber weder diese Drohungen noch die wiederholten Stürme erschütterten diese Tapfern. Karl schäumte vor Wuth. Die große Seele Bubenbergs erfüllte alle Schweizer. „So lange Blut in unsern Adern fließt," schrieb er nach Bern, nachdem er zehn Tage und zehn Nächte lang die Anstrengungen von 60,000 Mann zurückgeschlagen hatte, „wird keiner von uns weichen." Johann Waldmann von Zürich, der die Schweizer befehligen sollte, drängte sie, der heldenmüthigen Besatzung von Murten zu Hülfe zu eilen. Er zeigte nicht weniger Festigkeit als Bubenberg. „Der Feind," sagte er den Bernern, ist dreimal zahlreicher als in Grandson, aber er ist unser, er wird unserm Schwert nicht entgehen." Waldmann konnte endlich das Zeichen zu dem mit so großer Ungeduld erwarteten Abmarsch geben. Die Eidgenossen zogen in der Nacht ab. Die Berner hatten ihre Stadt beleuchtet und Tische für die Soldaten vor ihren Häusern aufgestellt. Diese stimmten muthig ihren Kriegsgesang an, den die Bürger bis zu dem Augenblicke hörten, wo die letzten Töne sich in der Ferne verloren. Bern erinnerte sich an den Abzug des Heeres von Laupen.

Der Schlachttag begann anzubrechen. Es war der 22. Juni 1476. Der Himmel war düster und der Regen fiel in Strömen herab. Die Burgunder entfalteten ihre unermeßlichen Li-

nien vor den Augen der Schweizer, welche kaum 34,000 Kämpfer hatten. Johann von Hallwyl, Bürger von Bern und Aargauischer Edler, befehligte die Vorhut. Als die Hunde, die vor dieser herliefen, die der Burgunder sahen, warfen sie sich auf dieselben und verjagten sie. Karls Soldaten erschracken ob dieser Vorbedeutung. Bei dem Anblick des Feindes ließ Hallwyl seine Krieger Halt machen. „Liebe und getreue Eidgenossen," sagte er, „hier stehen vor Euch die Mörder Euerer Brüder in Grandson und Brie. Ihr habt gewünscht, Euch zu rächen; aber sie sind zahlreich, vergesset es nicht; doch denkt auch daran, daß Eure Vorältern vor hundertsiebenunddreißig Jahren bei Laupen zahllose Feinde niedergestreckt haben. Der nämliche Gott regiert noch die Erde, der nämliche Muth lebt noch in Euch. Ein Jeder von Euch fechte, wie wenn der Erfolg des Tages, das Heil des Vaterlandes allein von ihm abhinge. Brüder, damit Der, der unsere Vorältern rettete, auch mit uns sei, sammelt Euch und betet!" In dem Augenblicke, da die Schweizer auf die Kniee fielen, brach die Sonne durch die Wolken und strahlte auf die Heere herab. „Biderbe," rief Hallwyl, „steht auf und denkt an Eure Weiber und Eure Kinder. Gott leuchtet auf unserm Weg; auf! vorwärts!"

Alsobald ertönte das Getöse der Waffen; man stürzt auf einander, es beginnt der Kampf*). Die Schlacht erstreckt sich von den Ufern des Sees bis auf die Höhen. Hallwyl kämpfte

---

*) Die Hitze der Kampfeswuth findet sich in dem Gedichte Veit Webers, der selbst bei Grandson und Murten kämpfte, ausgesprochen:

„Min herz ist aller fröwden voll,
Darumb ich aber singen sol,
vnd wie es ist ergangen;
mich hat verlanget Tag und Nacht,
bis sich der Schimpf nun hat gemacht,
nach dem ich han verlangen."

Es gibt noch ein altes Lied auf die Schlacht bei Murten von Hans Fiel oder Viol.

auf dem linken Flügel, auf dem rechten stand Waldmann mit der Hauptmacht, Hadrian von Bubenberg unter den Bäumen des Ufers. Hallwyl hatte einen fürchterlichen Angriff zu bestehen; aber jetzt erschien im Rücken des Feindes der Luzerner Feldhauptmann, Kaspar von Hertenstein, ein Krieger mit weißen Haaren, dem das Alter Nichts von seinem Ungestüm geraubt und der den Feind auf abgelegenen Wegen umgangen hatte. Nun flog der Tod durch die Reihen der Burgunder. Karl erkannte sein Schicksal und floh gestreckten Galopps davon. Er ritt Tag und Nacht und kam mit nur dreißig Reitern an das Ufer des Genfersees. Fünfzehntausend von den Seinigen lagen in der Ebene zwischen dem Murtnersee und der Stadt Wifflisburg; eine große Zahl kam auf der Flucht in den Wellen des Sees oder in den Sümpfen um.

Welche schreckliche Ironie liegt in den furchtbaren Gesängen des Tyrtäus jener Schlacht, des Freiburger Veit Weber:

„Einer floch her, der ander hin,
do er meint wol verborgen sin;
man thöt sy in den hürsten;
kein grosser not sah ich nie me,
ein grosse schaar luff in den see,
wie wol sy nit was dürsten.

Sy wuten drin bis an das kinn,
dennocht schoß man fast zu ihn,
als ob sy enten weren.
man schifft zu inen und schluog sy zu tod;
der see, der wart von bluote rot:
jemmerlich hort man sy pleren.

Gar vil die klummen uff die böwm,
wiewol ir nieman mocht haben göm:
man schoß sy als die kregen:
man stachs mit spiessen über ab:
ir gefieder inen kein hilff gab:
der wind mocht sy nit wegen.

Die schlacht wert uff zwo gantze mil;
dazwüschen lagen Walchen vil,
zerhowen und zerstochen;
des dancken Gott früh unde spath,
das er der frommen gesellen tod
zu Granson hat gerochen" *).

Man warf hierauf die Todten in Gruben voll ungelöschten Kalks. Einige Jahre darauf errichteten die Bürger von Murten ein Beinhaus, welches sie mit den Knochen und Schädeln der Burgunder anfüllten, um die Fremden zu warnen, die Eidgenossen zu fürchten, wenn sie einig seien. Wer sollte glauben, daß dieses Denkmal des Siegs eines freien Volkes über die Feudalaristokratie von einem republikanischen Heere hat zerstört werden können? daß französische Generäle so unwissend gewesen sind, um das Andenken an den größten Feind Frankreichs zu rächen?

Die lateinische Inschrift war schön und einfach:

D. O. M.**)
CAROLI INCLYTI ET FORTISSIMI
BVRGVNDIÆ DVCIS EXERCITVS MORATVM
OBSIDENS
AB HELVETIIS CÆSVS,
HOC SVI MONVMENTVM RELIQVIT***).

---

*) sin, sein; thöt, tödtete; me, mehr; luff, lief; sy nit was dürsten, sie nicht durstig war; wuten, wateten; fast, sehr; pleren, schreien; böwen, Bäume; göm, Acht; kregen, Krähen; wegen, bewegen; mil, Meilen; Walchen, Welsche; dancken, dankt.

**) Deo optimo maximo.

***) Dem allergütigsten und allerhöchsten Gott. — Das Heer des berühmten und mächtigen Karl, Herzogs von Burgund, welcher Murten belagerte, wurde von den Helvetiern besiegt, und ließ dieses Denkmal seiner selbst zurück.

Das zerstörte Denkmal ist seit 1822 durch einen vierseitigen Obelisken ersetzt, auf welchem man liest:

VICTORIAM
XXII JVN. MCCCCLXXVI
PATRVM CONCORDIA
PARTAM
NOVO SIGNAT LAPIDE
RESPVBLICA FRIBVRG.
MDCCCXXII *).

XIX.

An der Schlachtstell' zu Dornach,
Wohl der Feinde Dorn und Ach!
Minnich.

Die Eidgenossenschaft war neuen Gefahren ausgesetzt, als die Heirath Marias, der Tochter Karls des Kühnen, mit dem Kaiser Maximilian I. die Staaten der Herzoge von Burgund und des Hauses Oesterreich unter dem nämlichen Scepter vereinigte. Der unheilvollen Politik seiner Familie getreu, hatte Maximilian zu gleicher Zeit die Niederlagen der Oestreicher und der Burgunder zu rächen. Die Vorliebe für Frankreich, welche die Schweizer an den Tag legten, als Karl VIII. in Italien Krieg führte, steigerte die Unzufriedenheit des deutschen Kaisers auf das Höchste. Doch glaubte er, dieselben wieder in ein näheres Verhältniß zum heiligen römischen Reich bringen zu müssen, von dem sie dem Namen nach immer noch abhingen. Auf den Wormser Reichstag eingeladen, weigerten sie sich, hinzu-

*) Den Sieg, der am 22. Juni 1476 durch der Väter Eintracht gewonnen wurde, bezeichnet durch diesen neuen Stein die Republik Freiburg. 1822.

kommen. Die Berner allein zeigten sich den Forderungen des Kaisers günstig und erschienen am Reichstag. Die Schweizer nahmen mit nicht größerer Gunst das Anerbieten des Kaisers an, dem Schwäbischen Bund beizutreten. Die Bannbullen des unwürdigen Alexanders **VI.** und die Drohungen der kaiserlichen Würdenträger erschreckten die Eidgenossen nicht. „Gnädiger Herr" sagte Ammann, Mitglied der Regierung von Zürich, zu einem von ihnen, „wir haben Eure Hellebarden nicht gefürchtet und so fürchten wir auch Eure Gänsefedern nicht."

Der Krieg brach im Februar 1499 in Graubünden aus. Die Kaiserlichen drangen in das Münsterthal und ins Engadin. Die Deutschen erlitten, nachdem sie bei Mayenfeld 800 Mann verloren hatten, eine glänzende Niederlage bei Treisen. Nicht glücklicher waren sie am Bodensee. Am 20. Febr. verlieh die Schlacht bei Hard*) den Waffen der Schweizer neuen Glanz. Im Hegau**) wurden die Schlösser von den Eidgenossen mit Feuer und Schwert zerstört. Ein kaiserlicher Haufe, der in der Nacht aus Constanz gezogen war und die kleine schweizerische Besatzung in Ermatingen ermordet hatte, büßte diesen leichten Sieg in dem Gehölz des Schwaderlochs, wo ihrer 18,000 von 2000 Schweizern besiegt wurden. Nicht weniger groß war die Tapferkeit der Eidgenossen im Vorarlberg. Am 20. April verjagten sie bei Frastenz 14,000 Tiroler und Schwaben aus einer furchtbaren Stellung und warfen sie in die Ill. Die Schlacht bei Frastenz machte den heut zu Tag nur zu sehr vergessenen Namen Heinrichs Wollebs aus Uri unsterblich. Er war der Winkelried dieses Kriegs. Mitten unter seinen Kriegern aufrechtstehend, denen er befohlen hatte, sich auf die Erde zu legen, um sie vor dem östreichischen Geschütz sicher zu stellen, wurde er das Opfer seiner patriotischen Hingebung. „Damals," sagt der populäre Geschichtschreiber des Schweizervolkes mit Beredtsamkeit,

---

*) Zwischen Bregenz und Fußach. Bregenz liegt am Bodensee.

**) Ein Theil Schwabens in der Nähe des Rheins.

„stritt jeder Schweizer, als hinge an seiner Faust allein der Sieg; für Schweizerland und Schweizerruhm flog Jeder freudigen Antlitzes in Noth und Tod, und zählte die Menge des Feindes nicht. Und wo ein Schweizerfähnlein wehte, da stand wohl mehr als Einer, der, wie Hans Wala*), der Glarner, bei Gams im Rheinthal, es allein mit dreißig Reitern aufnahm" **).

Die Graubündner schlugen sich nicht weniger ruhmvoll. Auf der Malserheide greifen 7000 der Ihrigen 15,000 Oestreicher an, werfen sie und erschlagen ihnen 5000 Mann. Bei diesem Treffen zeigte sich Benedikt Fontana eines Winkelrieds und Wollebs würdig. Indem er, der Erste, gegen die Verschanzungen anstürmte, erhielt er eine tiefe Wunde, welche ihm den Bauch zerriß. Seine Eingeweide mit der Linken haltend, mit der Rechten sein Schwert schwingend, rief er aus: „Zur Arbeit, Eidgenossen! Laßt euch meinen Fall nicht irren! was liegt an Einem Mann weniger? Rettet heute Eure freien Bünde und die Freiheit Eurer Berge. Wenn Ihr besiegt werdet, lasset Ihr Euren Kindern die Knechtschaft zum Erbtheil." Nach diesen Worten hauchte er seinen Geist aus. Die Haide ward mit den Leichnamen der Oestreicher bedeckt; es fielen mehr als 5000.

Als das Gerücht so vieler Niederlagen zu den Ohren Maximilians gelangte, kehrte er voll schwer zu beschreibenden Zorns nach Deutschland zurück. Er überhäufte seine Generäle mit Vorwürfen und sagte zu den deutschen Fürsten: „Sendet mir Hülfe gegen die Schweizer, die es sogar gewagt, das Reich anzugreifen, denn diese groben Bauern, in denen keine Tugend, adlich Geblüt, noch Mäßigung, sondern eitel Grobheit, Ueppigkeit,

*) Man hat über diesen Gegenstand eine Ballade von Richard, einem Dichter aus der französischen Schweiz. Sie beginnt also: „König der Tapfern, Heil dir, Wala von Glarus."

**) Lugardon von Genf hat Hans Wala zum Gegenstande eines seiner Gemälde gewählt. Lugardon ist einer der ausgezeichnetsten Maler der schweizerischen Schule.

Untreue und Haß deutscher Nation ist, haben sogar viele des Reichs bisher getreue Unterthanen auf ihre Seite zu bringen gewußt*)."

Aber die deutschen Fürsten beeilten sich nicht, dem Befehl des Kaisers zu gehorchen. Die Nachrichten, die er erhielt, waren nicht geeignet, seinen Zorn zu besänftigen. Das kaiserliche Heer, das zuerst im Bruderholz bei Basel (22. März) geschlagen worden war, erlitt bald eine noch schmählichere Niederlage in der nämlichen Gegend, in der mit Recht berühmten Schlacht bei Dornach: die Eidgenossen, die nur 6000 Mann hatten, besiegten 15,000 Oestreicher, und tödteten ihnen 3600 Soldaten nebst ihrem Feldherrn Heinrich von Fürstenberg. Der Name Erlach, der schon im Beginn des Kampfs der Eidgenossen gegen die Aristokratie auf den Schlachtfeldern am Donnerbühl und bei Laupen berühmt geworden war, erscheint ruhmwürdig zu einer Zeit wieder, wo das Mittelalter aufhört und in dem Augenblick, wo dieser Kampf einen andern Charakter annimmt. Rudolf von Erlach, der auf dem Schlachtfeld bei Grandson zum Ritter geschlagen worden war, befehligte die Berner bei Dornach**).

Der Kaiser ward durch so viele Unfälle niedergeschlagen. In acht Monaten hatten ihn die Schweizer in acht Schlachten besiegt. Er entschloß sich, in Basel Frieden zu schließen (22. Sept.). Von diesem Vertrag schreibt sich eigentlich die vollständige Unabhängigkeit der Schweiz her***), welche von nun an aufhörte, der Oberherrlichkeit des Reichs unterworfen zu sein. Dieses Verhältniß wurde durch den westphälischen Frieden im Jahr 1648 bestätigt.

---

*) Zschokke, Des Schweizerlands Geschichte.

**) Man hatte zuerst an den Sieg der Oestreicher geglaubt; schon hatten ihn die Domherrn und die Adelichen von Basel mit einem Gastmahl auf der Terrasse des Münsters gefeiert.

***) Daher nennt A. Joanne in dem „Itinéraire de la Suisse" die Schlacht bei Dornach „den letzten Sieg."

Man hat den Kampf der Griechen gegen die Macht der Perser oft gepriesen, und mit Recht; denn Griechenland vertheidigte die Freiheit des Abendlandes gegen den asiatischen Despotismus. Warum hat man sich denn so wenig mit dem kühnen Widerstande einiger Gebirgsbewohner der Alpenthäler gegen die absolute Gewalt beschäftigt, welche damals so schwer auf ganz Europa lastete? Die Menschen bewundern nur, was ihnen entfernt liegt*). Sie sind gegen die großartigsten Begebenheiten unempfindlich, wenn sich diese an der Gränze ihres Landes zugetragen haben. Uebrigens ist der Ruhm der Schweiz niemals von den begeisterten Sängern gepriesen worden, welche den Geist Griechenlands unsterblich gemacht haben, jenes glücklichen Landes, das eben so reich au Dichtern gewesen ist als an heldenmüthigen Kriegern. Es verhält sich mit den Alpenthälern nicht eben so. Die unerschrockenen Krieger, welche die Lieder auf die Schlachten bei Sempach und Murten gedichtet haben, waren keine Homere noch Aschylus, und wenn auch ihre Schlachthymnen aus einem wahren und edlen Gefühl hervorgegangen sind, so können sie doch keinen Anspruch darauf machen, gleich der „Iliade" und den „Persern" **) die Nachkommenschaft zu begeistern. Aber die unparteiische Geschichte, Clio, hat bei dem Mangel an einer andern Muse der Stirne der Helden von Morgarten, Sempach, Grandson und Dornach einen ihrer würdigen Kranz aufgedrückt.

Ich wollte meinen Geist durch körperliche Bewegungen und Anstrengungen beruhigen. Ich ging aus, und fand, nachdem ich einen steilen Abhang herabgestiegen war, einen Nachen, der sich am Ufer des Flusses schaukelte. Es war ein langer und schmaler Kahn von alterthümlicher Gestalt. Ich stieg hinein. Meine zerstreuten Blicke folgten dem blauen Fluß, dessen Wel-

*) Majore longinquo reverentia, sagt Titus Livius.

) Ueber den tief nationalen Charakter dieses Stücks vergleiche man **Patin, Études sur les tragiques grecs. Éschyle.

len die mit Gold und Karmin durchzogenen Kieselsteine abspülten. Bald darauf verließ ein Mann, der in der Nähe Holz sägte, seine Arbeit, und indem er das Ruder ergriff, sagte er: „Es ist lustig, den Rhein hinabzufahren. Wenn Sie zu meinem Arm Vertrauen haben, so soll Sie mein Kahn schneller dahin führen, als der Wind." Wir fuhren mit den Wellen, die uns fortrissen. Wie schön war dieser klare Strom, wie schön diese waldigen Hügel, von denen sich langes Gras in den Fluß herabsenkte! Die Sonne beleuchtete die Anhöhe, welche sich, mit weißen Dörfern überstreut, in der Richtung nach der Stadt erhebt. Im Schatten dagegen lag die andere Seite, auf der man einige Fischerhütten oder Netze, die an die Zweige der Buchen gebunden waren, wildes Gehölz und nackte Felsen erblickte.

„Das Wetter ist uns günstig," sagte der Schiffer, der dieses so oft durchfahrene Gewässer mit mir zu bewundern schien. „Seid Ihr dessen sicher?" fragte ich. „Seht Ihr nicht, wie dort Wolken am Himmel aufsteigen und sich längs der Berge hinziehen?" — „Das hat sehr wenig zu bedeuten," versetzte er. „Unser unfehlbares Wetterglas ist der Rhein. Wenn das Wasser des Falls in die Höhe steigt, können wir uns furchtlos in die Klippen und die Krümmungen des Flusses wagen. Dieses Anzeichen hat uns noch nie betrogen. — „Das ist nicht wie im Krieg," fuhr er heiter fort; „da werden die Vorbedeutungen tagtäglich Lügen gestraft."

In einem heitern, von Gutmüthigkeit und Verstand beseelten Ton, der mich entzückte, fuhr er fort, die Zeitungen und ihre verwirrten Nachrichten, so wie den Krieg zu besprechen, dessen Ursachen er Mühe hatte zu begreifen. „Aber wollt ihr Schweizer," fragte ich, „nicht bald diese uneinnehmbare Festung erobern helfen?"

„Vielleicht," sagte er nachdenkend, indem er sein langes Ruder ruhen ließ. „Man übt unsere Milizen ein, unsere Krieger spielen Soldaten. Am Sonntag sind wir nach der Predigt

alle an den Fluß gegangen. Man hatte Schanzen aufgeworfen, die Sebastopol vorstellen sollten; man hat zwei Parteien gebildet. Die Einen haben Kähne bestiegen und haben eine Flotte gebildet, die so aufgestellt war, wie die große Flotte der Verbündeten. Die, welche die Festung besetzt hielten, haben sich wie Kosaken geschlagen." — „Und auf welcher Seite ist der Sieg geblieben?"

„Meiner Treu, er ist lang streitig gewesen. Es war dieß für uns Alle ein Fest- und Freudentag. Endlich hat die Flotte gesiegt. Man hat Hurrah gerufen! und dann haben Freunde und Feinde den Ruhm der Sieger getheilt. Aber wenn es sich darum handelt, sich in der Ferne zu schlagen — hm, so scheint es mir, daß wir andere Pflichten zu erfüllen haben. Es ist besser für uns, unsere Kräfte zusammenzuhalten, als wie Abenteurer Gegner am Ende der Welt aufzusuchen. Was liegt uns an diesem Kanonenlärm? Der Sieg hat für uns keinen Werth, wenn es sich nicht darum handelt, unsere Gränzen, unsere Gesetze, unsere Familien zu vertheidigen. Die Schweiz hat nicht zu viel Arme, um ihre Verfassung und ihre Freiheit zu schützen, die den despotischen Regierungen jederzeit verhaßt ist."

Diese und andere nicht weniger bemerkenswerthe Worte, welche er mit Ueberzeugung und Festigkeit aussprach, machten einen lebhaften Eindruck auf mich. Ich reichte ihm unwillkürlich die Hand. Er erwiederte meinen Händedruck mit einer naiven Einfachheit. Zum erstenmal hörte ich einen Bauern von Rechten und Freiheit sprechen. Seine Sprache war oft beredt; — von heißer Vaterlandsliebe begeistert, sprach er wie ein hell denkender Staatsmann. Ich war darüber so erstaunt, daß ich endlich glaubte, mein Schiffer sei irgend ein wohlhabender Bürger der Republik, der aus irgend einer Laune den Arbeiterkittel angezogen habe. „Habt Ihr eine Familie," fragte ich ihn, „ein Geschäft, ein Haus oder eine Fabrik in der Stadt Schaffhausen?" „Ich habe," sagte er, „eine armselige Hütte auf der Halde, die Sie dort sehen. Ich muß meine Frau,

die ein braves Weib ist, und meine noch kleinen Kinder ernähren. Ehemals hatte ich mir ein kleines Vermögen erworben. Ich besaß damals einen Kahn nahe bei dem Wasserfall, um die Reisenden auf das andere Ufer hinüberzuführen. Einst habe ich den Fuß gebrochen, als ich einen englischen Herrn hinüberfuhr. Von da an mußte ich auf diese Arbeit verzichten, die eine große Kraft erfordert. Während der sechs Monate, in denen es mir unmöglich war, irgend eine Arbeit zu unternehmen, verbrauchte ich das Geld, das ich gewonnen hatte. Aber der gute Gott verläßt Niemanden. So lang der Mensch einen Kopf und Arm hat, soll er den Muth nicht sinken lassen."

Auf diese Weise unterhielten wir uns, und der Kahn ward oft den Wellen Preis gegeben. Dann aber stieß er oft an, da er bald gegen eine Klippe, bald gegen das Ufer getrieben wurde. Als wir den Fluß wieder hinauf fuhren, schwebten wir auf den Wogen, ohne beinahe die Bewegung zu bemerken, die uns vorwärts trieb. Wir kamen wieder in die Nähe des Falls. Ich fühlte schon, wie ein feuchter Nebel mein Gesicht überströmte. Als ich dem Sturze so nahe war, war ich wahrhaft entzückt. Ein unwiderstehlicher Zug drängte mich nach dem fürchterlichen Abgrund, in welchem die Wogen aufwirbelten. Der Schiffer bemerkte es, und indem er die Ruder einsetzte, sagte er: „Wenn Sie keine leere Furcht haben, wollen wir näher hinzufahren. Ich habe mich oft an den Rand des Abgrunds gewagt, aber ich war allein. Jetzt schauen Sie aber, wie die Neugierigen herbeilaufen. Der Muth ist eine schöne und große Tugend." Diese Worte flößten mir ein noch ungekanntes Gefühl von Unerschrockenheit ein. Doch werde ich eine innere Bewegung, diesen Lärm, dieses Schaukeln des Kahns, der sich nach allen Richtungen drehte, niemals vergessen. Dreimal fuhren wir durch dieses Schaummeer, das von den Wolken herabzufallen schien; dreimal verlor ich den Athem und das Bewußtsein meines eigenen Daseins.

Nach dieser thörichten Fahrt landete ich und verlor mich auf

engen Pfaden in der Mitte der großen Fichten. Man hört den Rhein brausen. Der Sand, auf welchem ich ging, war feucht. Bei meiner Annäherung versteckten sich die leuchtenden Insekten unter die mit Moos oder Epheu bedeckten Felsstücke. Der Gesang der Vögel tönte so schmachtend und geheimnißvoll. Oft antworteten sich zwei Stimmen wie in einem leidenschaftlichen Gespräch. Zuweilen schwiegen sie still und nahmen dann die unterbrochene Strophe wieder auf, wie wenn ihr Gesang auf Augenblicke von Seufzern und den Aufwallungen der Liebe unterbrochen worden wäre. Ich setzte mich unter eine Zitterpappel, welche der Wind bewegte. Dann setzte ich, meiner Träumereien müde, meinen Weg wieder fort. Ich gelangte in eine hölzerne Gallerie und endlich in ein Häuschen, dessen geschwärzte Bretter rings um mich schwankten. Das Getöse war furchtbar. Der Wasserfall erhob sich, einem Koloß ähnlich, hoch in die Luft. Wasserstaub flog auf allen Seiten herum und bedeckte das wie vom Brausen des Sturms erschütterte Häuschen.

Ich vermied, in das Schloß Lauffen einzutreten, das einige Schritte weiter oben stand. Dort waren denkende Wesen, und ich suchte die Einsamkeit. Uebrigens hätte ich auch den Künstler nicht mehr dort gefunden, der aus dieser Wohnung eine Werkstatt gemacht hatte, von der aus er die wunderbaren Formen und die unbeschreiblichen Färbungen der Wellen und der Wolken nachbilden konnte. Ich kehrte langsam durch die gewundenen Pfade zurück. Es kostete mich Mühe, sie zu verlassen. In diesem einsamen Schatten fand meine Seele eine friedliche Stätte. Warum konnte ich nicht dort bleiben?

XX.

Des Knaben Funkelaugen brannten,
Zählt ihm der Greis vom Vaterland;
Er zeiget ihm die Folianten:
„Für Dich schrieb Alles meine Hand!"
Der Knab ward seines Wunschs Erfüller:
Der Enkel ist Johannes Müller.

A. E. Fröhlich.

Tausendfarbige Sträuße, lange und dichte Blumengewinde verbergen die Geräthschaften und die Mauern der Wohnung. Es ist ein Festtag. Man erinnert mich auf diese Weise an einen Jahrestag, den ich vergessen hatte. Aber meine Seele ist von tiefer Trauer erfüllt. Diese so schönen Blumen, auf denen der Thau noch perlt, und dieses frische Grün thun mir weh, wie die zu lebhaften Sonnenstrahlen dem kranken Auge schmerzlich fallen. Das Herz schwillt auf, wenn es mitten unter einem freudigen Schauspiel allein zu leiden hat. Ach! wie bitter sind die inneren Thränen, wenn die Lippen lächeln müssen So fühle ich mich gedrängt, meine Zither zu ergreifen; ich stelle sie auf den großen runden Tisch, dessen Rand mit Heliotrop und Jasmin bedeckt ist. Ich spiele lange, die Gegenwart wie die Zukunft vergessend. Ich besinge den Schmerz, jenen Schmerz, der in uns erzittert, wie die Saiten unter den Fingern. Die Töne werden allmählich sanfter, gleich dem duftenden Hauch der morgenländischen Nächte. Ich singe die Liebe zum Vaterland, das Land meiner Väter, den Garten, wo einst meine Asche ruhen wird. Wie zerreißend sind diese Hymnen, die meiner Seele entquellen! — Als sich endlich meine Hand auf den Saiten ermattet hinschleppte, halte ich an — und der Ton wiederhallt einen Augenblick. Mein Arm stützt sich auf die Rosen, die ich zerdrücke. Meine Gedanken schwingen sich bald von den Ufern der Donau auf die Gipfel der Gletscher. — Ich glaube, einen Namen ganz leise lispeln zu hören, der alsobald meinen Geist weckt. Das Andenken an Johannes von

Müller ergreift meine Seele. Hat nicht auch er die Vaterlandsliebe gepriesen? Hat nicht auch er für sein Vaterland ein neues Leben gewünscht? Hat er nicht dessen Ruhm jedem Wiederhall der Alpen erzählt?

Dieser große Geschichtschreiber ward im Jahr 1752 zu Schaffhausen geboren*). Sein Vater war ein Mitglied der Geistlichkeit und lehrte die hebräische Sprache am Stadtgymnasium. Man schätzte ihn allgemein wegen seiner Tugenden und der Gründlichkeit seiner Kenntnisse. Der etwas strenge Ernst des Predigers war durch die nachsichtige und anmuthige Güte seiner Gattin gemildert. Mehrere hervorragende Männer der Schweiz haben den glücklichen Einfluß ihrer Mutter erfahren. Die Frauen dieses Landes zeichnen sich durch den Schwung ihrer Ideen und eine ausgesprochene Neigung zum Studium aus. Sie legen auf den eitlen Beifall der Welt weit weniger Werth, als auf die wohlbegründete Achtung, die sich ein gebildeter Geist oder eine Seele erwirbt, welche über die Kleinlichkeiten erhaben ist, welche den Müßiggang der Salons in Anspruch nehmen**).

---

*) In der Lebensbeschreibung der großen Männer haben wir die von dem Journal des Débats bei Gelegenheit des Werks von Loménie über Beaumarchais anempfohlene Methode befolgt. „Dieses Buch hat noch ein anderes Verdienst, welches ihm, wie es uns scheint, den größten Erfolg sichern muß. Es ist, wie der Verfasser selbst in seiner Vorrede sagt, eine von jenen genauen und gründlichen Biographien nach dem Vorbild der Engländer, in denen sich die Citatie mit der Erzählung vermischen, um sie zu beleuchten und zu begründen, eine in England schon lange bekannte Methode, die wir außer andern Dingen wohl von unsern Nachbarn und Verbündeten entlehnen sollten." (Guil. Guizot in den Débats, Jan. 1856.)

**) „J. G. Müller hatte Anna Maria Schoop geheirathet, eine durch ihren Geist und trefflichen Charakter ausgezeichnete Frau, die den vornehmsten und glücklichsten Einfluß auf die sittliche und geistige Entwickelung ihres Sohnes hatte." (Leben J. v. Müllers, in den „Selbstbiographien jetzt lebender Berliner Gelehrten." Berlin 1806.)

Müllers Mutter war mit einem lebhaften Geist begabt, welchen die ihrer Haushaltung gewidmete Sorgfalt zu entwickeln nicht verhinderte. Ihre beiden Söhne zeigten sich ihrer würdig. Obgleich Georg Müller die hervorragenden Talente des berühmten Geschichtschreibers der Eidgenossenschaft nicht hatte, nahm er doch unter den berühmten Männern jener Zeit eine ausgezeichnete Stelle ein.

Die Bestimmung unseres Johannes offenbarte sich frühzeitig*). Sein väterlicher Großvater, Pfarrer zu Schaffhausen, besaß kostbare Urkunden zur Geschichte der Schweiz. Er zeigte sie ihm oft und erklärte ihm eine Sammlung von Kupferstichen. Das Verhältniß des Großvaters zu dem Enkel hatte etwas Naives und Rührendes**). „So schön machte Johannes Schoop seinem Enkel den Eintritt in das Leben, daß keine böse Erfahrung späterer Jahre den Frohsinn und das Wohlwollen, womit so sein Großvater das kindliche Herz erfüllt, je ganz auszutilgen vermochte***)."

Wenn man ihn zu seinem Großvater führte, folgte er ihm in dessen Bibliothek, wo ihm Johannes Schoop allerlei staubige Bände zeigte, und ihm dabei sagte: „Johannes, das Alles hab' ich für dich geschrieben; ich schenke dir Alles. Hab' gute Sorge dazu, und lies es fleißig!" — Der Knabe soll ihm manchmal gesagt haben: „Großvater! ich will auch so ein Buch schreiben†)!"

*) „Die Liebe zur Geschichte war beinahe mit Müller geboren." (Selbstbiographie Müllers.)

**) „Dieser, (sein Großvater) auch Prediger, durch alte Tugend und eigenthümliche Heiterkeit und Herzlichkeit ein ausgezeichneter Mann, gab dem Knaben, sobald er begriffsfähig war, eine sehr große Liebe zur Geschichte, worüber, besonders die schweizerische, er viele große Sammlungen und Chroniken zusammengeschrieben hatte." (Müllers Selbstbiographie.)

***) Ebendaselbst.

†) Erinnerungen aus J. v. Müllers Jugendgeschichte, von J. G.

Wie groß wäre die Freude des Greises gewesen, wenn er hätte glauben können, daß dieser kindlische Entschluß den beredten Geschichtschreiber des alten Helvetiens verkündigte!

Uebrigens konnte ein aufmerksames Auge in Müller schon das selbstthätige Leuchten eines bedeutenden Geistes bemerken. — In seinem fünften Jahre war er bei der Hochzeit eines seiner Verwandten. Er stieg auf eine Bank, und erzählte eine Begebenheit aus der Geschichte auf eine so dramatische Weise, daß sich nach und nach alle Gäste um ihn sammelten, und ihn mit Entzücken anhörten. Im neunten Jahre „hatte er versucht, die Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben.“ Die Episoden der Bibel machten auf ihn den nämlichen Eindruck wie auf Zwingli. Gibt es in der That etwas Ergreifenderes, als das prachtvolle Drama, das sich in der heiligen Schrift entfaltet, das mit der Schöpfung beginnt, und erst mit der Zeit im Schooß der Ewigkeit endigt? Diese großen Begebenheiten ließen im Gemüth des Kindes einen Eindruck zurück, der nie verwischt worden ist. Als zwölf- oder vierzehnjähriger*) Knabe saß er oft auf der Ofenbank zwischen seinem Bruder und seiner Schwester Maria Magdalena, und erzählte ihnen die erhabenen Geschichten des Alten und Neuen Testaments. So gab ihm das Studium des poetischesten und lebendigsten aller Bücher jenes tiefe Gefühl der Wirklichkeit, welches sich überall in seinen schönen Gemälden der Urschweiz, in der Erzählung jener epischen Schlachten

Müller. — „Hierauf lernte er noch aus Hübners deutlich und angenehm geschriebener Historie die vier Hauptmonarchieen der gesitteten Welt, und hat ihm zu danken, daß er im eilften Jahre die Epoche und Periode jeder einzelnen Regierung auswendig wußte.“ (Müllers Selbstbiographie.)

*) Um diese Zeit machte er auch über die Profangeschichte Arbeiten, die für sein Alter wunderbar waren. „Eine sehr mühsame Vergleichung und Prüfung des Calvisischen, Usher'schen und Petavischen Systems der Chronologie in der alten Geschichte ward hierauf sein erster Versuch historischer Kritik.“ (Müllers Selbstbiographie.)

offenbart, welche die Eidgenossen den furchtbaren Heeren der östreichischen Aristokratie lieferten. Wie viele Geister des ersten Rangs haben in den Quellen der Schrift geschöpft! Ohne von den Kirchenvätern zu sprechen, sind nicht auch Dante, Milton, Bossuet, Zwingli, Pascal, Calvin, Johannes von Müller sämmtlich in dieser Schule gebildet worden?

Als der junge Johannes mit dem siebenten Jahre in das Gymnasium trat, fand er am Heidelberger Katechismus nicht eben so viel Geschmack als an der Bibel. „Trüber war die aufblühende Jugend, unter einem verdrießlichen Schulrector, der den heidelbergischen Katechismus, des Cellerius lateinisches Wörterbuch und Baumeisters Definitionen der Wolfischen Philosophie, die Niemand erklärte, auswendig zu lernen mit größter Strenge nöthigte, und von des Knaben Ungelehrigkeit hierin äußerst nachtheilige Berichte gab. Letzterer, seit er selbst sich bewußt ist, hing mit ausschließlicher Leidenschaft an der Geschichte*).“ Seine einzige Erholung, sehr verschieden von den gewöhnlichen Zerstreuungen, bestand allein darin, daß er seinen Freunden die schönen Ueberlieferungen der Wüste, wie sie im Alten Testament berichtet werden, oder die Wohlthaten und die Leiden des Erlösers erzählte. Er legte sich mit demselben Eifer auf die Erlernung der Persergeschichte: lange und trockene Geschichtswerke las er bis zu zehnmal. Sein Gedächtniß war so außerordentlich, daß er die Jahreszahlen der Thronbesteigung und des Todes aller Herrscher der vier großen Monarchien und der europäischen Staaten, so wie die Namen der Bürgermeister und der Hauptpfarrer der Kirche von Schaffhausen auswendig wußte. „Aber erst in der peinlichsten Zeit seines Schullebens, in seinem dreizehnten Jahr fing er an, die römischen Klassiker näher kennen zu lernen. Diese, welche er in erstohlenen Stunden an den sonderbarsten Orten zu lesen pflegte und alsobald verstand, war wie ein elektrischer Funke, der in seine Seele fuhr,

*) Müllers Selbstbiographie.

und eine unaussprechliche Verehrung und Liebe großer Männer und der Freiheit in ihr entzündete*)."

Er verließ das Gymnasium, um in das Collegium Humanitatis einzutreten, in welchem man sich auf die Universität vorbereitete. Ein glücklicher Zufall gewährte ihm den Vortheil, zwei Jahre lang den Unterricht mehrerer geschickter Lehrer allein zu genießen. Er arbeitete damals, um den Unterricht besser zu benutzen, von vier Uhr des Morgens bis tief in die Nacht hinein.

Seine Eltern bestimmten ihn für den geistlichen Stand. „Der Jüngling ließ es sich nicht ungern gefallen, — es reizte ihn die Hoheit und Herzlichkeit der Quellen, der Reichthum der Gelehrsamkeit, welchen ihre Auslegung und Behauptung erfordert, die großen Namen der Kirchengeschichte, zuletzt das Beispiel Johann Lorenzen von Mosheim, welchen großen Gelehrten und guten Mann er sich gewissermaßen zum Vorbild gewählt**)."

In dieser Absicht bezog er die Universität Göttingen, wo sich damals Männer von europäischem Rufe befanden, wie Heyne und Johann David Michaelis. Dort unternahm er eine kurze Geschichte der Märtyrer, auf welche die erste Kirche mit Recht so stolz ist, zu schreiben. Dieß war ein verführerischer Gegenstand für einen Schriftsteller, der mit einem wahrhaft dramatischen Talent die bei langwierigen Forschungen so nöthige Geduld in einem so hohen Grade verband. Die große Zahl von offenbar mythischen Urkunden, die ihm unter die Hand kamen, machten ihm diese Arbeit verhaßt. „Ich für mein Theil," schrieb er an seinen Bruder, „würde um alle Schätze der Welt keine Unwahrheit schreiben, oder Sätze behaupten, nicht weil sie wahr sind, soudern weil sie alt sind und allgemein geglaubt werden. Kein Mensch soll je sehen, daß meine Feder auch nur Eine Unwahrheit schreibt. Das nimmt dem

*) Ebendaselbst.

**) Ebendaselbst.

Schriftsteller den Credit, stärkt die Welt in zu lang eingewurzelten Vorurtheilen, hindert die Wahrheit und ist am Ende unredlich und Betrug*)."

Mancher Schriftsteller unserer Tage würde wohl daran thun, diese schönen Grundsätze zu beherzigen.

Während Müller in Göttingen studirte, versuchte ein Mann, der einen großen Einfluß auf ihn ausübte, aber der gegen die Demokratie sehr feindselig gesinnt war, sein Herz gegen sein Vaterland zu stimmen. Sein Vater bekämpfte die Vorurtheile, welche in seinem Geiste Wurzel zu schlagen begannen, mit Erfolg. Die Liebe zu seinem Geburtslande erwachte in ihm mit neuer Gluth. Er schrieb an seine Eltern: „Ich werde also bei Euch, liebe Eltern, im Vaterlande, wenn nicht die Vorsehung es ausdrücklich anders haben will, ruhig, glücklich, rechtschaffen und von tugendhaften Freunden geliebt, meine Tage zubringen. Zu niedrigen Künsten, zu Flattereien werde ich mich nie erniedrigen. Lieber schwarzes Brod gegessen, in Wasser getaucht, als eine einzige Handlung begangen, die des Adels unsers Geistes unwürdig wäre**)."

Ein Jüngling, der so viele Wißbegierde zeigte, mußte in seinen Lehrern ergebene Freunde finden. Er spricht mit wahrer Begeisterung von dem Verhältniß, in dem er zu ihnen stand. Miller besitzt mein ganzes Herz, ich das seinige. Er ist mein Tarney; Euer Sohn, theuerste Eltern, ist sein Lanwill. Ich halte mich in diesen angenehmen warmen Tagen meist immer in unserm schönen Garten am Hause auf, an der sanft aussehenden Leine, in einer ganz dichterischen Gegend, zwischen schattigen Gebüschen, unter obstreichen Bäumen — lerne von meinem Tarney***) Philosophie des Lebens, die erhabene Kunst, von der man so viel schreibt, und meist so wenig fühlt. —

*) Brief vom 11. März 1790.
**) Brief vom 23. Dez. 1770.
***) Namen aus Müllers Geschichte.

Und der genaue Umgang mit einem Walch, mit einem Schlözer, wie lehrreich ist mir dieser! Meine große Hochachtung gegen den unvergleichlichen Canzler von Mosheim ist sich immer gleich geblieben *)."

Ende des Jahres 1770 begann Müller seine schriftstellerische Laufbahn. Er hatte eine „Skizze der Kirchengeschichte" bis zum 9. Jahrhundert und eine „Geschichte der Mönchsorden" verfaßt. Diese zwei Werke sind niemals erschienen. Aber er hatte seine Begeisterung für die theologischen Studien verloren. Er berichtet selbst, daß die Fortschritte der kühnen Auslegung der Bibel, welche durch Semler an die Tagesordnung gekommen war, viel dazu beitrug, seine Ansichten zu verändern.

Er erzählt diese Umwandlung mit Treuherzigkeit**): „Es war die Zeit eines Ueberganges von den Illusionen der Wolfischen Demonstrirmethode zu einer neuen Ansicht und Begründung der theologischen Sätze. Hiebei brauchte man dazumal noch einige Umsicht. Es ist aber nicht ermunternd für den jungen Genieoffizier, wenn er zur Kenntniß vieler Breschen gelangt, welche die Haltbarkeit der Festung zweifelhaft machen, und er von Andern hört, man dürfte wohl eher die Festungen überhaupt eingehen lassen. Hiezu kam, daß Johann David Michaelis, ein gründlich gelehrter, sonst sehr einsichtsvoller Mann, durch einen possenhaften Vortrag dem Jüngling die Poesie der hebräischen Meister und Seher auf einige Zeit wirklich ungenießbar machte. Endlich brachte Schlözer ihn der Muse, die über seine Geburt gewacht, und die er zuerst geliebt, für immer zurück***)."

Müller nahm von der Theologie Abschied, indem er eine

---

*) Brief vom 7. Okt. 1770.

**) Man muß in einem Brief vom 16. Juni 1771 eine merkwürdige Beurtheilung der Arbeiten Semlers lesen, welchen er einen „unsterblichen, aber sonderbaren und neuerungssüchtigen Mann" nennt.

***) Müllers Selbstbiographie.

Abhandlung herausgab, in welcher er bewies, „die Kirche möchte doch ja Nichts fürchten" *); er selbst aber wollte fürs erste Nichts mehr mit ihren Sachen zu thun haben **)."

Da sein akademischer Curs mit dem Herbst 1781 zu Ende ging, zeigte er die Absicht, denselben zu verlängern, eine Absicht, die seine Eltern nicht billigten. „Das Bewußtsein der hohen Pflicht," schrieb er ihnen, „die jeder treue Verwalter anvertrauter Talente auf sich hat; die grenzenlose Begierde, dem Gott, dem ich Alles zu danken habe, auf sehr vielerlei und auf die möglichst ausgebreitete Weise zu dienen; der weise und überlegte Rath großer Männer, welche von Schmeichelei und Complimenten Nichts wissen; zugleich, ich läugne es nicht, das natürliche Bestreben, so glücklich als möglich zu werden, bewegen mich zu dem Entschluß, außer den Pflichten, welche mein künftiger Stand von mir fordert, mich noch einer andern Art von Pflichten zu unterwerfen, noch in ein anderes Verhältniß zur Kirche zu treten, noch auf andere Weise meinen Mitbürgern und zugleich der Nachwelt zu dienen — durch „Schriften." Nachdem er die großen Arbeiten der berühmten Gelehrten angeführt hatte, welche Deutschland damals besaß, fügt er hinzu, daß er in den hervorragenden Geistern der Schweiz ebenfalls Vorbilder finde, die nachzuahmen ihn glücklich machen würde ***).

Nach Schaffhausen zurückgekehrt, vollendete Müller seine Schrift über den Cimbrischen Krieg †); er fing an, Materialien für die Geschichte der Schweiz zu sammeln, und wurde ein thätiger Mitarbeiter der Gelehrten, welche in Berlin die „Allgemeine deutsche Bibliothek" herausgaben. Die Regierung von Schaffhausen, welche seinen Fleiß und seine Talente belohnen

*) Christo rege, nihil esse Ecclesiæ metuendum. Gott. 1770.
**) Müllers Selbstbiographie.
***) Ebendaselbst.
†) Bellum Cimbricum. Zür. 1772.

wollte, ernannte ihn, als er 20 Jahr alt war, zum Professor der griechischen Sprache. Wenn er in seiner Geburtsstadt Neider fand, die ihn mit kleinlichen Neckereien verfolgten, wurde er durch die Theilnahme und die Achtung der ausgezeichnetsten Männer der Schweiz, wie Bodmer, Geßner, Haller, Lavater, vollständig entschädigt. Dieser letztere schrieb einst an seinen Freund Spalding: „Müller ist ein zwanzigjähriges **monstrum eruditionis**. Er hat das beste Herz, aber er ist schneidend und kühn, wenn er die Feder in der Hand hat. Er besitzt den Genius der Geschichte; — sein Gedächtniß scheint beinahe übermenschlich."

Müller wandte seine großen Gaben ausschließlich zum Studium der Geschichte seines Vaterlandes an. Sein kleines Studirzimmer war mit Chroniken, Handschriften, Karten, mit allen möglichen Hülfsquellen angefüllt. Um diese Zeit berichtete er einem Freund von dem Plan zu einer „Geschichte des schweizerischen Volkes," welche der Buchhändler Gebauer von ihm verlangt hatte. Man findet in diesem Brief große Pläne und ein vaterländisches Gefühl, das man nicht genug bewundern kann. „Noch hat Niemand, so viel ich weiß," sagte er, „in einem Kompendium unsrer Geschichte von unserer Kultur, von der Geschichte unserer Handlung, unsers Ackerbaues, unserer Künste eigene Kapitel gemacht; und wer sie zuerst macht, wird außer der unausbleiblichen Unvollständigkeit noch viele Fehler in die Welt schreiben. Diese wollt' ich gern schreiben, wenn ich nur durch den Plan meiner Arbeit und verschiedene gute Eigenschaften derselben bei den Freunden der helvetischen Geschichte verschiedene neue Ideen rege machen, und den Fleiß Andrer anspornen könnte, endlich einmal eine pragmatische Geschichte unsers Vaterlandes, mit Uebersteigung der freilich fast unübersehlichen Hindernisse zu verfassen, und alle alten nebst meiner eigenen Arbeit in Vergessenheit zu bringen und in Nacht zu begraben. Zugleich möchte ich gern so viel sagen, als einem ungelehrten, wenigstens unhistorischen Helvetier von den Thaten

seiner Väter zu wissen nöthig ist, und es auf solche Weise erzählen, daß der in Manchen fast erstorbene Patriotismus wieder aufgeweckt, und unsere Landsleute zu mehreren, der Söhne Tells würdigen Thaten, zu größerer und edlerer Denkungsart begeistert würden*)." Die Betrachtungen, die er hinzufügte, werden einst der Ausgangspunkt einer neuen historischen Methode werden, zu der man übergehen wird, wenn ein wahrhaft christlicher und wahrhaft liberaler Geist die Menschen vollständig von den Vorurtheilen des Mittelalters befreit haben wird.

„Der Pöbel der Geschichtschreiber" sagte er an einem andern Ort, „hält lärmende Thaten, Menschen würgen, Verwüstungen und überhaupt die Thorheiten des menschlichen Verstandes (vielleicht aus sympathetischer Zuneigung) für allein merkwürdig. Mir däucht, daß es dem Patriotismus und der Tugend unserer Mitbürger zuträglicher wäre, wenn die stillen Verdienste mehr hervorgezogen und reizender gemalt würden. Der Mann, der in einem Staate die erste Schule gestiftet, ist größer als der, der die erste Landvogtei erobert**)."

Die Betrachtung der großartigen Erscheinungen der Geschichte, welcher er sich hingab, begeisterte ihn von Tag zu Tag mehr. „Das Schauspiel der großen Bewegungen der menschlichen Gesellschaft entzückt mich, begeistert mich zu dem Wunsch, sie zu malen, und die alten Zeiten mit den Schatten ihrer Helden und ihrer Dichter zu durchwandeln. Ueber diesem Gedanken vergesse ich jede persönliche Rücksicht, Titel und Einkünfte. Wer nicht zu einem der Geschichte würdigen Leben berufen ist, sollte zum Wenigsten die Geschichte auf eine seiner Leser würdige Weise schreiben***)."

Die im Jahr 1761 gestiftete „helvetische Gesellschaft" versammelte sich damals alljährlich abwechselnd zu Olten und

*) Brief an Füßli vom 20. Dez. 1771.
***) Brief an Füßli vom 6. Jan. 1772.
***) Brief an Gleim.

zu Schinznach in der Nähe der Habsburg. Dort sah Müller am 9. Mai 1773 zum erstenmal den edlen Karl Victor von Bonstetten, der mit einer umfassenden Gelehrsamkeit eine hochsinnige und gefühlvolle Seele verband. — Die „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund," welche im Jahr 1802 veröffentlicht wurden, sind ein edles dieser Freundschaft errichtetes Denkmal. Man findet in ihnen jenes Jugendfeuer, welches das Hofleben leider nur zu früh abkühlen sollte. „Ich habe lange", schrieb Müller, „den Umgang eines Freundes der Weisheit gewünscht, der mir ungefähr gleich an Jahren, die gleiche Bahn des Lebens mit mir durchwandert, und in dessen treuen Schooß ich meine Entwürfe und Ueberlegungen, Vaterland, Wissenschaften und menschliches Geschlecht betreffend, mit freundschaftlicher Freimüthigkeit ausschütten könnte. So dürstet in der Wüste ein beduinischer Araber nach einer erlabenden Quelle, wie ich, o Freund, nach Ihres Gleichen verlangte! — Es sehe kein Mensch die Briefe, welche das Gemälde unserer Tugenden und Fehler, unsrer guten und unvollkommenen Gedanken und Entwürfe, unsre freundschaftlichen Ahndungen und Zurechtweisungen erzählen*)."

Indem Müller mit großem Eifer an die Ausführung seines Planes ging, fragte er seinen Lehrer über das Studium der französischen Sprache um Rath. „Dieß ist meine liebste Sprache," sagte er. — — „Könnte ich richtig französisch sprechen," schrieb er unterm 19. Mai 1773 in einem Briefe an Bonstetten, „und schreiben, so würde mir diese Sprache, was sie dem großen Friedrich ist. Ich bin noch weit mehr, als für den brittischen gedrängten Nachdruck und für die sanfte musikalische Harmonie der Italiener, für die Sprache eingenommen, die alle Welt von der Normandie bis nach Fokzani**) redet, die in unsern Zeiten die Sprache des cultivirten Menschengeschlechts ist, und

*) Brief an Bonstetten vom 14. Mai 1773.

**) Stadt in der Walachei.

mit dem pli meines Charakters so gut zustimmt." Müller hatte eine ausgesprochene Vorliebe für Frankreich; er hätte sich gern dort niedergelassen. Aber die wilde Unduldsamkeit, welche damals den Charakter der französischen Gesetzgebung bildete, verschloß ihm jede Aussicht. Er ging daher zu Bonstetten auf dessen Landgut zu Valleyres nahe bei Orbe im Waadtland. Dort gab er sich mit Begeisterung seiner Liebe zur Natur hin. Diese fremde Anschauung entzog ihn jedoch nicht den Plänen, welche er zum Nutzen der Schweiz und der Menschheit ausführen wollte. Nichts ist anziehender, als die neue Entwickelung dieses großen Schriftstellers. — Jeden Tag näherte er sich dem Ideale mehr, so lange er auf dem vaterländischen Boden lebte: das edle und freie Leben Helvetiens entfaltete sich in seiner Seele; er fühlte, daß er unermeßliche Pflichten habe, deren Verantwortlichkeit er nicht ablehnen könne. Er dachte nur an seine Aufgabe und an die Mittel, das Ziel zu erreichen, das ihm in erhabener Größe vorschwebte. „Ich habe mir vorgenommen und trachte," schrieb er an seine Schwester, „nicht bloß nach dem, was die meisten Leute Glück nennen, sondern nach dem, was wirklich ist, und in der Verbesserung seiner selbst, in der Freundschaft und in guten Thaten besteht. — — Meine liebe Schwester, Gott lasse Euch und mich leben, so sollet Ihr einen Bruder besitzen, der durch Weisheit und Verdienste sich vor den gemeinen Menschen zu seinem und zu der Nachkommen Glück und ihrer Empfehlung wird auszuzeichnen suchen. Ich fühle zu sehr, wie viel mir fehlt, als daß ich stolz werden könnte, aber ich freue mich, daß ichs fühle, und daß ich die Wege, es zu verbessern, kenne **)."

Um seinem innern Ruf zum Geschichtschreiber zu entsprechen, fühlte Müller das Bedürfniß, eine vollständigere Kenntniß der Menschen und der Welt zu erwerben.

Er wollte sich aus diesem Grunde in diejenige Stadt der Schweiz begeben, in welcher die wissenschaftliche und litera-

**) Brief an seine Schwester vom Okt. 1773.

rische Thätigkeit damals am höchsten stand. Er gab daher am 14. Januar 1774 seine Entlassung bei dem Kleinen Rath von Schaffhausen ein, indem er die Absicht aussprach, sich ganz der Geschichte seines Vaterlandes zu widmen. „Ein Geschichtsbuch ohne tiefe Einsicht des Rechts geschrieben," schrieb er demselben, „ist eine politische Zeitung; eine Geschichte mit Juridik, aber ohne Kenntniß der allgemeinen Rechte der Menschheit ist eine species facti; eine richtige scharfe Einsicht der Politik und Rechte ohne Kenntniß der Menschen und der Affekte ihrer Seele ist ein unmögliches Ding. Bücher mit allen diesen Eigenschaften, aber ohne Licht, Lebhaftigkeit und Schmuck des Vortrages, sind für die meisten Leser ein verborgener Schatz. Und kein Wort von allen diesen Schriftstellern zu sagen, so darf ich überhaupt ohne die genaueste Kenntniß der Menschen, ihrer Rechte, ihrer Sitten und ihrer Sprachen niemals hoffen, dem Vaterland oder fremden Völkern die auszeichnenden Dienste zu leisten, die ich wünsche*)." Müllers's Absicht ward von den Behörden seiner Vaterstadt gebilligt, welche ihm einen schmeichelhaften Beweis ihrer Achtung gaben, indem sie ihm seinen Lehrstuhl auf unbestimmte Zeit aufbewahrten und ihm einen Stellvertreter gaben.

So reiste er denn nach Genf, wo er Hofmeister der Söhne des Staatsrathes Tronchin-Calandrini wurde, „eines durch Charakter und Geist gleich achtungswerthen Mannes**)." Dessen Haus war der Sammelplatz der Gelehrten, der ausgezeichneten Fremden, der gebildeten Damen, deren Zahl in dieser den Wissenschaften ergebenen Stadt groß ist. Müller sah bei Tronchin den berühmten B. de Saussure, der durch seine Alpenreisen so bekannt ist, und den trefflichen Karl Bonnet, der sich mit gleichem Erfolg mit Theologie, Philosophie und den Naturwissen-

*) An meine gnädigen Herrn vom wohlweisen kleinen Rath zu Schaffhausen, den 15. Jan. 1772.

**) Müllers Selbstbiographie.

schaften beschäftigte. Er brachte oft ganze Tage in Bonnets Landhaus in Genthod zu. Dort beschäftigte er sich unter der Leitung des berühmten Verfassers der „Betrachtungen über das Christenthum" mit Naturgeschichte und Philosophie.

„Meine See ist die schönste*)," rief er aus, „und jenseits dieser schönen See wohnt ein Mann, welchen ich vorzüglich liebe, derjenige Philosoph, der vielleicht unter allen am meisten Menschenfreundlichkeit und die angenehmsten Sitten mit so seltenem Scharfsinn vereinigt. Und dieser Verfasser des **Essai analytique** kennt unsre Geschichte, als wenn er sie schreiben wollte; und ich bin wie sein Sohn**)."

Die großen Kenntnisse, welche sich Müller täglich erwarb, ließen ihm das Gefühl der republikanischen Gleichheit nicht verlieren. „Unsere Bediente sind mir gut, weil ich überhaupt gewohnt bin, Niemand, und am wenigsten die Leute vom Volke zu verachten. Daher befand ich mich in den kleinen Kantons so wohl. — — Wir sind alle eines Gottes Menschen; und ich halte den Hochmuth für das Laster, welches zum Verderben der Menschlichkeit allenthalben unendlich viel thut***)." Muß man sich wundern, daß ihm solche Gefühle Worte eingaben, die der freien Schweiz würdig waren? „Der Antritt meines vier und zwanzigsten Jahres," schrieb er an seine Eltern, „ist für mich ein großer Aufruf zu großem Eifer im Arbeiten, und zu unausgesetzter Anstrengung, dem Vaterland und Andern, welche mich anwenden wollen, durch Verdienste und gute Thaten mich auf eine distinguirte Art nützlich zu machen. — Wenn man in der Historie unsers Menschengeschlechts die brillanten Großthaten tugendhafter und erhabener Geister täglich vor Augen sieht, so muß die Seele wohl niedrig und übelhaft oder ohne alle Ressorts sein, wenn diese großen Dinge sie nicht zur

*) Worte Voltaire's.
**) Brief an Füßli vom 15. Mai 1774.
***) Brief an die Seinigen von 31. Aug. 1774.

ıng entflammen. — Ich gestehe Euch unverholen, daß
Zeit lang die Gefahr der Republiken mit Gleichgül-
trachtet, und eines Fürsten Dienst vielleicht dem trau-
enst eines schwachen, kränkelnden Vaterlandes vorge-
tte; aber wenn ich diese Verräthereien und Ungerech-
iehe, empört sich jede Empfindung meines Herzens; und
die Lehren der alten Griechen und Römer, besonders
Engländer erwäge, so finde ich ehrlicher und rühm-
er Wahrheit, der Tugend, der Freiheit auch in diesen
da sie aus Europa vertrieben werden wollen, treu zu
das Vaterland so lang möglich zu unterstützen zu
und wenn es untergehen sollte, die Freiheit auf fer-
ten zu suchen. Die Schweizer-Historie interessirt mich
gemeine Wesen; die Geschichte und Philosophie lehren
ı Vorzug der Tugend und der Freiheit und den wah-
ern Weg zur Ehre und zum Glück*)."
ller gesteht selbst, „daß er niemals weder viel Geschmack
Erziehung noch viel Talent für dieselbe gehabt habe**)."
Stellung als Hofmeister wurde ihm daher auch bald zu-
und im Monat April 1775 zog er zu einem Ameri-
Namens Francis Kinloch. „Auf dem Hügel von Cham-
ı einem bescheidenen Landhause, dem aber die höchsten
: der alten Welt, die Pracht des lemanischen Sees, die
eichliche Kultur der Ufer entgegenlagen, im Genuß der
stücke des menschlichen Geistes, im täglichen Umgange
:s, auch mit Voltaire, — — so lebten die Freunde bei
halb Jahre***)." Müller benutzte die ihm zu Theil ge-
ıe Muße, um sich mit aller Thätigkeit mit der Geschichte
hweizerischen Volkes zu beschäftigen: er erhielt von ver-
ıen Seiten eine ungeheuere Menge Materialien. „Seit

Briefe vom 3. Jan. 1775 an seine Eltern.
Müllers Selbstbiographie.
Ebendaselbst.

ich die helvetische Geschichte treibe," schrieb er damals, „hab' ich nie mit solchem Eifer und Erfolg 5—6 Stunden die Studien getrieben. Dieses freie Volk, welches die Auswärtigen zu sehr verachten oder zu übertrieben bewundern, welches sie nicht kennen, und den Ursprung seiner Unabhängigkeit und seine Revolutionen, vergleiche ich mit den Sitten, den Verfassungen, den Veränderungen der übrigen Völker; seine Geschichte suche ich, — — nach der Art der Griechen und Römer klar, richtig und interessant, Auswärtigen zu erzählen und auf die Nachwelt zu bringen, der Menschheit und unserer Nation zur Ehre und Trost, daß ihr Name verehrt werde, wenn ihre sämmtlichen Verfassungen nebst allen andern Republiken von dem Despotismus, der ihnen drohet, verschlungen sein werden*)." — „Meine helvetische Geschichte," schreibt er ein Jahr später, „nimmt mit starken Schritten zu; mein Herz wird großer und edler Gesinnungen fähig. — Das ist der Wissenschaft Werk! — Die Wissenschaften begeistern mich zu dem Gedanken, dem Vaterland, oder wer mir dazu die beste Gelegenheit anbeut, solche Dienste zu leisten, daß mein Leben sich nicht wie der Staubbach in Schaum oder wie der Rhein im Sand verliere, daß es die Felder der Wissenschaften mit guten Grundsätzen, die Annalen mit gutem Beispiel befruchte**)."

Die amerikanischen Unruhen trennten die beiden Freunde. Müller brachte den Winter in Bonnets Hause zu „gleich vergnügt, in den urkundlichen Arbeiten weiter zu kommen, unterbrochen zu werden durch (Bonnet's) naturhistorische Versuche und Erfahrungen, durch seine hohen Theorien, die Poesie seiner Aussichten, oder wenn über allerlei Büchern und Unterhaltungen die langen Abende schnell verflossen***)." Er gibt in einem seiner Briefe ausführlicheren Bericht über seine damalige Lebensweise. Nichts

*) Brief an Füßli vom 15. Mai 1774.
**) Brief an seinen Bruder vom Dez. 1775.
***) Müllers Selbstbiographie.

ı hohes Interesse, als die großen Männer in ihrem n Briefwechsel zu studieren, in welchem sich ihre ganze ıne Rücksicht auf die Zeitgenossen oder auf die Nachchaft ergießt. „Um halb acht Uhr stehe ich auf; und ersten Augenblicke des Aufwachens nicht die sind, in der Geist am lebhaftesten ist, so widme ich sie der ng meiner Auszüge aus verschiedenen Verfassern über istorie. — Wenn ich meinen Kaffee getrunken, so schließe Bücher, spaziere im Garten oder beim Regen auf meinem von neun bis ein Uhr, und denke über diese Historie. ıe in allen meinen Auszügen die Grundsätze der Freides gemeinen Wohls; ich trachte, dieselben mit großem nd in nachdrücklicher Kürze vorzutragen. — Bei dieser habe ich keinen andern Zweck, als die Begierde, einen jen Namen auf die Nachwelt zu bringen, und denselben ie Ausbreitung der Tugend und Wahrheit zu verdienen. erhöhet diese Arbeit meine eigene Seele, indem sie mich Gleichgültigkeit gegen die gewöhnlichen Wünsche der Mennd in der Verachtung alles dessen, was von diesem Zweck, unterhält und bestärkt. — Für mich selbst suche ich als jene Unabhängigkeit, welche ich für das höchste nes Menschen halte*)."

ine Arbeiten ließen ihm so wenig Muße, daß trotz der Genfs doch oft mehrere Monate verflossen, ohne daß er g**). — Diese Arbeiten waren jedoch nicht ausschließlich chaftlicher Natur. Er wußte, daß ein Geschichtschreiber ediegenen Forschungen die Vollkommenheit der Form ver- muß, und daß der Styl allein den Werken des Geists ß und Dauer sichern kann. „Noch eine Sache, die ich muß und will! Das ist die große Kunst zu reden und reiben, die Alles fortreißt, Alles unterjocht, Alles über-

) Brief an seinen Bruder vom 24. Dez. 1776.

) Brief vom 11. März 1777.

redet, der Niemand widersteht, welche der Mensch nach seinem Willen führen mag, wie Jupiter seinen Donner*)." — „Dieser Rousseau lehrte mich eine sehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit, die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt, sind sie nicht alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen, und lernen — Nichts, beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt, wie Gott Jupiter seine Donner. So will ich denn dieses großen Instrumentes mich auch bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gestammelt, von Erasmus bis auf Leibnitz geschrieben, von Leibnitz und Voltaire bis hieher philosophirt; so will ich denn — sprechen. In unsern Alpen rollt der Donner, und wiederhallt durch ganze Kantone; aus ihren Eingeweiden ergiessen sich der Rhein und die Rhone, sie stürzen von den Felsen der Eidgenossen mit majestätischem Brausen in die niederen Flächen der Germanen und Belgen, warum denn, o Freund! gleicht die Sprache selbst unsrer schönen Geister nur dem Staubbach, spritzt bloß nassen Staub in die Augen, reißt nicht die Herzen fort? — Unweit meinem Vaterland fällt der Rhein 80 Schuhe vom Felsen herab; wenn die Sonne aufgeht, glänzt der Schaum seiner Wellen wie Iris, keine Gewalt widersteht ihm; Fische, Schiffe, was ihm naht, reißt er hin, der erstaunte Fremdling verliert die Gegenwart des Geistes, und nähert sich mit Schauder. Mein Nutzen von Schaffhausen sei dieser Lauffen, der mich lehre, was Cicero und Quintilian im stillen Kabinet, „wie die Beredtsamkeit sein müßte**)."

Als sein Bruder ihm die Langsamkeit vorwarf, mit der er sein Werk bearbeitete, ertheilte er ihm folgende Antwort, die wohl werth wäre, von den heutigen Schriftstellern erwogen zu werden: „Da dieses Buch gleich anfänglich wegen gewisser Kapi-

*) Brief an seinen Bruder vom Dez. 1775.

**) Brief an Bonstetten vom Jahr 1774.

tel ein Aufsehen machen wird, ist es nöthig, daß ich es von allen Seiten wohl erwahre." Auch ist kein Kapitel, das nicht fünf oder sechsmal umgearbeitet worden wäre, noch im ganzen Buch eine Redensart, welche mich nicht mehrere Spaziergänge auf meinem Zimmer gekostet hätte*)." Man muß jedoch nicht glauben, daß diese Arbeit ihm im Geringsten mühsam gewesen wäre. Man empfindet in der That ein großes Glück, wenn man das gewöhnliche Leben verläßt, um auf den Höhen in der heitern Luft der Philosophie zu leben.

Edita doctrina sapientum templa serena**).

„Die Liebe der Wissenschaften macht mich vergnügter als alles Geld, und ich werde mein Glück lebenslänglich in den Studien finden. — Ich ziehe Allem meine geliebten Wissenschaften vor, diese köstliche Nahrung des Geistes sowohl in der Einsamkeit als in der Gesellschaft, diesen angenehmsten Umgang und unaufhörliche Beschäftigung mit allem Schönen, Guten und Großen. Hiezu kommt die wahrscheinliche Hoffnung, durch Schriften die Achtung nicht allein der weisesten, sondern auch der angesehensten Männer zu erwerben. — Ich stelle Euch (ohne Vergleichung, aber um die öffentliche Achtung für wahre Wissenschaften hiedurch zu beweisen) den großen Haller vor***)."

Man kann sich nicht besser vorstellen, welche ungeheure Arbeiten die Studien eines Geschichtschreibers erfordern, als wenn man das Leben J. v. Müllers genauer betrachtet. Er glaubte, daß selbst die gründliche Kenntniß der Bücher nicht hinreiche, um die großen Bewegungen der Menschheit gehörig zu würdigen. Es ist schwer, sich einen Begriff von den bedeutenden Unterschieden zu machen, welche eine aufmerksame Beobachtung in den verschiedenen Spielarten unserer Gattung nachzuweisen vermag. Der Mensch ist dem Einfluß des Punktes, auf welchem

*) Brief an seinen Bruder vom 28. Nov. 1777.

**) Lucretius, De natura rerum.

***) Brief an seinen Bruder vom 10. Juli 1778.

er sich entwickelt, wesentlich unterworfen. Die ersten Eindrücke, welche die äußern Gegenstände auf uns machen, wirken so sehr auf uns, daß sie sich von unserm sittlichen Wesen nicht mehr trennen lassen. Diese Thatsache erklärt, warum die Einbildungskraft der nordischen Völker von der der südlichen so vollständig verschieden ist. Die Poesie der südlichen Volksstämme spiegelt, um so zu sagen, das Licht ihres Himmels wieder ab. Der Mensch des Nordens sieht im Gegentheil das Leben von seinen düstern und entzauberten Seiten an. Findet man in der griechischen Literatur Etwas, das dem Shakspeare oder Byron ähnlich ist? Die Dichter der nördlichen Länder kennen diese Entfaltung des Lebens, dieses Glück des Daseins nicht, welches die hellenische Muse charakterisirt. Diese tiefen Unterschiede bestehen nothwendig zwischen den Menschen, welche durch weite Entfernungen getrennt sind. Aber in einem Land wie die Schweiz wird der Einfluß des verschiedenen Klimas in einem Umkreis von wenigen Stunden bemerkbar, wegen der mehr oder weniger großen Erhebung des Bodens, wegen der Höhe, der Entfernung oder der Nähe der Gebirgsketten und einer Menge anderer örtlichen Umstände. So kommt man in acht oder zehn Stunden Wegs aus einem spanischen Klima in ein lappländisches; man kann in einem Zeitraum von einem halben Tage Pflanzen pflücken, welche vom 30. bis zum 40. Breitengrade wachsen. Ein Geschichtschreiber, der sich eine genaue Vorstellung von den schweizerischen Völkerschaften machen will, ist daher zu den sorgfältigsten Studien gezwungen. — Aber diese Studien haben einen unendlichen Reiz mitten in einer so prachtvollen Natur. Müllers Geist war zu poetisch, als daß er nicht alle ihre Schönheiten gefühlt hätte. Daher liebte er auch das Alpenleben, das an sanften Rührungen so reich ist, er liebte es, die Berggipfel zu besteigen, die sich in den Wolken verlieren, in die wildesten Thäler zu dringen und an den Ufern der blauen Seen die lachenden Landschaften zu betrachten, die sich in ihren klaren Gewässern abspiegeln. Im Jahr 1775

machte er mit Kniloch eine Reise in die innere Schweiz. „Die Sommermonate des Jahres 1775 brachte er mit Bonstetten bald am Jura, bald in dem Alpengebirge zu, in unerforschten Landschaften und unbekannten Thälern, höchst lehrreich über die Grundzüge des schweizerischen Volkes, fruchtbar selbst für dessen alte Geschichte *).“

Einen Monat später besuchten die beiden Freunde die Borromäischen Inseln. „Meine Reise habe ich aufgeschrieben. Fast Alles kommt hier und da in mein Werk**).“ Im folgenden Jahre besuchte er mehrmals Luzern und die Urkantone. „Hier muß ich Euch sagen,“ schrieb er bei dieser Gelegenheit, „daß ich niemals vergnügter noch freier bin, als bei den Alpenbewohnern, welche nur die Natur kennen***).“

„Doch sintemal der Mensch nicht bloß von Ideen lebt, war für viele Dinge eine etwas eindringliche Maßregel nöthig†).“ So hielt er denn in Genf öffentliche Vorlesungen über die allgemeine Geschichte, welche die Grundlagen des schönen Werks wurden, das er seitdem unter diesem Titel herausgab. Der Beifall, der ihm zu Theil wurde, ermuthigte ihn, sich ganz den historischen Arbeiten zu widmen. Er entwickelt selbst auf eine anziehende Weise die Grundsätze, welche ihn bei der Beurtheilung der Begebenheiten leiteten.

„In der Religion Verehrung des Reinsten, Innigsten, Höchsten; eine unerschütterliche Festigkeit der Behauptung urkundlichen Rechts, welches der Anker von Sicherheit und Ruhe ist; der Zweck fortgehender Vervollkommnung durch die möglichste, aber geordnete Freiheit, durch eine weise Stimmung der öffentlichen Meinung, und eine wohlverbreitete Verbesserung der

*) Müllers Selbstbiographie. Man vergleiche hiermit einen Brief vom 1. Sept. 1777.

**) Brief an seinen Bruder vom 7. Okt. 1777.

***) Brief an die Seinigen vom 4. Sept. 1778.

†) Müllers Selbstbiographie.

Gesetze und Anstalten; drei haßwürdige Ungeheuer: die Anarchie, welche die Auflösung der Ordnung ist und nicht bestehen kann; die Despotie, welche die Uebertretung der Gesetze ist, und der man zu entweichen sucht; am allermeisten die ungemessene Präpotenz irgend einer einzelnen Macht, welche die Zerstörung aller Freistätte, der Tod aller Hoffnungen des Menschengeschlechts ist, und ohne einen gänzlichen Unwerth der Völker, eine gänzliche Erstummung aller Männer von Geist und Muth, und ohne doppelte Verrätherei der Räthe an den Fürsten, der Fürsten an ihren Häusern und sich selbst, nicht sollte aufkommen können*)."

Müller hatte die Absicht, von diesem Standpunkte aus die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte zu schreiben. „Meine einzige Absicht," sagt er, „ist das Wohl der Nachwelt, und da nun in Europa durch den Verfall der Freistaaten und die gewaltigen Heere**) Alles zu Grunde geht, und verloren ist, ist nun merkwürdig zu beschreiben, durch welche Zufälle und Fehler wir in diesen Zustand gerathen sind; Liebe der Freiheit, man mag sie finden, in welcher Welt man will, anzuflammen, damit in der alten Welt freie Völker wenigstens ehrenhaft fallen, und in der neuen Welt die Freiheit besser behauptet werden möge***)."

Zehn Jahre später, am 14. Juli 1789 sollte Müller die Wiedergeburt der europäischen Freiheit begrüßen, von der er damals mit so vieler Entmuthigung sprach. In der christlichen Gesellschaft kann die Freiheit wohl besiegt, aber niemals vernichtet werden. Die Worte, mit denen Müller seine Vorlesun-

*) Ebendaselbst.

**) Müller zeigt die Unverträglichkeit der großen Heere und der Freiheit auf vortreffliche Weise. Die freiesten Staaten der Welt, die Schweiz, die Vereinigten Staaten und England haben nur Milizen oder nur sehr kleine Heere.

***) Brief an seinen Bruder vom 12. Juli 1779.

gen schloß, sind viel tröstlicher. Sie enthalten eine Ermahnung zu jener männlichen Kraft, welche die gute Sache, selbst mitten unter scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten retten kann. „Was ergibt sich aus diesen Vorlesungen? Was lernen Venedig und Bern aus den Tugenden Sparta's und Rom's, aus der Macht der festen Grundsätze in der katholischen Hierarchie, von den Königen von Frankreich, von dem englischen Volk? Daß die beständige Richtung aller Seelenkräfte nach einem einzigen großen Gegenstand das unfehlbare und einzige Mittel ist, große Thaten auszuführen*)."

Nachdem Müller seine Vorlesungen zum zweitenmale gehalten hatte, brachte er einen Theil des Sommers 1780 in Bern zu, um den Druck des ersten Theils seiner „Geschichte der Eidgenossenschaft" zu überwachen. Sollte man glauben, daß die Censur der Berner Aristokratie die Veröffentlichung eines Werks, welches den alten Ruhm des Landes verherrlichen sollte, ungern sah, und daß er gezwungen wurde, auf dem Titel „Boston" statt Bern als Druckort anzugeben? Eine solche Thatsache beweist zur Genüge, daß Condorcet nicht übertrieb, wenn er in seiner „Lobrede auf Euler" ein witziges Gemälde der aristokratischen Regierungen der entarteten Schweiz entwarf. „Euler war unter einem Volke geboren, in welchem alle Regierungen den Schein und die Sprache der republikanischen Verfassungen bewahren; wo man trotz des Unterschieds, der in der Wirklichkeit bedeutsamer ist, als der, welcher die ersten Sklaven eines Despoten von dem letzten seiner Unterthanen trennt, alle Formen der Gleichheit sorgfältig bewahrt hat."

Wenn die Berner Regierung die Veröffentlichung des Müllerschen Buchs mit Unruhe gesehen hatte, so wurde dieses von den Gebirgsbewohnern von Uri, Schwyz und Unterwalden mit

*) Brief an seinen Bruder vom 14. Juli 1780. — Die angeführte Stelle ist französisch, weil er ja die Vorlesungen in französischer Sprache hielt. (Anm. d. U.)

der größten Theilnahme aufgenommen. Müller machte eine Fußreise durch die kleinen Kantone; er ging in ein Bauernhaus, um sich Milch geben zu lassen. Eine Ruine in der Nähe des Dorfs zog seine Aufmerksamkeit auf sich; er befrug den Bauer über die Geschichte dieser Burg. Der Hirte antwortete ihm mit so viel Sicherheit, daß der Geschichtschreiber wissen wollte, wie er so gut unterrichtet sei." „Nun!" antwortete er ihm, „findet man nicht alles dies im Buche vom Müller von Schaffhausen?" Die Auflagen seines Werks wurden in den Dörfern nicht weniger verbreitet als in den Städten*).

XXI.

Quantum mutatus ab illo!
Virgilius.

Im Oktober 1780 begab sich Müller nach Berlin „um die Monarchie zu sehen, welche der Geist Friedrichs über sich selbst erhoben hatte**)." Der Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft, von Friedrichs Ruhm geblendet, schien weder seine Fehler, noch seine despotischen Neigungen zu bemerken. Auf dieser Reise erscheint die Schwachheit zum erstenmal, welche sich in ihm von Tag zu Tag mehr entwickelte. Seine lebhafte Einbildungskraft ward, wie die des berühmten Gibbon, von der Anschauung der äußeren Größe lebhaft berührt; sein Herz wurde durch die kindischen Gunstbezeugungen gewonnen, welche ihm die Prinzen erwiesen. Er war außer Stand, die Selbstsucht und die schlechten Leidenschaften der willkürlichen Gewalt zu sehen. Mit der Zeit wurde er für die Beweise der Achtung, welche ihm die gekrönten Häupter ertheilten, so empfänglich, daß in seiner Seele kleinliche Eitel-

*) Müllers Werke Bd. 5.
**) Müllers Selbstbiographie.

keit an die Stelle der edlen Begeisterung seiner Jugend trat. Dieß ist eine große Lehre für diejenigen, welche nicht seinen umfassenden Verstand haben und sich vor den Verführungen der Höfe sicher wähnen *). Der Dunstkreis des Servilismus erweicht endlich die unabhängigsten und stolzesten Charaktere. Wie viele Geister des ersten Rangs hat man nicht gesehen, die irgend einen eiteln Titel oder ein Ordensband ihren Pflichten gegen die Menschheit und die Wahrheit vorgezogen haben? Diejenigen, welche die ihnen durch außerordentliche Gaben auferlegten Verpflichtungen fühlen, welche einzig und allein der Wissenschaft und der Erfüllung ihrer Pflicht leben, sind immer unendlich selten gewesen. Ein großer Verstand verleiht nicht immer einen festen Charakter. Die Geschichte der Menschheit zeigt uns viele Nachahmer des Erasmus, und nur wenige, die sich wie ein Chrysostomus, ein Huß, ein Hieronymus von Prag, ein Zwingli, ein Cyrillus Lucar, ihren Ueberzeugungen aufopfern wollen.

Unter allen Ländern von Europa ist übrigens die Schweiz dasjenige, in welchem die Männer, die ihr Leben nach ihren Grundsätzen eingerichtet haben, am zahlreichsten sind. Es genügt die Namen Zwingli, Farel, Viret, Calvin, Lavater, Pestalozzi, Escher von der Linth, Zschokke anzuführen **). Aber Müller bewahrte nicht, wie diese, die Freiheit bis an's Ende seines Lebens. Es kam ein Tag, wo es ihn bei fortwährender Berührung mit kleinlichen Leidenschaften und der unheilbaren Eitelkeit der deutschen Höfe eine ungeheure Mühe kostete, den Fürstendienst mit seinen freien Gesinnungen zu versöhnen. Wir haben absichtlich große Bruchstücke aus seinem Briefwechsel angeführt, um

*) Gibbon, scheint in seiner „Geschichte von dem Verfall des Römischen Reichs" geneigter zu sein, den Tamerlan (Timur-lang) zu bewundern, als die christlichen Märtyrer. Müller war doch noch nicht so weit gekommen.

**) Alle diese waren nicht geborne Schweizer, aber sie haben wenigstens in der Schweiz gelebt.

die Größe und die Kraft der Gesinnung zu zeigen, die er auf dem Boden seines Vaterlands gefunden hatte. Wir haben uns mit unwillkürlichem Wohlgefallen bei jenen beredten Geständnissen einer jungen, von der heiligen Liebe zur Wissenschaft, zur Gerechtigkeit und Freiheit begeisterten Seele aufgehalten. Die Aufgabe, die wir noch zu erfüllen haben, ist weniger angenehm. Aber die Schwächen der großen Männer müssen uns belehren, wie ihre Tugenden. Die Geschichte ist in unsern Augen keine eitle Gaukelei; sie ist eine fortwährende Belehrung, welche wir von der Vergangenheit erhalten. Laßt uns daher die Beispiele unserer Väter vor Augen haben, ohne ihre Irrthümer oder ihre Verirrungen zu theilen.

Indem wir den zweiten Theil von Müllers Leben studirten, haben wir mehr als einmal an einen andern Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft gedacht, dem seine Schriften und seine unermüdliche Thätigkeit ebenfalls einen gerechten Ruhm erworben haben. Obgleich in einem monarchischen Lande geboren, erstarkte in Heinrich Zschokke, je älter er wurde, das edle Gefühl der Unabhängigkeit. Er war zu gleicher Zeit ein ausgezeichneter Schriftsteller und ein würdiger Bürger der freien Schweiz. Er verachtete jene leeren Auszeichnungen, welche Müller gefangen nahmen, und wies sie zurück. Seine Handlungen waren belehrend wie seine Werke, und die Nachkommenschaft wird in dem stolzen Dasein des „Aargauischen Bürgers" mehr Größe finden, als in der beinahe sklavischen Abhängigkeit des „Hofraths". Die Zeit setzt in ihrer Unparteilichkeit alle Dinge an ihre wahre Stelle. Glücklich der Mensch, der, sich über die Vorurtheile seiner Umgebungen erhebend, das Dasein nach seinem wahren Werth zu schätzen weiß.

Der Brief, in welchem Müller seine Zusammenkunft mit Friedrich dem Großen erzählt, ist von großem Interesse, weil er das erste Anzeichen der Bezauberung ist, welche die Herrn der Erde auf den berühmten Geschichtschreiber ausübten.

„Ich wurde," sagt er, „um zwei Uhr des Nachmittags zum

König gerufen. Was glauben Sie wohl, daß ich gefühlt habe, als ich sein Vorzimmer betrat, im Begriff diesen berühmten Helden zu sehen, dessen Schwert die Franzosen, Russen, Oestreicher vierzehnmal in die Flucht gejagt hat, da er seit Julius Cäsar seines Gleichen nicht gehabt hat, dessen Blick die Königreiche zittern macht und der aus seinem Kabinet, vor welchem ich mich befand, seinen mächtigen Einfluß auf ganz Europa ausübt?"

Müller hätte kurz sagen können:

„Ich singe den Sieger der Sieger der Erde."

„Ich war außer mir: schon lange wünschte ich, Friedrich den Großen, dessen Name die Geschichte erfüllt, mit meinen Augen zu sehen*). Als der Kabinetshusar die Thüre eröffnete, trat ich muthig und ohne Verlegenheit ein**). Der König saß in Hauskleidung bei seinem Schreibtisch. Ich stand vor ihm. Er sprach eine Stunde lang mit einer Gnade, einer Güte, einem unendlichen Wissen über eine Menge gelehrter und politischer Gegenstände. Er frug nach meiner Familie. Wenn ich hundert Jahre lebte, würde ich das plötzliche Leuchten seines Blickes nicht vergessen. Ich habe so feine Züge, so viel Geist und so viel Gemüth, ein so glänzendes Auge niemals gesehen, und werde es auch wohl niemals wieder sehen.

„Ich werde immer an den wohlwollenden Ton denken, mit welchem er mir sagte, da er mich verabschiedete: Ich werde in Seinem Betreff Befehle ertheilen***)."

Müller wäre wahrscheinlich auf hundert Jahre, auf

---

*) Hier stimmt Müller einen ganz epischen Ton an:
Sum pius Aeneas, fama super aethera notus.

**) „Je suis donc une foudre de guerre!" sagt der Hase bei La Fontaine.

***) Brief vom 20. Februar 1781.

über die Lauheit seiner Urtheile. So schrieb ihm Gleim bei Gelegenheit seiner „Reisen der Päpste“:

„Voll der großen, starken, edeln Gedanken und weiten Aussichten, die meinen Müller Jedem kenntlich machen, sind die Reisen der Päpste. — Nur wünschte ich, Sie hätten auch nicht irgend Etwas einfließen lassen von Meinungen und Gedanken, das die Widerlegung einem Jeden, der es liest, in den Mund legt, zum Beispiel: „Hier bauten ihre Vaterhände die Hierarchie.“ Wollte Gott, sie hätten gebauet mit Vaterhänden, solchen wie Christus hatte, welche Gräuel aber des Papstthums fallen einem ehrlichen Menschen nicht ein bei diesen „Vaterhänden!“ „Ohne die Hierarchie hätte Europa keine Gesellschaft zum Wächter über den allgemeinen Vortheil.“ — Hatten die Griechen und Römer auch eine solche Gesellschaft? Haben wir Protestanten eine? — Ich kann nicht finden, daß die Religion des Papstes, wie sie jetzt ist, und wie sie zu Wien den Ablaß im königlich-kaiserlichen Pomp ertheilt hat, die Macht des Despoten mäßigen, oder einen bösen Fürsten zu einem guten umbilden kann mit Gründen seiner Religion; ich sehe vielmehr das Gegentheil*).“ Gleim's Kritik ist eben so tief als gemäßigt. Es genügt nicht, in allen Tonarten zu wiederholen, daß gewisse Päpste im Mittelalter die Partei der Völker ergriffen haben; dies ist nicht die praktische Frage. Es liegt uns daran zu wissen, daß das Papstthum jetzt in Europa die festeste Stütze des weltlichen und geistlichen Despotismus, das größte Hinderniß gegen die Fortschritte der Völker in der Freiheit und Gleichheit ist. Mag ein Schriftsteller wie Joseph de Maistre über „die Vaterhände“, welche das Gebäude der Hierarchie errichtet haben**), in Begeisterung gerathen, das ist begreiflich; aber hätte der Geschichtschreiber, der erst mit so viel Beredtsamkeit den Schwur auf dem Grütli erzählt hatte, nicht

*) Briefe Gleims an Müller vom 28. April 1782 in den „Briefen deutscher Gelehrten“ herausgegeben von Körte.

**) J. de Maistre, Du pape.

besser daran gethan, neue Steine zu einem Denkmal zu sammeln, das sein Wankelmuth unbeendigt lassen sollte*)?

Müller beantwortete Gleims Brief mit einer gewissen Verlegenheit, er sei weit entfernt, für die Hierarchie die Stellung zurück zu wünschen, welche sie im Mittelalter gehabt habe; er sei vielmehr ganz entgegengesetzter Meinung. „Was nun geschieht, ist in Einem gut; die Geistlichkeit lernt auch das Joch fühlen. Eben deßwegen möchte ich sie gerne erhalten, denn sie wird an allen Höfen wider den sein, der Alles bedrohet**)." — Was den Papst betrifft, so glaubt er „daß die Religion durch ihn erhalten worden ist." — „Ich bin so neu nicht," fährt er fort, „daß ich nicht wissen sollte, welcher Mittel der Papst sich manchmal bedient hat; aber was liegt daran?"

Daran liegt viel; denn hat nicht der heilige Paulus gesagt, daß man das Böse nicht thun solle, damit Gutes daraus entspringe? Das ist der Ruf des evangelischen Bewußtseins, der von den Eingebungen der gemeinen Weisheit himmelweit verschieden ist.

Das Evangelium verbietet uns bei seinem wahrhaft liberalen Geist, die Tyrannei zu entschuldigen. Man kann gewiß sein, daß sie unter den Sklaven der öffentlichen Meinung genug Mitschuldige und Schmeichler finden wird. Beinahe sollte man glauben, daß die, welche den Völkern ein eisernes Joch aufgelegt haben, die zauberische Gewalt haben, der Nachwelt die nämliche Furcht einzuprägen wie ihren Zeitgenossen. Man wagt es nicht, jene unbeugsamen Gesetze der christlichen Moral, vor welchen sich die erhabensten Häupter beugen sollten, auf ihre

---

*) Am 2. Dezember 1782 schrieb er an Gleim: „Ich werde meine übrige Zeit auf die Ausarbeit der Geschichte anwenden." — So war dieses patriotische Werk für ihn schon eine untergeordnete Arbeit.

**) Er meint den weltlichen Despotismus. — Zu dieser Stelle machte J. v. Müller im J. 1806 die Bemerkung: „Das ist freilich nun ganz anders!" (Anm. d. Uebers.)

Handlungen anzuwenden. Man fragt sich, „ob das Genie nicht eine von den Tugenden jener Geißeln Gottes sei?“ Aber ist die Zeit noch nicht gekommen, das Joch der Vorurtheile und Gewohnheiten des alten Servilismus abzuschütteln? Welchen Begriff muß man sich von der Gerechtigkeit machen, wenn ihre Stimme nicht einmal vor dem Richterstuhl der unparteiischen Geschichte gehört wird? Laßt uns annehmen, daß die während ihrer Lebzeit durch die Urtheilssprüche des Despotismus gebrandmarkten Opfer von der Nachkommenschaft nicht wieder in ihre Rechte und Ehren eingesetzt werden, was soll aus der Billigkeit werden? Wer weiß? Wenn die einflußreichen Schriftsteller eine größere Unabhängigkeit zeigten, wenn sie die Urtheile des Schicksals nicht mit ihrer feigen Gefälligkeit bestätigten, wenn sie nicht sagten wie Brennus: „der Sieger hat immer Recht*),“ so würden sich die Häupter der Völker wohl mehr um die Urtheile der Zukunft bekümmern. Unglaublicher Weise wissen sie nur zu gut, bis zu welchem Grad sie auf die schlaffe Gleichgültigkeit jener Menge Geschichtschreiber zählen können, welche die Größe ihrer Aufgabe zu sehr vergessen, welche sich vor allen Siegen der Gewalt beugen und vor Allem zu fürchten scheinen, den Despoten ihrer Zeit verdächtig zu werden. Sollte man nicht glauben, daß die Niederträchtigkeit und sklavische Gesinnung unsrer traurigen Natur ankleben?“ Wie viele Schriftsteller machen sich, ohne es zu wissen, vielleicht zu Höflingen der willkürlichen Gewalt? Kaum wagen sie es, mit einiger Freimüthigkeit von der Bartholomäusnacht, von den Dragonaden und von den menschlichen Opfern der Inquisitoren zu sprechen, aus Furcht das „Prinzip der Gewalt“ verhaßt zu machen. Es scheint, als ob sie der Ansicht wären, daß wenn sie sich mit der Kraft des christlichen Bewußtseins gegen jene ewig verabscheuungswürdigen Handlungen erhöben, sie sich gegen die Gesetze des „Anstandes“

*) Vae victis! — Vgl. Cousin, Introduction à l'histoire de la philosophie.

und der „Ehrfurcht" verfehlen würden. Ich würde nicht zu Ende kommen, wollte ich alle Trugschlüsse aufzählen, welche die Feigheit eingeben kann. Welcher Unterschied zwischen dem Stolz der Schriftsteller im freien Griechenland und der furchtsamen Vorsicht unserer Zeitgenossen.

Müller konnte bei dem eindringlichen Studium der Meisterwerke der griechischen Literatur, dem er sich in Kassel widmete, diesen Unterschied bemerken. „So eben schließe ich den Demosthenes", schrieb er an seinen Bruder. — „Unter allen mir bekannten Rednern ist er der größte*), nach ihm aber Thucydides. — Die Alten ziehe ich den Neuern überhaupt vor**)." — „Ich habe seit meinem letzten den Plato vollendet, welch ein Mann! wie viele schlafende Saiten in der Seele seine Beredtsamkeit nach so vielen hundert Jahren elektrisirt! Er ist einer, der in der Geschichte meines Geistes Epoche machen wird. Keiner hat von geistigen Dingen klüger gesprochen***), denn als großer Geist begriff er, daß durch das, was in die Sinne fällt, nicht möglich ist, Uebersinnliches zu erklären oder zu beweisen†), — „Seit meinem letzten habe ich den Aristoteles gelesen. — Seine Beredtsamkeit ist die des großen Verstandes, ein vorzügliches Muster aber im Buch vom Weltall und andern, die er Alexandern zuschrieb, und worin kein Lehrer spricht, aber der Weise zum Helden. Er ist auch hierein groß, daß er in Allem des μηδὲν ἄγαν (nicht zu viel) beobachtet. — In Rücksicht auf den Ge-

*) Warum? weil er das Geklirr der Ketten, welche der Tyrann mit sich bringt, nach allen Seiten hin erschallen läßt.

**) Sie waren ihnen sicherlich an Muth überlegen, was ihre geistige Ueberlegenheit nicht vermindert. — Brief an seinen Bruder vom 13. Dec. 1771.

***) Er hätte hinzufügen sollen: „und kühner für seine Zeit". Man lese den „Eutyphron", wenn man daran zweifelt. Er hat auch Sokrates gegen seine Henker in einer bewunderungswürdigen Rechtfertigungsschrift vertheidigt.

†) Brief an s. Bruder v. 19. Jan. 1782.

brauch, den unsre Väter von ihm gemacht, halte ich dafür, daß Kindern keine Speisen des Mannesalters und jenem 13. Jahrhundert kein Philosoph des aristotelischen gehörte, sie konnten ihn gar nicht verstehen; kaum wir sind reif dazu*)."

Müller studirte zu gleicher Zeit jene heiligen Bücher, über welche wir Tag und Nacht sinnen sollten.

Nocturna versate manu, versate diurna).**

Statt in der Bibel, wie gewisse unwissende Christen oder manche dem Despotismus hingegebene Theologen, ein Gesetzbuch des fluchwürdigsten Servilismus zu sehen, betrachtete er sie mit Recht als die ewige Schutzmauer der liberalen Ideen. „Ich habe mir vorgesetzt" sagte er, „in allen meinen Schriften die Freiheit zu vertheidigen, denn was Gott für diese schon so oft gethan, bezeugt, daß er sie liebt***). Aber Müller bgeriff, daß man die Freiheit nicht wirklich liebt, wenn man nicht Willens ist, ihr die größten Opfer zu bringen, wenn man nicht aus Liebe zu ihr jener gemeinsamen Ruhe zu entsagen weiß, die von den faulen und feigen Seelen für das Höchste gehalten wird. „Es ist gut, daß Unruhen entstehen," sagte er, „obwohl ich die Urheber verabscheue. Europa kann unmöglich lange bleiben, was es ist†). — Wenn wir fortschlummerten, würden wir selbst an das Joch uns gewöhnen. Bewegung erweckt unsern alten Geist, und wer würdig ist, frei zu leben, ist nicht wie Prometheus an einen Felsen gefesselt" ††).

Bei seiner ungeheuern Lektüre fand Müller doch noch Zeit, mehrere Schriften abzufassen. Seine schon erwähnten Reisen der Päpste machten großes Aufsehen; sie haben die nämliche Tendenz

*) Brief an s. Bruder vom 26. Januar 1782.

**) Horatius.

***) Brief an seinen Bruder v. 14. Mai 1782.

†) Dieß hat er sieben Jahre vor Erstürmung der Bastille geschrieben.

††) Brief an seinen Bruder vom 14. Mai 1782.

wie „die Geschichte der weltlichen Herrschaft der Päpste." Müller verstand weder seinen wissenschaftlichen Eifer zu regeln, noch ihn zu beschränken. Alle historischen Fragen zogen ihn nacheinan deran. Livius, Thucydides, Tacitus hatten ihr ganzes Leben der Geschichte ihres Vaterlandes gewidmet. Müller, der sie zuerst zum Muster genommen hatte, vergaß jeden Tag die eben so edlen als klugen Vorsätze seiner Jugend.

Seine Stellung in Kassel war wenig beneidenswerth. Seine Besoldung war so ganz unzureichend, daß er Schulden machen mußte. Zudem gefiel ihm die Gesellschaft der deutschen Gelehrten nicht*). Die Erinnerung an sein Geburtsland — das er bei einem solchen Charakter nie hätte verlassen sollen, wurde in seiner Seele wieder mächtig. „Geliebte Luft der väterlichen Hügel," rief er aus, „wer weiß, wie bald ich Dich genießen kann**)!" Er bat daher den Landgrafen um seine Entlassung, verließ Cassel und ging nach Genf, wo er bei dem „verehrten Tronchin, dem Freunde seiner Jugend***)," eine Anstellung als Vorleser fand.

Müller gesteht, daß nur sein geringes Vermögen ihn bestimmen konnte, sein Vaterland von Neuem zu verlassen, um die Stelle eines Bibliothekars anzunehmen, welche ihm der Kurfürst Erzbischof von Mainz anbot†). In Mainz zogen ihn sehr untergeordnete Beschäftigungen, politische Fragen, die für einen Bürger der freien Schweiz ohne großes Interesse waren, von den Arbeiten ab, welche seine ganze Thätigkeit hätte in Anspruch nehmen sollen. Er hatte sogar die Schwachheit, im April 1787 eine diplomatische Sendung nach Rom zu übernehmen. Er verirrte sich je länger je mehr in diese Laufbahn, als er vom Kurfürsten den Titel und die Stelle eines „wirk-

*) „Die deutschen Gelehrten sind, überhaupt genommen, selten munter und weltkundig." (Brief an seinen Bruder vom 22. Febr. 1782.)

**) Brief vom 23. Nov. 1782 an seinen Bruder.

***) Müllers Selbstbiographie.

†) Ebendaselbst.

lichen geheimen Legationsraths" erhielt. Wer sollte es glauben! Die Ehre, in dem Staatskalender dieses Fürstenthums und unmittelbar nach dem ersten Minister und den Staatsräthen aufgeführt zu werden, erfreute seine Eigenliebe. Die Menschen gewinnen wenig durch das Alter! Die Erfahrung und die Ueberlegung, welche sie täglich mehr von den Genüssen der Eitelkeit losreißen sollten, da sie ihnen deren Leerheit zeigt, scheint sie im Gegentheil ihren bösen Rathschlägen zugänglicher zu machen. Zuletzt behandeln sie alle edlen Regungen ihrer Jugend als „Träumerei und Täuschung." Sie verzweifeln, ihren großen Gedanken, denen sie früher ihre ganze Liebe gewidmet hatten, in dieser selbstsüchtigen Welt den Sieg zu verschaffen. Statt sich bemühen, ihre Nächsten zur Höhe ihrer eigenen Ueberzeugungen zu erheben, finden sie es bequemer, sich zu ihnen herabzulassen, um wie sie auf dieser Erde des Elends zu kriechen, um nach einigen Staubkörnern zu haschen, die sie „Ehren und Würden" nennen. Aber um wie viel betrübender ist es, wenn man solche Erbärmlichkeit im Leben der Männer findet, die ihr Geist vor solchen Erbärmlichkeiten sicher stellen sollte! Müller hatte einen zu hohen Gedankenschwung, als daß er sich den Forderungen seiner neuen Stellung ganz hätte hingeben können. In einem Brief vom 23. April 1788 bricht eine heimliche Unzufriedenheit mit seinem diplomatischen Amte durch. Die Zeit sollte sie nicht vermindern.

Die immer enger sich knüpfenden Bande, die ihn an einen kleinen deutschen Hof knüpften, entrissen ihm nicht seine ganze frühere Liebe zur Freiheit. Während einer bedenklichen Krankheit im Jahr 1789 brach die französische Revolution aus. Er begrüßte ihre Morgenröthe mit Begeisterung*). Er diktirte die folgenden Betrachtungen:

„Der 14. Julius ist der schönste Tag seit dem Untergang der römischen Weltherrschaft. Das vorige Seculum ahmte fran-

*) Vergleiche Klopstock's Ode: „Kennet euch selbst."

zösische Frivolität nach, das künftige wird Muth von ihnen lernen. Um wenige Burgen reicher Baronen, um wenige Köpfe weniger, meist schuldiger Großen, ist diese Freiheit wohlfeil erkauft. Sie wird eine Kraft in ihren Charakter legen, wodurch die politische Macht Frankreichs wieder furchtbar emporsteigen wird. Mögen sie dann fallen, die, welche zittern, ungerechte Richter, überspannte Tyrannen! Es ist recht, sehr gut, daß die Räthe und Könige gewahr werden, sie auch seien Menschen*).

Müller, welcher die Entwickelung der französischen Revolution mit Interesse verfolgte, sah bald, welche Ursachen ihren Erfolg hindern würden. Diese zwei Ursachen sind gerade dieselben, welche der Freiheit dieses Landes seit dem Anfang dieses Jahrhunderts verderblich gewesen sind: das Streben nach dem Ideal politischer Einrichtungen und die Verachtung des Christenthums. Das Streben nach dem Ideal politischer Einrichtungen hat durch seine bald wunderlichen und bald drohenden Erfindungen die schüchternen Geister erschreckt, welche sich beeilt haben, in den Armen des Despotismus eine Zuflucht zu suchen. Die Verachtung des Evangeliums hat die liberalen Ideen in den Augen derjenigen in Verruf gebracht, welche ein religiöses Glaubensbekenntniß für jede politische Verfassung für unerläßlich halten. Dadurch, daß man gegen jeden Glauben Geringschätzung zeigte, der sich auf christliche Ueberlieferungen gründete, welche sich, wenn sie richtig verstanden werden, vollkommen mit der Freiheit vereinigen lassen, hat man die ultramontane Reaction vorbereitet, vor dessen Fortschritten diejenigen mit Recht erschrecken, welche das menschliche Geschlecht nicht wieder unter ein entwürdigendes Joch wollen fallen sehen. Müller setzte die englische Revolution von 1688 in ihrer praktischen Auffassung über die französische. Er bewunderte die Klugheit, mit welcher die englischen Staatsmänner einen Stützpunkt in den christlichen Ideen gesucht hatten.

---

*) Brief an seinen Bruder vom 14. Aug. 1789.

Wenn man Alles improvisiren will, wie die französischen Demokraten am Ende des 18. Jahrhunderts, setzt man sich der Erneuerung des Despotismus aus. Die Länder, denen es entschieden gelungen ist, die willkürliche Gewalt zu besiegen: die Schweiz, Holland, Schweden, Dänemark, England, die Vereinigten Staaten haben eine Politik befolgt, die von der des Nationalconvents sehr verschieden war. Sie haben nicht unternommen, die Gesellschaft vom Standpunkt der griechischen Philosophie umzugestalten. Sie haben sich auf jenen wahrhaft christlichen Geist gestützt, den das Evangelium denen eingiebt, die sich nicht zu Sklaven des geistlichen Despotismus der römischen Kirche machen. Leider sind die Fehler Frankreichs nie ohne Einfluß auf die übrigen romanischen Länder. Nur zu oft haben die Franzosen Nachahmer in Spanien, Portugal, Italien, und selbst an den Ufern der Donau unter den Rumanen gefunden. Während daher der Sieg der Freiheit bei den Völkern gesichert ist, welche dem skandinavischen und angelsächsischen Stamm angehören, sind die romanischen Länder nahe daran, unter das Joch der absoluten Gewalt zurückzufallen, oder sie sind ihm sogar schon beständig unterworfen.

Aus dem gründlichen Studium der Geschichte seines Vaterlands hatte Müller gelernt, wie die Völker ihre Unabhängigkeit erobern und bewahren können. Daher liebte er es auch, die Blicke nach seinem Vaterland zu richten, wenn er den Zustand der Dinge in Europa dargestellt hatte. „Bei allen Mängeln,“ sagte er, „finde ich doch noch Zürich als das Muster eidgenössischer Städte an Bürgersinn, Haustugenden, Nationalkraft, und wenn ich die übrige unfranzösirte Schweiz (Rhätien beigezählt), in Erwägung ziehe, so freut mich das Vaterland doch wieder; und ich hoffe, es sollen doch noch wohl zehen Gerechte darin sein*).“

Kurz vor dem Einzug der Franzosen in Mainz erhielt Müller, welcher dazumal „geheimer Staatsrath und Staatsreferendär“

*) Brief an seinen Bruder vom 9. November 1789.

war*), plötzlich die Einladung, sich nach Wien zu begeben. Die ultramontane Partei hatte schon lange geheime Absichten auf ihn. „Ein sehr verehrungswürdiger, redlicher, seinem Glauben äußerst anhänglicher Mann, der Müller schätzte und liebte, hatte dessen ungeheuchelte Ehrfurcht für eben diesen Glauben, seine Meinung von der Brauchbarkeit gewisser Anstalten — — für eine Neigung zu einem Schritte gehalten, woran er nicht gedacht, und hiedurch zu diesem Beruf wesentlich beigetragen**)." Müller war zu aufgeklärt und zu gewissenhaft, um sich zu solchen Dingen herzugeben. Es ist sehr begreiflich, daß Männer, welche einen eingewurzelten Widerwillen gegen die liberalen Ideen haben, sich zum Katholicismus bekehren***). Dahin führt die Consequenz alle diejenigen, welche ihre geheimen Neigungen zur Bewunderung der willkürlichen Gewalt stimmen. Wir begreifen gewisse Bekehrungen sehr wohl, von denen die römische Kirche nur zu großen Lärm gemacht hat. Man kann eine wahre Gelehrsamkeit, sehr umfassende Kenntnisse in einem besondern Fache besitzen, und doch nicht genug Seelen- und Charakterstärke haben, um die freie Prüfung zu ertragen. Es ist dann Nichts natürlicher, als daß man sich beeilt, seine Freiheit an den Stufen des wurmstichigen Throns des Papstthums niederzulegen. Man wird dort „jene Ruhe" finden, von der eine Schriftstellerin unserer Zeit spricht†), die Ruhe im Tod, in der Entsagung

*) Müllers Selbstbiographie. **) Ebendaselbst.

***) So Hurter, Antistes von Schaffhausen, der sich seit seiner Bekehrung zum Lobredner des fluchwürdigen Ferdinands II. von Oestreich aufgeworfen hat. Man hat über diesen Mann viel geschrieben. Er selbst hat eine Schrift herausgegeben: „Der Antistes Hurter in Schaffhausen" (Schaffh. 1840) und „Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben" (Schaffh. 1855). A. de Saint Chéron, ein den Jesuiten ergebener Schriftsteller hat „Das Leben, die Arbeiten und die Bekehrung von F. Hurter" (französisch) herausgegeben. (Paris 1844.)

†) Die Frau Gräfin Ida Hahn-Hahn: „Von Babylon nach Jerusalem." Dieser sonderbare Titel bedeutet von Berlin nach Rom.

alles desjenigen, was die Würde der menschlichen Natur bildet. Müller war keineswegs entschlossen, eine solche Ruhe anzunehmen. Dennoch hatte man Alles aufgeboten, um ihn zu verführen. Der Kaiser hatte ihm vorher einen Adelsbrief ertheilt, und ihn zum Ritter ernannt. Diese Auszeichnungen, welche er Anfangs als mit der Einfachheit seiner Sitten unverträglich mit Entschiedenheit ausgeschlagen hatte, setzten ihn nicht wenig in Verlegenheit*). Endlich ergab er sich darein, sich „Johannes, Edler von Müller zu Sylveden, des heiligen Römischen Reiches Ritter" zu nennen**). Er erröthete bisweilen über die Verwandlungen, welche der freie Bürger des alten Helvetiens erfuhr. So schrieb er, als er bei der Kaiserkrönung den Kurfürsten von Mainz vertrat: „Ich schäme mich über mich selbst; meine größte Freude ist, daß ich mich von größeren Thoren umgeben sehe, als ich bin, und zwar von solchen, die es aus freiem Willen sind." Ein trauriger Trost für einen Mann wie Müller! War er nicht geschaffen, um dem großen Haufen den richtigen Weg zu zeigen, und nicht, um ihm in seinen Verirrungen zu folgen?

Leere Ehrenbezeugungen können einem von den Vorurtheilen der Eitelkeit der Welt beherrschten Geist genügen; aber sie erfüllten die Seele des großen Geschichtschreibers mit Verwirrung und Ungewißheit. Als er im Monat Juli 1791 zum Staatsreferendarius ernannt wurde, träumte er von glücklicher Muße zu seinen Studien. Er erinnerte sich, daß der gelehrte und tugendhafte Abauzit, der einzige seiner Zeitgenossen, den J. J. Rousseau gepriesen hatte, „zu Genf mit 25 Louisd'or Einkommen bis in sein 88. Jahr gelebt habe." Zürich, das immer ein Mittelpunkt geistiger Thätigkeit gewesen ist, zog ihn mit seinen reichen Bibliotheken und seinen entzückenden Landschaften an. Dort hätte er seine Titel und „seine Dekorationen

*) Brief vom 28. Okt. 1790.

**) Brief ohne Datum, aber vom Jahr 1791.

abgelegt," um nur Johannes Müller zu sein; dort hätte er seine „vaterländische und seine allgemeine Geschichte" geschrieben*). Er vergoß Thränen, wenn er daran dachte, daß er die Jahrbücher seines ruhmvollen Vaterlands unvollendet lassen würde. Seine Ahnungen täuschten ihn nicht. Mit Seelenkraft hätte dieses Unglück vermieden werden können.

Doch gab die östreichische Regierung die Hoffnung nicht auf, ihn zu gewinnen. Als die Franzosen Mainz eingenommen hatten, stürzten sie die Regierung des Kurfürsten Erzbischofs. Auf der Rückreise vou Wien erfuhr Müller, daß die Stadt den republikanischen Truppen in die Hände gefallen sei. Er schlug alle Anerbietungen ihres Generals Custine aus, holte den Kurfürsten in Eichfeld ein, und als er von diesem in diplomatischen Angelegenheiten zum Kaiser gesandt worden war, nahm er am 12. Februar 1797 den Titel eines Hofraths an, den ihm das Haupt des deutschen Reichs anbot.

So sehr er auch von allen diesen Umwandlungen seines Lebens in Anspruch genommen war, verfolgte er doch die Entwickelung der französischen Revolution mit der lebhaftesten Theilnahme. Die Urtheile eines so ausgezeichneten Geistes verdienen zu einer Zeit wieder hervorgezogen zu werden, in der man so sehr damit beschäftigt ist, den wirklichen Charakter dieser großen Begebenheiten zu würdigen**).

„Wenn die Franzosen Religiosität hätten," sagte er, „und ihre Sache auf Gott und Moral gründeten, so glaubte ich***); so aber sage ich, daß ihr Gebäude auf Sand ruhet, und ein Wind vom Herrn es umreißen wird†)."

---

*) Brief an seinen Bruder vom 29. Aug. 1791.

**) Wie verschieden sind doch die Urtheile eines Thiers, de Conny, A. Gabourd, Mignet, Granier (de Cassagnac), Lamartine, Buchez.

***) An den Erfolg der Revolution.

†) Brief an seinen Bruder vom 22. Juli 1791.

So sagte Müller schon im Jahr 1791 den 18. Brumaire voraus.

„Ich bekenne,“ fuhr er fort, „daß ich in der französischen Revolution viel Gutes finde; — aber die Franzosen sind auf einem schon äußerst fatalen Wege; abstrakte Theorien sind ihnen Alles. — — Auch kann ich nicht glauben, daß sie ohne Gott auslangen werden. — Weil ich daher glaube, daß ihre Sache, so wie sie jetzt ist, böse ist, so wünsche ich nicht die Herstellung (†††) des Despotismus, — — aber eine balancirte Verfassung mit einer Mittelmacht*).“

Aber wenn Müller die Fehler der Volkspartei mit Strenge beurtheilte, so war er auf der andern Seite über das ruchlose Treiben der Aristokratie entrüstet, welche sich mit den Fremden zur Unterdrückung Frankreichs verschwor.

„Die aristokratischen Franzosen,“ sagte er, „machen viel tolles Zeug; aber es wird Nichts aus ihrem Rath**).“

In der ersten Zeit seines Wiener Aufenthalts bemerkte Müller, dessen Charakter so zutrauensvoll war, die Schwierigkeiten seiner neuen Stellung nicht: die heuchlerische Milde des Despotismus des Hauses Oestreich mußte ihn nothwendig täuschen. Die absoluten Regierungen tragen die Macht, über welche sie zu gebieten haben, bisweilen zur Schau. Der Schrecken, den sie einflößen, scheint ihnen das beste Vertheidigungsmittel gegen die Fortschritte des Zeitgeists. Der Wiener Hof hat zu jeder Zeit eine geschicktere Politik vorgezogen. Sie hat beständig dahin gearbeitet, der willkürlichen Gewalt „väterliche Formen“ zu geben***). Daher haben auch oberflächliche Geister — deren Zahl so groß ist — durch die pomphaften Erklärungen verführt, an

*) Ebendaselbst.

**) Brief an seinen Bruder vom 29. Nov. 1791.

***) Alle Welt weiß, daß er Schriftsteller in seinem Sold hat, welche den Auftrag haben, ihn als die einsichtsvollste, väterlichste und duldsamste Regierung darzustellen.

denen er nicht geizig ist, mehr als einmal die Treuherzigkeit gehabt, „von seinen liberalen Absichten“ zu sprechen. Man darf sich daher nicht wundern, daß Müller, der, wie gesagt, von Natur vertrauensvoll war, im Anfang seines Aufenthalts in Oestreich durch Scheinworte geblendet worden ist. Uebrigens bezeugte ihm der Kaiser ein besonderes Wohlwollen. Selbst der Erzbischof von Wien lud ihn, ohne zu sehr über seine „Ketzerei“ zu erschrecken, zum Mittagessen ein. Aber als man sah, daß er Protestant und liberal blieb, veränderte sich seine Stellung. Eine interessante Stelle seiner Selbstbiographie zeigt, wie groß die Schwierigkeiten seiner Lage waren.

„Um dieselbige Zeit wurde durch den tollesten Mißbrauch des Namens der Freiheit auch die Vertheidigung der gesetzmäßigen, die tadellose Unternehmung jener alten Eidgenossen, die Lehre, wodurch Luther einen Theil Europas von Aberglaube und Unglaube zurückzog, und durch die Verirrungen und Leidenschaften talentvoller Männer die Geisteskultur selbst in ungünstigen Schatten gestellt. Nachdem persönliche Interessen den Mißverstand zur Maxime erhoben, konnte der, welcher nicht bereute, die Geschichte seines Volkes, wie sie ist, — — geschrieben zu haben, und über dieses in der angestammten Kirche blieb, nicht viele Wirksamkeit oder Auszeichnung erwarten*).“ Müller wurde mit der Zeit gewahr, daß er nicht allein niemals zu Einfluß gelangen würde, sondern auch, daß man in despotischen Ländern nicht einmal auf die Duldsamkeit rechnen kann, die den historischen Arbeiten so nothwendig ist, bei welchen man sich von dem vollständigen Servilismus leiten läßt. Sein Briefwechsel enthält hierüber Mittheilungen, welche die der willkürlichen Gewalt unterworfenen Länder mit lebhaften Farben malen. Man griff ihn zuerst in den der Regierung verkauften Zeitungen an. „In einem Stück der Minerva werden auch mir in den ersten Theilen

*) Müller's Selbstbiographie. — Man muß nicht vergessen, daß diese Zeilen lange nach Müllers Aufenthalt in Wien geschrieben worden sind.

der Schweizer Geschichte befindliche Stellen vorgehalten, die allerdings jetzt anders geschrieben werden müßten als 1788*). Der berühmte Geschichtschreiber schwankt schon! Er sucht, sich vor seinen eigenen Augen zu rechtfertigen, indem er behauptet, daß ein Totalunterschied zwischen der alten schweizerischen und der französischen Revolution bestehe. Die östreichischen Inquisitionen hatten vollkommen Recht, diese spitzfindige Vertheidigung nicht durchgehen zu lassen. Die schweizerische Revolution, das unsterbliche Werk der Bauern, war, wie die französische, gegen das aristokratische Princip gerichtet gewesen. Wenn die beiden Revolutionen auch einen verschiedenen Weg eingeschlagen hatten, so waren sie nichts destoweniger in ihrem Ausgangspunkte durchaus gleich. Müller wußte es wohl, als er über die Einnahme der Bastille jubelte. Aber die Wiener Luft schwächte seine Ueberzeugung selbst ohne sein Wissen. Diese Zugeständnisse genügten aber denen nicht, welche ihn hatten bekehren wollen. Die Wichtigkeit, die man seinen Meinungen beilegte, erregte ihm fortwährende Unannehmlichkeiten. Man legte seine Worte, seine Schriften, seine vertrautesten Briefe mit der hartnäckigsten Böswilligkeit aus.

Es zeigte sich jetzt eine Gelegenheit, die Freiheit wieder zu gewinnen. Am 6. April 1798 ernannte ihn die Wahl-Versammlung von Schaffhausen beinahe einstimmig zum Mitglied des obersten Gerichtshofs der helvetischen Republik. Er kämpfte mehrere Tage gegen die Erinnerungen seiner Jugend; endlich schlug er die Stelle unter ziemlich leeren Vorwänden aus. Um dieselbe Zeit leistete ein anderer Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft, Heinrich Zschokke, der Schweiz die mannigfaltigsten Dienste. Aber der Verfasser der „Aarauer Abende" war ein Mann von entschiedenem Charakter, während Müllern alle Entschlossenheit fehlte. Uebrigens bereitete diesem seine falsche Stellung und die Abschwächung seiner edlen Ideen manchen geheimen

*) Brief an seinen Bruder vom 16. Nov. 1796.

men Schmerz. Man hatte einen Theil seiner Briefe an Bonstetten ohne seine Ermächtigung herausgegeben. Dieß gab ihm Gelegenheit über sich selbst nachzudenken: „Ich finde, daß weniger aus mir geworden ist, als diese Briefe anzukündigen schienen. Dieses war eine Folge meiner Lage, daß ich der Literatur nie ganz leben konnte, und auch jetzt noch Amphibion bin*).“

Dennoch fand man seine Umwandlung nicht vollständig genug. Ein Mann, dem er mit Recht oder Unrecht sein Vertrauen geschenkt hatte, drängte ihn, sich zu bekehren. „Es würde mich nicht wundern,“ sagte Müller treuherzig, „wenn höhere dahinter wären“ **).

Mitten unter diesen Aufregungen verdoppelte sich seine Ungewißheit. Er wußte weniger als je, welche Richtung er seinem Leben geben sollte. „Soll ich in der Geschichte der Schweiz fortfahren, oder, nach Andern, die Universal-Historie endlich ausarbeiten? — — — Es reizt mich, die Universal-Historie; es schmerzt mich, der Schweizergeschichte untreu zu werden; die Schatten der Helden stehen vor mir; soll die alte Schweiz selbst ihr Denkmal verlieren***)?“

Müller fühlte die Schwierigkeiten seiner politischen Stellung täglich mehr. Die Ueberlegenheit seines Geistes, die in seinen Schriften niedergelegten liberalen Ideen, seine bürgerliche Herkunft machten ihn dem Adel verhaßt. Er bat um die Stelle eines Bibliothekars an der kaiserlichen Bibliothek und erhielt sie. In seiner gewöhnlichen Unschuld glaubte er, sich vor allen Neckereien sicher gestellt zu haben. „Ich danke Gott für diesen meinen Beruf, der mir alle vernünftige Freiheit läßt, und worin mich Jedermann so völlig an meiner Stelle findet. Gott! wer mir in meiner Jugend gesagt hätte, die gewaltige prächtige

*) Brief an seinen Bruder vom 27. Juni 1791.
**) Brief an seinen Bruder vom 13. Okt. 1798.
***) Brief an seinen Bruder vom 28. Dez. 1799

Bibliotheca Augusta sollst du in großen Ehren und mit gutem Auskommen verwalten*)!"

Müller benutzte die Muße, die ihm seine neue Stellung gewährte, um die vaterländische Luft einzuathmen. Von Schaffhausen begab er sich in die Niederlande und nach Frankreich. Er hatte zum Ueberdruß sagen hören, daß Frankreich durch die Revolution zu Grund gerichtet und verwüstet sei. So folgte denn eine Ueberraschung der andern. „Das ist dasjenige Land," rief er aus, „welches nach dem alten Rom am gewaltigsten und mit der größesten Ordnung über den größern Theil des bekannten Transalpiniens herrschte, das gegen die Araber zuerst mit entscheidendem Glück ein Damm wurde, Karls des Großen Erbreich, und unter dem heiligen Ludwig der Gesetzgebung Muster; das wirksamste auf die europäische Cultur durch Popularisirung der Wissenschaften; in unsern Tagen ausersehen, die ganze rostende Maschine des europäischen, wo nicht des ganzen menschlichen Wesens gewaltsam zu bewegen. Nichts hebt höher als der Gedanke eines seit anderthalb tausend Jahren so oft, und jetzt mehr als je, zu den allergrößten Wirkungen auserkornen Volkes. — So trat ich ein, fest entschlossen zu sehen, als wenn ich nie von einer Partei Etwas gehört hätte. Und was sah ich denn? Das Gegentheil von fast allem Gehörten: einen sehr sorgfältigen Landbau, dessen Mängel von unvollkommner Kenntniß der Theorie, nicht von der Revolution herkommen; in vielen Dörfern neue Häuser; die Abnahme der Mannschaft gar nicht größer als bei uns, und eine unglaubliche Menge junger Leute und Kinder, größere Vertheilung der Güter, Merkmale des Verfalls nützlicher Anstalten, aber dagegen auch Ressourcen, freudigen Nationalstolz im Gefühl der Triumphe und Präpotenz über die Feinde. Die Menge, besonders in Altfrankreich, scheint gewonnen zu haben. Die Nachtheile kann man ohne Unbill kaum anders als unvermeidliche Folgen der Er-

*) Brief an seinen Bruder vom 6. März 1801.

schütterungen und des Kriegs, also als vorübergehend betrachten*)."

Die Verwunderung der Fremden, welche Frankreich durchreisten, war allgemein**). Die Verbesserung des Zustands der Bauern, welche unter der früheren Regierung so traurig war***), hatte das Ansehen des Landes vollständig verändert. Daher bewahrt auch die ackerbautreibende Bevölkerung einen tiefen Widerwillen gegen die im Jahr 1789 so ruhmvoll gestürzte Ordnung der Dinge. Sie darf sich nicht vorwerfen, wie gewisse Mitglieder des Bürgerthums, die Wohlthaten der Revolution vergessen zu haben. Und doch hat Loménie den Bürgern in einem vortrefflichen Werk gezeigt, welchen Erpressungen sie ehemals ausgesetzt waren†).

Als Müller nach Wien zurückgekehrt war, fand er alle alten Kränkungen wieder. Und doch vernachlässigte er keine Vorsicht, die geeignet war, das Mißtrauen des östreichischen Despotismus zu besiegen. Seine Klugheit hatte sogar etwas Kindisches. „Ich trachte," schrieb er im August 1803 an seinen Bruder, „auch selbst unschuldige auswärtige Verhältnisse mit Klugheit nach und nach zu lösen, so wie ich merke, daß man sie hier mißbilligt. Mein erster Wunsch ist, sowohl dem Kaiser bestens zu dienen, als meine Zeit ruhig, zum Besten der Nachwelt anzuwenden." Diese übertriebene Lenksamkeit, welche so wenig an die stolze und edle Unabhängigkeit erinnert, welche Müller in

*) Brief an seinen Bruder vom 27. Mai 1801.

**) S. Ch. de Rémusat, Fox, in der Revue des deux mondes v. J. 1856.

***) Diese Thatsache wird von Fénélon, Vauban, La Bruyere u. A. m. bezeugt. — Man vergleiche auch die Geschichten von Frankreich von Lavallée, Heinr. Martin und Michelet.

†) Louis de Loménie, Beaumarchais et son temps. — Der Verfasser hat zu dieser Arbeit die glaubwürdigsten und unbekanntesten Quellen benutzt.

seiner Jugend bewies, entwaffnete die niedrigen Leidenschaften nicht, welche er durch seine Treue gegen die reformirte Kirche und die liberalen Ideen aufgeregt hatte. Einige mächtige Freunde versuchten umsonst, einen so unschädlichen Mann zu beschützen. „Müller wäre doch in Wien geblieben, wenn nicht die unter dem Mantel der Redlichkeit oder des Diensteifers sich so gern verhüllende Gemeinheit einiger Menschen durch Verunglimpfung der herrschenden Denkungsart, Verordnungen über das Bücherwesen veranlaßt hätte, welche die sonderbarsten Verbote und auch das zur Folge hatten, daß Müller die Fortsetzung seiner (gewiß nicht revolutionären) Schweizergeschichte selbst auswärts nicht herausgeben durfte. Zugleich wurde ihm bei der Hofbibliothek eine Stelle vorenthalten, für die wohl Niemand in oder außer Wien ihn unqualifizirt geglaubt hätte. Durch diese Kränkungen wurde er einem Hause, einer Monarchie, einer Nation, die er wahrhaft liebte, und einer Lage, welche für ihn sonst so schicklich war, entrissen *)." Diese Verfolgungen erbitterten sein von Natur wohlwollendes Gemüth. „Bald," schrieb er, „bald verzeih' ich Rousseau seine Misanthropie **)." Eine Reise in das protestantische Deutschland gab ihm seine Heiterkeit wieder. „Was war es," sagte er, „das bei dem ersten Eintritt auf preußischen Boden mich neu belebte? — — So hier, da ich mir zu Hause schien, wie ein aus der Fremde heimgekommener Sohn. Es schien mir ohne Raisonnement so, daß Preußens Sachen die meinigen seien, und die des Glaubens meiner Väter, und die der immer geliebten, hier freien und ehrenvollen Literatur. Ich fühlte mich wie neubelebt, hier ohne Scheu Reformirter und Gelehrter sein zu dürfen. Hiezu kam die Tendenz des Königs ***) Berlin zu einer Freistätte und einem Mittelpunkt deutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freiheit zu machen. Auch

*) Müllers Selbstbiographie.
**) Brief an seinen Bruder vom 31. Dez. 1803.
***) Friedrich Wilhelm III.

sah ich von letzterer nicht die mindeste üble Folge*)." Die preußische Regierung machte Müller die glänzendsten Anerbietungen. Wien gerieth darüber in Bewegung und man bot ihm eine beträchtliche Vermehrung seiner Besoldung an. Aber der berühmte Geschichtsschreiber war der Sklaverei müde, in welche die östreichische Regierung die Geister schlug; er entschied sich dann zu Gunsten Preußens.

Alle diese Aufregungen hatten Müller nicht gehindert, tiefe Studien über die Kirchenväter zu machen, eine Sache vom höchsten Interesse, die von unsern Zeitgenossen allzusehr vernachläßigt wird. Es geht aus seinem Briefwechsel hervor, daß er die orientalischen Kirchenväter denen des Abendlands vorzog. Nichts ist bemerkenswerther als sein Urtheil über die Polemik des Hieronymus gegen Origenes. „Ich las auch, was Hieronymus an Origenes auszusetzen hat, und bin auch da oft mit dem Widerlegten einverstanden. Gewiß war Origenes ein Mann von Genie und an glücklichen Muthmaßungen und Deutungen fruchtbar; aber Hieronymus und die ganze herrschende Partei wollten alle kühnen Flüge, alles Lustwandeln neben der Heerstraße durchaus nicht zugeben**)." Die Begeisterung des Bethlehemitischen Einsiedlers für das Mönchthum gefiel auch ihm nicht. „Ich habe das Leben der heiligen Paula gelesen, ohne aber zu billigen, daß sie sich ruinirte; es ist entsetzliche Ueberspannung in dem allem. Ich sah neulich lebendige Beispiele, die von La Trappe, mit weniger Erbauung als dégoût und Mitleiden***)." Im folgenden Jahre spricht er nochmals von Origenes. „Auf Weihnacht ergriffs mich gewaltig, über die Religion wieder einmal etwas Köstliches zu genießen; und ich widmete dazu die Tage vom 25. Dez. bis 3. Jan., und wählte Origenes. Nicht leicht dachte ein Vater mehr über das Christenthum, noch

*) Brief an seinen Bruder vom 12. März 1804.

**) Brief an seinen Bruder vom 5. Juni 1798

***) Brief an seinen Bruder vom 28. Juli 1798.

forschte einer tiefer in allen Winkeln, wo etwas ist oder nicht ist. Also die Schrift **De principiis**, wovon leider fast bloß Rufini Uebersetzung da ist. Gleichwohl fand ich großen Genuß. Der umfassende Geist, welcher die Apokatastasis, die endliche Reduktion aller Divergenzen auf die ursprüngliche Reinheit und Wahrheit und Glückseligkeit, fand, sah vor Allem in die Tiefen der Gottheit und Menschheit. Wie er erbebt über dieser Zeit Ungestüm, über dieser Jahre Verlust, diesen Anstoß! O ihr Elenden von 553*), ihr verdammtet den, dem ihr würdig waret, Schuhriemen zu lösen. Welch ein anderes Christenthum, wenn man auf diesem Wege fortgeschritten, und was er trocken sagt, gemahlt, ans Herz gebracht, und so sich in der Höhe und Größe und Unermeßlichkeit gehalten hätte, ohne die heilige Religion in eine Folterkammer oder einen Diskutirsaal einzusperren**)!" — „Des Origenes „Anfänge" vollendete ich; es ist seine esoterische Lehre, seine „Weisheit für die Vollkommenen;" mir gefällt sie, ohne daß ich Alles annähme***)."

Der heilige Johannes Chrysostomus behagte ihm nicht weniger als Origenes. „Nicht genug kann ich dir sagen von dem reinen göttlichen Vergnügen, das mir Chrysostomus macht, wahrlich der Christen Cicero, großer Forscher des Herzens in allen seinen Tiefen†)." — „Je mehr ich den Chrysostomus studiere, desto mehr Weisheit, Mäßigung, Schönheit, Humanität und Hoheit finde ich in der ganzen Schrift, aber in der Lehre Christi besonders. Zum Herzen, zu allen menschheitlichen Bedürfnissen passend war doch kein System der Philosophen, kein heiliges Buch der Nationen††)."

Trotz seiner Vorliebe für das Morgenland, klagt er an einem

*) Die fünfte Kirchenversammlung zu Konstantinopel.
**) Brief an seinen Bruder vom 28. Dez. 1799.
***) Brief an seinen Bruder vom 11. Jan. 1800.
†) Brief an seinen Bruder vom 2. Juni 1803.
††) Brief an seinen Bruder vom 29. Juni 1803.

andern Ort über die Leichtigkeit, mit welchem es „die Schultheologie angenommen hat, welche die griechische Kirche damals schon so sehr verunstaltete." — Er trägt kein Bedenken zu sagen, daß in dieser Kirche „schon viel Saame zum Polytheismus gestreut gewesen" sei*). Aber dieser großen Kirche steht eine glänzende Zukunft an dem Tag bevor, wo sie sich von jenen fremdartigen Zusätzen befreien wird, um den Völkern von Neuem den Glauben eines Justinus Martyr und eines Clemens von Alexandrien zu verkündigen. Müller zweifelte seinerseits nicht an der künftigen Bestimmung des Orients, und das zu einer Zeit, wo die scharfsinnigsten Beobachter an demselben zu verzweifeln schienen. „Wenn die türkischen Länder einst entbarbarisirt sind**), werden wir erstaunen, die alte Welt wieder auferstanden zu sehen***)." Möchte sich die Prophezeihung des berühmten Geschichtschreibers bald verwirklichen, möchten unsere Brüder durch Thatkraft, geistige Thätigkeit, Liebe zum Fortschritte beweisen, daß sie die ältern Söhne der christlichen Civilisation sind, die durch die Tyrannei ihrer Unterdrücker eine Zeit lang in ihrer Entwickelung aufgehalten worden ist.

Ehe sich Müller nach Berlin begab, machte er eine Reise in die Schweiz. Frau von Stael behielt ihn zwei Tage in Coppet. In Genf traf er den Amerikaner Kinloch, den ergebenen Freund seiner Jugend. Alle edlen Gefühle, alle großen Gedanken lebten in seinem Geburtsland, das er so sehr geliebt hatte, mit neuer Kraft wieder auf. Nachdem er so lange an den Höfen gelebt hatte, wußte er die Herzlichkeit und Einfachheit der Gewohnheiten seines Vaterlandes zu würdigen. Als er Bern verlassen mußte, wurde es ihm schwer um das Herz.

*) Brief an seinen Bruder vom 10. April 1793.

**) Was unmöglich ist ohne die Wiederbelebung der christlichen Stämme dieses großen Reichs.

***) Brief an seinen Bruder vom 20. Februar 1801.

„Ach," sagte er, „wenn ich nur einen Vorwand finden könnte noch einen Tag länger hier bleiben zu können." In Basel konnte er, da er von der Schweiz Abschied nehmen sollte, seine Thränen nicht zurückhalten. Er sollte sein Vaterland nicht wieder sehen.

Die theilnehmende Aufnahme, die ihm in Berlin zu Theil wurde, konnte ihm einigen Trost gewähren. Er fand dort endlich eine Stellung, die ihm zusagte. Aber die Annehmlichkeiten derselben verminderten seinen Eifer für das Studium in keiner Weise. Er war mehr als je von der heiligen Liebe zur Arbeit und zum Fortschritt beseelt. „Viele reden jetzt," schrieb er an seinen Bruder, „vom Zurückziehen, Aufgeben, Schlafen: es ist auch mir etwa eingefallen, der Welt und selbst wissenschaftlichem Betrieb zu entsagen, und, wie man etwa in den mittlern Zeiten that, irgendwo unbekannt und allem abgestorben, allein in der Betrachtung zu leben. Aber immer noch erschallt in mein Inneres das Wort: ich soll wirken, so lang es Tag ist, und ehe die lange Nacht kömmt, wo alle That aufhört*)." Diese schönen und edlen Worte waren bei Müller keine leere Formel. Er schrieb in Berlin eine „Abhandlung über den Geist Friedrichs II.," geschichtliche Abhandlungen für die Akademie der Wissenschaften, und gab Herders Werke heraus, seine „Lebensgeschichte," aus der wir mehrere Bruchstücke mitgetheilt haben, endlich eine große Anzahl Rezensionen für gelehrte Zeitschriften. Die Schlacht bei Jena und die Vernichtung der preußischen Monarchie entzogen ihn leider seinen geliebten Studien. Diese Unglücksfälle warfen ihn nieder. Jedoch bewies ihm der Sieger alle die dem berühmten Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft schuldige Achtung. Nachdem Müller von dem Wohlwollen gesprochen, das ihm die französischen Generale bezeugten, sagte er: „Von dem Kaiser habe ich in Ansehung meiner nichts Anderes erfahren, als was mich zu den besten Hoffnungen für die Zukunft

*) Brief vom 24. Dez. 1805 an seinen Bruder.

berechtigt. — Es sind mir ehrenvolle und sehr angenehme Vorschläge gemacht worden, und ich erwarte zu vernehmen, wiefern sie von dem Kaiser bestätiget werden dürften. — Im Fall jene Ideen Anstand finden sollten, so müßte ich suchen, zu Heidelberg oder anderswo die nöthige Unterkunft zu finden; doch wäre Paris mir am liebsten. Außer daß ich der großen Städte nun einmal gewöhnt bin, ist Paris jetzt, wie das alte Rom, die eigentliche Hauptstadt der civilisirten Welt."

Dieser Brief ist vom 8. Nov. 1806. Am 19. schrieb ihm Maret, sich am folgenden Tag um sieben Uhr Abends zu Napoleon zu begeben. Der Geschichtschreiber der Schweiz hatte das Glück, sich mit den zwei größten Kriegshelden des 18. und 19. Jahrhunderts vertraulich zu unterhalten, mit dem Sieger von Roßbach und dem Sieger von Jena. „Der Kaiser," schrieb Müller, „fing an von der Geschichte der Schweiz zu sprechen, daß ich sie vollenden soll*), daß auch die späteren Zeiten ihr Interesse haben**). Er kam auf das Vermittlungswerk***), gab sehr guten Willen zu erkennen, wenn wir nur uns in nichts Fremdes mischen und im Innern ruhig bleiben. Wir gingen von der Schweiz auf die altgriechische Verfassung und Geschichte über, auf die Theorie der Verfassungen, auf die gänzliche Verschiedenheit der asiatischen (und derselben Ursachen im Klima, der Polygamie u. a.). Die entgegen gesetzten Charaktere der Araber (welche der Kaiser sehr rühmte) und der tartarischen Stämme (welche auf die für alle Civilisation immer von jener

*) Ein vortrefflicher Rath, den Müller hätte benutzen sollen, und in welchem man Napoleons praktischen Blick wieder erkennt.

**) Allerdings! Die Geschichte der Reformation, Zwingli, Cappel, die Predigten Farels in Neuenburg, der Aufenthalt Calvins in Genf, seine Kämpfe, die Hinrichtung Servet's u. s. w. haben auch ihr Interesse.

***) D. h. auf die der Schweiz gegebene Mediationsakte, und die durch seinen mächtigen Willen herbeigeführte Beruhigung dieses Landes. (Anm. d. Uebers.)

Seite zu besorgenden Einfälle und auf die Nothwendigkeit einer Vormauer führte); von dem eigentlichen Werth der europäischen Cultur (nie größere Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, Humanität, überhaupt schönere Zeiten, als seit dem 15. Jahrhundert); alsdann wie Alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Macht ist, und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der großen Völkerföderation. — Es ist noch sehr viel und in der That über fast alle Länder und Nationen gesprochen worden. — Ich widersprach bisweilen, und er ging in die Diskussion ein. Ganz unparteiisch und wahrhaft wie vor Gott muß ich sagen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand (nicht blendende Witz), die große umfassende Uebersicht mich mit Bewunderung, so wie seine Manier, mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte. — Nach fünf Viertel oder anderthalb Stunden ließ er das Concert anfangen, und ich weiß nicht, ob zufällig oder aus Güte, er begehrte Stücke, deren zumal Eines, auf das Hirtenleben und den schweizerischen Kühreihen sich bezog. Nach diesem verbeugte er sich freundlich und verließ das Zimmer.

Seit der Audienz bei Friedrich (1782) hatte ich nie eine mannigfaltigere Unterredung, wenigstens mit keinem Fürsten. Wenn ich nach der Erinnerung richtig urtheile, so muß ich dem Kaiser in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben; Friedrich war etwas voltairisch. Im Uebrigen ist in seinem Ton viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Mund etwas eben so Einnehmendes, Fesselndes wie bei Friedrich. Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert*)."

Die Beziehungen Müllers zu den Franzosen mißfielen einigen Gelehrten und Berliner Damen. Göthe vertheidigte ihn im „Morgenblatt". Müller dankte ihm mit Wärme, und erklärte

*) Brief an seinen Bruder vom 19. Nov. 1806.

ihm die Beweggründe zu seinen Handlungen. „Meine Grundsätze," schrieb er ihm, „sind immer dieselben;" aber die Welt hat sich geändert; ist es unsere Schuld? — Ich bin der Ansicht, die Deutschen thäten eben so gut daran, mit Weisheit und Patriotismus an ihrer Freiheit zu arbeiten, als sie von den Kosaken zu erwarten. — So lange Deutschland keinen großen Mann an der Spitze hat, und sich für seine Vormundschaft nur Kalmücken oder Franzosen anbieten, halte ich es für klug (denn Alles hat seine Zeit), sich den civilisirtesten von diesen beiden zu Freunden zu machen und den Samen einer bessern Zukunft auszusäen *)."

Das Wohlwollen, das Napoleon bewiesen hatte, blieb nicht ohne Frucht. Er wurde im Jahr 1807 zum Minister.-Staatssekretär des Königreichs Westphalen ernannt, welches damals ein Bruder des Kaisers, der Prinz Hieronymus, regierte. Dieser Fürst empfing ihn mit der größten Leutseligkeit, und verlieh ihm bei der ersten Zusammenkunft das Großkreuz des niederländischen Löwen.

So fand sich Müller von Neuem in die Politik geworfen. Die Widerwärtigkeiten, die ihn erwarteten, waren um so größer, als es schwierig war, in Kassel Uebereinstimmung unter die Deutschen und Franzosen zu bringen. Auch nahm seine Gesundheit bald ab. Von den aufreibenden Arbeiten der Regierung ermüdet, gab er seine Entlassung, und er erhielt die Generaldirektion des Unterrichts mit einem Einkommen von 30,000 Franken. Dieß war seine letzte Stelle. Er starb in Kassel, 57 Jahre und einige Monate alt. „Alles was ist, ist von Gott, und Alles kommt von Gott."

Dieß waren seine letzten Worte. Einer seiner Freunde schrieb seinem Bruder: „Sein Ende ist sanft gewesen wie sein edles Herz. Keine Reue hat seine Reise in die Ewigkeit getrübt. Da ist er vor uns ohne irgend eine Veränderung in den Zü-

*) Brief vom 16. März 1807.

gen. Sein Lächeln schwebt noch auf den Lippen und drückt Ruhe und Glück aus*)."

XXII.

Fort treibt es mich, da hilft kein Widerstehn!
Fr. Otto.

Zschokke's fester und entschiedener Charakter bildet einen auffallenden Gegensatz zu Müller. Wenn das Leben des Verfassers der „Allgemeinen Geschichte" im Kampf zwischen widerstrebenden Grundsätzen ist, so verhält es sich ganz anders mit dem volksthümlichen Schriftsteller, welchem die Eidgenossenschaft so viele gute Beispiele und treffliche Arbeiten verdankt, unter welchen die Geschichte des Schweizerlands eine ausgezeichnete Stelle einnimmt. Unerschütterlich in seiner Ueberzeugung, ein aufrichtiger Republikaner, hört er weder auf die verführerische Stimme der Großen, noch auf die verderblichen Eingebungen der Eitelkeit. Wenn er die allgemeine Achtung und Bewunderung ver-

*) Die Wichtigkeit der Arbeiten Müllers hat die Aufmerksamkeit vieler Schriftsteller auf sich gezogen. Sein Leben ist von Schütz in lateinischer Sprache beschrieben worden: „Memoria J. de Müller," und von dem berühmten Heyne: „Memoria J. de Müller," in deutscher Sprache von Rommel: „Rede zur Gedächtnißfeier J. v. Müllers am 14. Juni 1809;" von Wachler: „J. v. Müller"; von Woltmann: „J. v. Müller"; von Siebelis: „J. v. Müller" und von Döring: „Leben Johannes v. Müller." Die neueste und vollständigste ist im J. 1839 vom Doctor Karl Monnard, einem ausgezeichneten schweizerischen Schriftsteller. Er hat außer seinen eigenen Forschungen die der Biographen des berühmten Geschichtschreibers benützt. Nebst der „Selbstbiographie Müllers" ist es die beste Arbeit, die man über diesen Gegenstand lesen kann.

dient, so weiß er sie durch Arbeiten jeglicher Art und durch Dienste zu gewinnen, die er der Wissenschaft, der Vernunft, der Freiheit leistet.

Heinrich Zschokke ward im J. 1770 zu Magdeburg geboren. Er war der Sohn eines Tuchfabrikanten, der sich nicht die geringste Mühe für seine Erziehung gab. Daher sah das Kind, welches seine Mutter frühzeitig verloren hatte, in den Büchern nur „Schwarz auf Weiß." Der zukünftige Geschichtschreiber der Schweiz brachte sein Leben auf irgend einem Baum zu, von dem er Nüsse und Aepfel abschlug. Er verheerte die Gärten, lief auf den Dörfern herum, und lieferte den Katzen mörderische Schlachten. Diese Schlachten genügten seiner kriegerischen Neigung nicht. Mit einem hölzernen Säbel bewaffnet, setzte er die Nachbarschaft seines väterlichen Hauses in Verwirrung. Der Tod seines Vaters brachte keine Aenderung in seine Neigungen. Umsonst wollte ihn sein Bruder Andreas, dessen Geist nicht ohne Bildung war, zu ernstlichen Studien anhalten. Der junge Heinrich blieb düster und unthätig vor seinem Buch, in welchem er nicht las. Nur die Töne der Flöte, auf der sein Bruder spielte, konnten ihn aus dieser Gleichgültigkeit reißen. Die Musik versetzte ihn in eine Art Verzückung.

Wegen seiner unbesieglichen Faulheit verzweifelnd, vertraute ihn Andreas der ältesten Schwester an. Endlich erwachte Heinrichs Geist. In der Primarschule wie auf dem Gymnasium zeigte er den größten Eifer. Da er bald nicht genug Gelegenheit fand, neue Kenntnisse zu erwerben, wollte er die Universität beziehen. Dieser Plan war in seiner Lage nicht leicht auszuführen. Aber die Hindernisse reizten diesen unternehmenden Geist nur um so mehr. An einem kalten Wintermorgen, es war im Januar 1788, reiste er nach Rostock, wo er zufällig mit einem Bürger bekannt wurde, der ihm eine Stelle als Hauslehrer verschaffte. Seine Thätigkeit war schon so groß, daß er zugleich die Vorlesungen besuchte und als Corrector in einer Buchdruckerei arbeitete. Und doch fand er noch Zeit zu schrei-

ben, und alle Ideen, die in seinem Kopfe gährten, aufzuzeichnen. Es scheint, als ob dieses regelmäßige und beschäftigte Leben einem wißbegierigen Geiste hätte genügen müssen, aber seine Einbildungskraft durchbrach unwillkürlich den engen Kreis, in den er gebannt war. Er hätte mit Victor Hugo sagen können:

„Mein unaufhaltvoller Geist träumt stets von Krieg."

Zschokke träumte von jenen glorreichen Kämpfen, die zum Ruhme führen. Er strebte vor Allem nach der Ehre eines dramatischen Dichters. Dieser Gedanke bemächtigte sich seiner mit solcher Gewalt, daß er die Stelle als Sekretär und Dichter bei einer Schauspielertruppe annahm. Das Beispiel Shakespear's und Moliere's ließ ihn vielleicht hoffen, daß er in dieser Stellung eine größere Kenntniß des Theaters erwerben könne. Leider waren seine Verrichtungen wenig geeignet, die Entwickelung seines Talents zu befördern. Sie beschränkten sich darauf, irgend ein altes Stück den Launen und Talenten der Truppe anzupassen, und mit den Behörden der kleinen Städte zu korrespondiren. Aber die Jugend wirft über Alles einen merkwürdigen Zauber. In diesen Jahren denkt man ungefähr wie Béranger's Zigeuner:

„Wie selig ist doch das Wanderleben!"

So fand denn Zschokke auch, daß dieses Leben seinen eigenen Reiz habe. Aber sein Charakter war durchaus friedlich. Die Zänkereien dieser Künstler niederen Rangs ekelten ihn bald an. Verständiger geworden, verließ er die Schauspieler und ging nach Frankfurt an der Oder, um dort seine Studien zu vollenden.

Zschokke suchte seinen dortigen Aufenthalt zu benützen, um sich mit der Theologie zu beschäftigen, welche ihm nur wenig Interesse abgewann. Uebrigens waren sein Fleiß und seine Talente so groß, daß ihm eine einzige Wissenschaft nicht genügte. Er war von den Pflichten seiner neuen Stellung so durchdrungen, daß er das unruhige Treiben seines Nomadenlebens völlig vergessen hatte. Er wußte, wie viel Zeit, Ruhe und Ausdauer

es bedarf, um dem Geist alle Entwickelung zu geben, deren er fähig ist. So lebte er denn in einer vollständigen Abgeschlossenheit, ohne irgend eine von den Zerstreuungen aufzusuchen, nach denen die deutschen Studenten in ihrem unruhigen Leben so gierig sind. Indessen hielt er einst auf dem Grabe eines Freundes eine Rede, welche die Aufmerksamkeit auf ihn zog, und ihn seiner Dunkelheit entriß. Von nun an wurde er der Redner und der Dichter der Universität. Sein Ruf drang über die Gränzen dieses engen Kreises, als er sein Drama „Abällino" dichtete, welches auf den großen Theatern Deutschlands einen seltenen Beifall erhielt. Dieses Stück ließ vom dramatischen Standpunkte aus viel zu wünschen übrig, aber es zeigte, daß der Verfasser eine nicht gewöhnliche Leichtigkeit des dichterischen Schwungs und der Darstellung besaß. Aber über diesen Versuchen vergaß Zschokke seine Universitätsstudien nicht. Er wurde zum Doctor der Philosophie und Magister der schönen Künste promovirt. Er hielt sogar bald darauf Vorlesungen als Privatdocent an der Universität.

Die zahlreichen Gegenstände, über welche er las, bezeugten die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse. Er hielt nach einander Vorlesungen über Geschichte, Naturrecht, die Exegese des Neuen Testaments, Aesthetik und Moralphilosophie. Seine Vorlesungen erhielten solchen Beifall, daß man seine Ernennung zum außerordentlichen Professor erwartete. Aber er besaß die Biegsamkeit Müllers nicht. In Folge seiner Weigerung, dem Staatsminister, der nach Frankfurt gekommen war, die Aufwartung zu machen, wurde seine Ernennung auf zwei Jahre verschoben. Da entschloß er sich, unterdessen eine größere Reise zu machen. Er ging im Jahr 1795 nach Berlin und nach Leipzig. Hiernach reiste er in die Schweiz, von wo er sich nach Paris wandte. Er kam zur Zeit der Verschwörung Babeufs dort an, und verfolgte mit Interesse die Entwickelung des revolutionären Dramas. Dieses zwecklose Leben ermüdete ihn. Er begann, Widerwillen gegen den gelehrten Beruf zu fassen und entschloß

sich, nach Rom zu reisen, um sich der Malerei zu widmen. Doch fand er sich insgeheim nach der Schweiz gezogen; er wollte diese großartigen Landschaften, die ihn entzückt hatten, noch einmal wiedersehen. Nachdem er einige Wochen in Bern zugebracht hatte, besuchte er die herrlichen Thäler des Oberlands und begab sich über die Gebirge der Waldstätte nach Chur. Dort fand er seinen Koffer nicht, den er dort treffen sollte. Dieser scheinbar bedeutungslose Umstand entschied über sein ganzes Leben. Da er nicht wußte, wie er die Zeit seines gezwungenen Aufenthalts in Chur zubringen sollte, besuchte er den Dr. Nesemann, welcher an der Spitze eines Instituts im Schloße Reichenau stand. Dort hatte der Herzog von Chartres, nachmals Ludwig Philipp, im Jahr 1793 eine Zufluchtstätte gefunden.

Die zwei Fürsten, welche nach einander über Frankreich geherrscht haben, der Eine als König, der andere als Kaiser, haben in der bescheidenen Stellung eines Professors und eines eidgenössischen Hauptmanns in diesem Lande der Freiheit gelebt. Die Geschichte wird erzählen, wer von ihnen den liberalen Glaubensbekenntnissen, die sie auf dieser edlen Erde abgelegt haben, am treuesten gewesen sein wird. Allein man kann jetzt schon behaupten, daß unter allen Fürsten, welche über Frankreich geherrscht haben, keiner den Eingebungen der Rückschrittspartei weniger nachgegeben hat als Ludwig Philipp. Er hat die Gedanken- und die Religionsfreiheit kräftig zu vertheidigen, das Mönchsthum in Schranken zu halten, und die Intriguen der Jesuiten und des Klerus zu durchkreuzen gewußt, welche sich nach seinem Sturz der wichtigsten Stellungen bemächtigen sollten. Allerdings sah dieser Fürst, so aufgeklärt er auch war, nicht, daß die Zeit gekommen sei, den Bauern und Handwerkern in dem „Lande des Gesetzes“ eine Stellung einzuräumen. Dieser Mangel an Scharfblick ist die Ursache seines Falls gewesen; aber die Nachwelt wird ihm dafür dankbar sein, daß er die Fortschritte des Obscurantismus und des Ultramontanismus aufgehalten hat. Die Schmähungen, mit welchen ihn gewisse Leute

überhäufen*), zeugen hinlänglich von den Diensten, die er seinem Lande geleistet hat. Es ist ein beispielloses Ergebniß, daß es ihm gelungen ist, die konstitutionellen Grundsätze in einem katholischen Lande achtzehn Jahre lang aufrecht zu erhalten. In der That wird jeder aufmerksame Beobachter haben bemerken können, daß seit dem Anfang unsers Jahrhunderts die liberalen Verfassungen in den Gegenden nicht Wurzel fassen, welche der Herrschaft Roms unterworfen sind. Nichts ist leichter zu begreifen. Wie könnte es da freie Bürger geben, wo die Geister in der Sklaverei sind? Wenn man den römischen Katholizismus mit der Freiheit versöhnen will, wie es der Pariser „Korrespondent" nach dem Vorgange Lamennais versucht, so ist das gerade so viel, als wenn man die Quadratur des Zirkels suchen will.

Zschokke besuchte das Institut, wo der Herzog von Chartres eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, als ein Mann, der mit den pädagogischen Fragen vollständig vertraut war. Nesemann ward so sehr von seinem Wissen und seinem Charakter entzückt, daß er ihn beschwor, die Leitung des Instituts zu übernehmen. Zschokke gab seinen Bitten nach, und Reichenau ward bald in der ganzen Schweiz berühmt. Bei seinem Unterricht wollte Zschokke nicht bloß auf die Entwickelung des Geistes hinarbeiten; er wollte vor Allem Bürger heranbilden, welche fähig seien, die großen Ueberlieferungen des schweizerischen Volks fortzusetzen. Nichts schien ihm geeigneter, diesen Zweck zu erfüllen, als das Studium der Heldenthaten, an denen die Schweiz so reich ist. Er wollte seinen Zeitgenossen die herrlichen Scenen der Vergangenheit in das Gedächtniß zurückrufen, um sie vor Selbstsucht und Gleichgültigkeit zu bewahren, in denen die wirklichen Gefahren der überkünstelten Civilisation liegen. Niemand begriff besser als er, wie groß die Aufgabe der Geschichte sei.

---

*) Man s. **Crétineau-Joly**, Histoire du Sonderbund, — **Michaud**, Biographie de Louis-Philippe.

Ich spreche hier nicht von der Geschichte, wie sie in den vom Absolutismus beherrschten Ländern besteht, wo sie dazu bestimmt zu sein scheint, die Laster und Verbrechen der Despoten zu vertheidigen, sondern von der, welche sich über die Vorurtheile der Höfe, über die aristokratischen Berechnungen und die vorübergehenden Interessen der Dynastien erhebt. Ihre Aufgabe besteht darin, den Menschen zu zeigen, daß man nie unterliegt, ohne es verdient zu haben. Die Völker, welche zu leben würdig sind, verlieren ihre Nationalität niemals. Umsonst werden sie von fremden Herren mit Füßen getreten; umsonst bemüht sich die Tyrannei des Auslandes, ihre Sprache zu vernichten, selbst ihren Namen verschwinden zu machen, umsonst strengen sich alle Ränke der Politik und die Feigheit des Verraths an, um ihre Niederlage zu verewigen. So lange sie den Glauben an ihr Recht, die Hoffnung auf die Zukunft, ein wahrhaft männliches Herz bewahren, kann der Sieg der Gewalt und der Schlechtigkeit nicht beständig sein. Man hat gesagt, daß „Gott für die mächtigen Bataillone" sei; dieß ist eine Gotteslästerung gegen den Erhalter der unvergänglichen Gesetze der Ordnung und der Gerechtigkeit. Gott ist für die freien und der Aufopferung fähigen Seelen. Er kann wohl über die Einzelnen wie über ganze Nationen Tage der Prüfung und der Trostlosigkeit schicken; aber er vergißt selbst im Grabe und im Tode diejenigen nicht, welche weder an sich selbst noch an der heiligen Sache des Vaterlandes und der Freiheit verzweifeln.

Solcher Art waren die Gefühle, welche Zschokke beseelten. Von diesem Gesichtspunkt schrieb er die „Geschichte des Freistaats der drei Bünde in Rhätien," welche so viele Heldenthaten enthält. Der Erfolg seines Buchs übertraf seine Hoffnung und gab ihm die Idee ein, in einer Reihe von Schriften an der sittlichen Erziehung des Volkes zu arbeiten, in deren Mitte er sein Leben zubringen wollte. Niemand hat besser als er, die wahren Interessen der Demokratie eingesehen. Er begriff vollkommen, daß, um ein freies Volk zu halten, man seine Ideen

erweitern, ihm das Gefühl seiner Größe einflößen, ihm seine Pflichten eben so sehr als seine Rechte lehren muß. Er gehörte nicht zu jenen Leuten, welche unter dem Vorwande, an der Befreiung der Menschen zu arbeiten, sie mit Haß und üblen Leidenschaften erfüllen. Nicht durch die Erniedrigung der höheren Klassen allein kann man die andern erheben; denn die, welche heute besiegt worden sind, können leicht morgen Sieger werden. Damit es einem Stande gelinge, eine gesellschaftliche Stellung zu erringen, damit er dieselbe zu bewahren lerne, bedarf er nicht allein der Thatkraft, sondern auch der Aufklärung, der Mäßigung, der Zucht, jener politischen Geschicklichkeit, die man nicht ohne Arbeit und Mühe erwirbt. Zschokke war besser als irgendwer von diesen großen Wahrheiten durchdrungen. In den wilden Gebirgen Rhätiens wohnend, wo der Unterricht noch sehr zurückgeblieben war, setzte er jede persönliche Berechnung bei Seite, um sich mit dem ihm anvertrauten Institut und mit der Verbreitung des Unterrichts in dem Kanton zu beschäftigen. Mit Arbeiten überhäuft und ohne Vermögen, war sein großer Gedanke, der Freiheit würdige Bürger heranzubilden. Es hat in unserm Jahrhundert Schriftsteller gegeben, welche dem volksthümlichen Geschichtschreiber der Schweiz überlegen waren; aber Zschokke war mehr als ein ausgezeichneter Mann, er war ein Mann von Charakter. Er hat sich, nicht wie so viele andere, mit einer spekulativen Bewunderung alles Großen und Schönen begnügt, er wollte, daß Alle, selbst die letzten Bauern, die Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit lieben sollten. Dieses Werk hat sein ganzes Leben in Anspruch genommen, es wird ihm die Bewunderung der zukünftigen Jahrhunderte erwerben. Die Nachwelt wird in ihm einen wahren Christen sehen, für den das Evangelium niemals ein todter Buchstabe oder ein Gesetzbuch des Servilismus, sondern das brüderliche Gesetz war, aus welchem mit der Zeit die Befreiung des menschlichen Geschlechts hervorgehen soll.

Möchte er bald anbrechen der Tag, an dem diejenigen,

welche mit überlegenen Eigenschaften des Geistes begabt sind, wie der Verfasser der „Aarauer Abende," ihre Pflichten gegen die Menge begreifen! Statt nur an Größe und Reichthum zu denken, statt in den Palästen der Großen oder an den Höfen der Fürsten zu kriechen, werden sie die Führer des Volks werden, sie werden ihm gute Beispiele, so wie erhabene Lehren geben, sie werden ihm den Haß der Sklaverei und die heilige Liebe zum Vaterlande lehren. Dann werden sie aus ihrem edlen Beruf ein wahres Priesterthum machen. Es verschmähend, die Kunst anzubeten und die Höflinge des Glücks zu sein, werden sie an der Spitze der Menschheit einherschreiten, wie die glänzende Säule, welche in der Wüste dem getreuen Volke Jehova's voranging. Die meisten von ihnen haben jetzt nicht einmal eine Ahnung dieses erhabenen Berufs. Viele haben sich allerdings gestellt, als ob sie sich der Sache des Volkes widmeten, aber man hat später gesehen, daß sie nur die Absicht hatten, dasselbe auszubeuten. Nachdem sie die Farben der Demokratie aufgesteckt hatten, als diese die Oberhand hatte, sind sie deren unbarmherzigste und feigste Gegner geworden, sobald sie gesehen haben, daß sie unterdrückt sei.

So ist der Schriftsteller nicht gewesen, dessen Leben wir hier erzählen. Er hat die leeren Auszeichnungen der Eitelkeit stets verachtet; er zog den Titel eines „Aargauer Bürgers" den aristokratischen Ehrenbezeugungen vor, welche ihm der bairische Hof antrug. Als er berühmt geworden, blieb er der bescheidene, thatkräftige und hingebende Diener der arbeitenden Klassen. Soll man sich nun darüber wundern, daß sein Name in dem Herzen des schweizerischen Volks wie der eines Freundes lebt? Dieser so reine Ruhm ist durch ein arbeitsames Leben, durch ein Leben voll politischer Redlichkeit und aufrichtiger Selbstentsagung erworben worden. Welch ein schönes Vorbild für alle diejenigen, welche an dem Fortschreiten der Menschheit arbeiten wollen!

Nach seiner „Geschichte der drei Bünde" faßte Zschokke den

Plan zu einem Buch, das ausschließlicher der ungebildeten Klasse des Graubündtner Volks gewidmet sein sollte. Dieses Buch enthielt einen Abriß der Religion, vorzüglich vom Gesichtspunkt der praktischen Moral nebst einer Uebersicht der Geographie, und eine Uebersicht der Geschichte von Graubündten. Diese Schrift erhielt großen Beifall und wurde selbst in die romanische Sprache übersetzt*). Zschokke erhielt dafür die einzige seiner würdige Belohnung, das Geschenk des Bürgerrechts in Graubündten.

Indessen führten die Ereignisse bedeutende Veränderungen in seinem Leben herbei. Die Franzosen drangen in die Schweiz ein, und gründeten an der Stelle der alten Eidgenossenschaft die „Eine und untheilbare helvetische Republik.“ Die Graubündtner wurden aufgefordert, sich an dieselbe anzuschließen; aber die Mehrzahl des Volkes widersetzte sich und verlangte den Schutz Oestreichs. Zschokke's Freunde gehörten zur französischen Partei. Mit ihnen den Verfolgungen der östreichischen Partei ausgesetzt, sah er sich gezwungen, nach Aarau zu flüchten. Die helvetische Regierung ließ ihn nicht lange unbeschäftigt. Sie beauftragte ihn mit mehreren friedlichen Sendungen in verschiedene Kantone, deren er sich als ein für das Glück seines zweiten Vaterlandes beseelter Mann entledigte. Der Wunsch, demselben zu dienen, gab ihm den Gedanken zu seinem „Schweizerboten“ ein, einem Volksblatt, in welchem er sich bemühte, das Nationalbewußtsein zu wecken, jeden Bürger über seine wahren Interessen zu belehren, ihm zu zeigen, daß die Freiheit ohne Liebe zur Arbeit und ohne die Ausübung der gesellschaftlichen Tugenden unmöglich sei. Zschokke besaß das Talent, diese hohen Wahrheiten in einem einfachen und originellen Styl auszudrücken. Daher drang denn auch der „Schweizerbote“ bald in die niedrigsten Hütten; nie hatte noch eine Zeitung in der

*) Dieß ist die älteste Sprache der Graubündtner; sie ist lateinischen Ursprungs.

Schweiz einen solchen Erfolg gehabt, nie hatte die Tagespresse so geeignet geschienen, zur Erziehung des Volks und zum Fortschritt der liberalen Ideen beizutragen. Die Regierung sah ein, welche großen Dienste Zschokke dem Lande erwies. Daher ernannte man ihn, nachdem er die ihm übertragenen zahlreichen Sendungen zur allgemeinen Zufriedenheit ausgeführt hatte, zum Statthalter des Kantons Basel. Mitten in dieser Thätigkeit fuhr er fort, die Nationalgeschichte dem Volke zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gab er die „Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone," deren merkwürdiger Kampf gegen Frankreich am Ende des 18. Jahrhunderts der schweizerischen Tapferkeit so sehr zur Ehre gereicht.

Aloys Reding, Zschokke's vertrauter Freund, hatte in diesem Kampfe die ruhmvollste Rolle gespielt. Als er zum Haupt der Regierung ernannt worden war, wollte er den edlen Schriftsteller im Dienste der Republik behalten. Aber die Selbstsucht, die er bei den Staatsmännern herrschen sah, hatte dessen Gedanken nach einer andern Seite gerichtet. Er wollte sich ausschließlich der Belehrung des Volks widmen. Die Erzählung erschien ihm als das geeignetste Mittel, eine große Anzahl Leser mit der Wahrheit bekannt zu machen. Er erwarb sich bei dieser Darstellungsart großen Beifall. Er unternahm es sogar, die höchsten Wahrheiten in dieser Form darzustellen; davon gibt sein „Alamontade" hinlängliches Zeugniß. Dieses bemerkenswerthe Werk hat zum Zweck, diejenigen zu trösten, deren Leben durch die Ungerechtigkeit der Menschen vergiftet ward, und deren Dasein nur eine Kette von Leiden ist.

Im Frühling 1812 reiste Zschokke zu Fuß von Bern nach Aarau. Er wollte in der Umgebung dieser Stadt einen einsamen Ort aufsuchen, wo er sich den politischen Bewegungen entziehen könne. Er fand im Schloß Biberstein die so lang gewünschte Ruhe, und er beschäftigte sich dort leidenschaftlich mit Physik, Chemie, Naturgeschichte, Poesie und Philosophie. Aber

die Ruhe unsers Denkers wurde bald durch die Unruhe des Herzens gestört. Eine Viertelstunde vom Schloß steht gleich auf einem Hügel des Jura, welcher den Lauf der Aare beherrscht, die Pfarrkirche von Kirchberg. Der Pfarrer hatte eine junge und liebenswürdige Tochter, an die Zschokke bald mehr als an seine Arbeiten dachte. Er mochte noch so entschieden seine großen Arbeitspläne erneuern; jetzt fand er nur noch Geschmack an der Botanik und seine Ausflüge führten ihn immer nach der Seite, wo die schöne Nanny wohnte.

Man erinnert sich an die Geschichte der Picciola, welche Saintine mit so viel Gefühl erzählt hat. Man weiß, wie sich in dem Geiste des Gefangenen, von dem uns dieser Roman erzählt, eine Blume und ein junges Mädchen lange mit einander vermengten. So bildete sich auch Zschokke ein, daß wenn er botanisiren ging, er Scabiosen und Vergißmeinnicht aufsuchen wolle. Aber wenn er an den Gräben das Tausendguldenkraut mit seinen gelben Sternchen, den himmelblauen Ehrenpreis, die weißen Blumen der Winden betrachtete, so lächelte ihm Nanny's liebliches Bild hinter den grünen Wänden zu. Wenn er ihr auf seinem Spaziergang nicht begegnet war, so schlich er mit gesenkten Augen in seine Einsamkeit zurück, mit gedrücktem Herzen, ohne die frischen Genzianen, oder das goldene Johanniskraut, die unter seinen Schritten aufblühten, eines Blicks gewürdigt zu haben. Ein neues Gefühl erfüllte sein ganzes Leben. Er sang jenes reizend traurige Gedicht, welches die langen Träume unserer schönsten Jahre wiegte. Uebrigens mußte Zschokke mehr als irgend ein Andrer den Einfluß eines lebendigen und tiefen Gefühls erfahren. Jede Seite seiner Schriften offenbart eine Seele von seltenem Gefühl, für die die Einsamkeit unmöglich ist, und die das Bedürfniß zu lieben mit aller Gewalt empfindet. Sein Geist war nicht wie der eines Spinoza, Leibnitz, Pascal, Kant, allen Eindrücken des Gemüths verschlossen. Sein Gedanke war beständig nach dem Glück des häuslichen Heerdes gerichtet. Indem er die Schweiz

zu seinem Vaterlande wählte, hatte er deren Neigungen und Ideen vollständig angenommen. Nun hat aber das Volk dieses Landes weit mehr Neigung für die Freuden des häuslichen Lebens, als für diejenigen leerer und nichtswürdiger Zerstreuungen der Welt.

Während sich Zschokke seiner neuen Liebe ganz hingab, war die Schweiz fortwährend die Beute der inneren Zwistigkeiten, welche durch die Mediationsakte ihr Ende erreichten, die der gewaltigere Wille Napoleons den Kantonen aufdrang. Zschokke nahm keinerlei Antheil an diesem großen Ereigniß. Aber man hatte seine alten Dienste nicht vergessen. Das Aargau schenkte ihm das Bürgerrecht, und er wurde zum Mitglied der Forstkommission ernannt. Damals gab er den „Gebirgsförster" heraus. Niemals hat er irgend Etwas gering geschätzt, was dem Interesse des Volks zum Vortheil gereichen konnte. Glücklich in seiner Bibersteiner Einsiedelei, weigerte er sich, mit seinem Freund Bonstetten nach Coppet zu gehen, wo Frau von Stael damals ihren Hof hielt. Endlich heirathete er die Tochter des Pfarrers von Kirchberg. Nach den Honigwochen, die ein ganzes Jahr dauerten, ließ er den „Schweizerboten" von Neuem erscheinen. Im Jahr 1808 unternahm er ein Werk von ganz verschiedenem Charakter, die „Stunden der Andacht." Dies war eine Schrift in wöchentlichen Lieferungen, welche Betrachtungen für die häusliche Andacht enthielten. Seine Sammlung berührte keine von den Streitpunkten, welche die christlichen Confessionen trennen, und er hielt sich lediglich an die Darstellung der tröstlichsten Wahrheiten des Evangeliums. Die „Stunden der Andacht" fanden die größte Anerkennung sowohl bei den Katholiken als bei den Protestanten. Seit lange fühlte man das Bedürfniß eines dem streitsüchtigen und beschränkten Sektengeist fremden Werkes, das geeignet sei, jene friedlichen Tendenzen zu nähren, welche den wahren Charakter des Christenthums bilden. Der Ruf der „Stunden der Andacht" verbreitete sich bald in ganz Deutschland. Es erschienen 25 Auf-

lagen, ohne daß es der Neugierde des Publikums gelang, den Namen des Verfassers zu entdecken.

Der Ruf, welchen Zschokke durch seine Schriften in den deutschen Ländern erworben hatte, zog die Aufmerksamkeit des bayrischen Hofes auf ihn. Deutschland, welches Joh. v. Müller der Schweiz entrissen hatte, wünschte auch Zschokke wieder zu erwerben. Auf den Reisen, die er nach Bayern machte, überhäufte ihn der König mit Auszeichnungen; er verlieh ihm das bayrische Indigenat, so wie den Adel, und bot ihm einen Lehrstuhl in München an. Er lehnte auf die angemessenste Weise, aber entschieden, Ehrenbezeugungen ab, die ihm mit seinen rein demokratischen Gesinnungen und mit seiner Eigenschaft als Bürger einer Republik unvereinbar schienen. Mit einem Zartgefühl, welches deutlich beweist, daß seine Ueberzeugungen bei aller Unerschütterlichkeit doch nichts Rohes hatten, wollte er dem König seine Dankbarkeit beweisen, ohne seinen Ideen untreu zu werden, und er schrieb die „Geschichte des bayrischen Volkes.

Nach diesen Reisen ließ sich Zschokke ein Haus am Fuß des Jura, am linken Ufer der Aare bauen; es liegt an einer schönen Halde, und wird von Pappeln halb verdeckt. Von nun an blieb er im Kanton Aargau. Sein Haus „zur Blumenhalde" wurde bald ein Wallfahrtsort für die zahlreichen Touristen, welche die Schweiz besuchten. Der berühmte Schriftsteller widmete sich der Erziehung seiner Kinder und literarischen Arbeiten, denen er sich mit unermüdlichem Eifer hingab. Fortwährend beschäftigte er sich mit der geistigen Bildung der untern Volksklassen, indem er reizende Novellen bekannt machte, welche ihm den Beinamen eines „Schweizerischen Walter Scott" erwarben; nebstdem verfaßte er geschichtliche Arbeiten. Einige seiner Erzählungen*), wie „die Sylvesternacht," „das Loch im

*) Cherbuliez, Löve-Weimars und de Suckau haben Zschokke's Erzählungen und Romane ins Französische übersetzt.

Aermel," „Colas," „das Tagebuch eines Vikars," sind in verschiedenen Gattungen wahre Meisterwerke..

Was die „Geschichte des Schweizervolks" betrifft, so sind dessen Auflagen zahllos; es ist ein ganz eigenthümliches Buch*), in welchem die Liebe zur Schweiz und zur Freiheit athmet. Der Verfasser hatte nicht die Absicht, die Geschichte der Schweiz einer genauen Kritik zu unterwerfen, noch über die dunkeln Punkte in derselben Licht zu verbreiten, sondern das Nationalbewußtsein zu wecken. Eine viel zu sehr verkannte Wahrheit hatte vorzüglich Eindruck auf ihn gemacht, die nämlich, daß die Geschichte mehr für das Volk als für die höheren Stände geschrieben werden sollte. „Von wunderhaften Heldenfahrten, guten und bösen Tagen der Väter," sagt er am Anfang seines Buchs, „ist viel gesungen und gelehrt. Ich aber will die alten Sagen verjüngen im Gemüthe alles Volks. Und ich trage sie den freien Mannen zu in Berg und Boden, auf daß ihre Herzen sich entzünden in neuer Inbrunst zum theuerwerthen Vaterlande. So merket denn auf meine Rede, ihr Alten und Jungen. Die Geschichte verflossener Zeiten ist ein Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen."

Der Schluß der „Geschichte des Schweizervolks" ist nicht weniger bewundernswerth als der Anfang. „Nicht aus Deutschland, nicht aus Welschland kommt der Feind, vor welchem das Schweizervolk zittert. Der furchtbarste Widerstand der Freiheit und Unabhängigkeit, wenn er kommt, wird aus unsrer eigenen Mitte hervortreten. Aber er muß ein Zeichen tragen, woran ihn Jeglicher kenne. Er ist's, welcher das Ansehen seines Orts dem ewigen Ruhm gemeiner Eidsgenossenschaft, und seinen und seines Hauses vergänglichen Vortheil dem öffentlichen Wohle voranstellt. — Er ist's, welcher vor dem Schwerte an der Hüfte des freien Volkes, aber nicht vor Schmeichelwort und Gabe der

*) Nicht wegen des Inhalts, sondern wegen der lebendigen und volksthümlichen Darstellung.

Könige und ihrer Gesandten erschrickt. Er ist's, welcher predigt: Gebietet den Tagblättern Schweigen, und den Lehrern der Jugend Stille; leget euer Geld an Zinsen, und verschwendet es nicht für Waffen und Heerwesen; verschließet die Rathstuben, und lasset das Volk nicht hören, was wir treiben; so mögen wir wieder Herren und Meister sein, und die Knechte werden uns dienen! Er ist's, welcher Mißtrauen zwischen Stadt und Land, Glaubensgroll zwischen Katholischen und Reformirten, Sperren zwischen Kantonen und Kantonen pflanzt, und jene Erschlaffung durch Eigennutz, jene Familienherrschsucht, jenen Geschlechterstolz, all jenes zwieträchtige Verderben noch einmal zurückruft, wodurch die alte Eidgenossenschaft einst blutig verschwand. Aber wir haben gelernt: Recht und Gerechtigkeit ist gewaltiger denn alle Gewalt, und jedes Hauses Glückseligkeit steht nun sicher unter dem Gesetz der Freiheit, und die Freiheit Aller ist nur geborgen durch die Unabhängigkeit des Schweizerbundes. Die Selbstständigkeit des Schweizerbundes aber ruht nicht fest auf Pergamentbriefen kaiserlicher und königlicher Zusicherungen, sondern allein auf einem eisernen Grund, der da ist unser Schwert. Der rechte Schweizeradel soll aus den Kirchen und Schulen des Volks hervorschreiten. Der rechte Staatsschatz muß im Wohlstand aller Haushaltungen liegen. Das große Rüst- und Zeughaus des Bundes soll in den Waffenkammern aller Bürger stehen. Die Versammlung der großen Räthe und der Landsgemeinden muß vor dem Ohre gesammter Eidgenossenschaft ertönen. So wird die heilige Sache des Vaterlandes die heilige Sache jeder Hütte, und ein göttlicher Gemeinsinn wird, wie himmlisches Feuer, den Moder spießbürgerlicher Selbstsucht verzehren. Nicht der Pfeil des Tellen, nicht der Dolch des Camogaskers*) hat die Bande schweizerischer Knechtschaft gelöset. Nicht bei St. Jakob, nicht auf der Malserhaide ward die Unabhängigkeit schweizerischer Eidgenossenschaft erfochten. Auf Grütli

---

*) Einer der Helden von Graubünden.

und unter dem Ahorn von Truns*) wurde nur die Losung des Kampfes gegeben. Wir kämpfen ihn noch, Eidgenossen! Und ihr, unsere Enkel, werdet ihn kämpfen über unsern Gräbern! Wachet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Vertrauet Gott! Alle Eidgenossen für Einen, und Jeder für Alle!“

Zschokke hatte in der glücklichen Abgeschiedenheit, in der sein thätiges Leben verfloß, nichts mehr zu wünschen. Er erfreute sich jenes ehrenwerthen Wohlstandes, den Horaz eine »aurea mediocritas« genannt hat, und den er seinen beständigen Arbeiten verdankte. Aber er war immer bereit, seine Ruhe dem Wohle der Schweiz aufzuopfern. Vor Allem war er Bürger. Als die Begebenheiten von 1830 der Schweiz ein neues Leben gaben, erschien er wieder auf dem politischen Schauplatz. Als er in seine geliebte Einsamkeit zurückkehrte, war ihm, sagte er, „als ständ er auf einer Bergeshöh, an deren Fuß vor ihm das Meer der Ewigkeit herüber rausche.“ Er warf damals einen heiteren Blick auf die Wechselfälle seines Lebens. „Mögen Andre mit Heimweh auf das verlorene Glück ihrer Kindheit blicken. Mir fehlte dies Paradies! Ich irrte als Waise ungeliebt und verlassen umher, nicht ungeliebt und verlassen von Gott! — Der Jüngling ward Mann. Das Leben lagerte heller sich vor ihm aus. Von da an wohlgemuth, rastlos und beharrlich wirkte er für die Herrschaft des Göttlichen auf Erden, wie und soviel er vermochte, um einst sein Ruhestündchen rechtmäßig verdient zu haben. Und wars zuletzt auch wenig; doch war sein Wille groß gewesen. Er genoß das Süße und Bittre des Irdischen, wie es ihm das Schicksal zuwarf, und dankbar für Beides, ohne sich lange um Vergängliches zu grämen, gewöhnt im Bewußtsein und Liebe des Ewigen zu leben. Nun ist der Feierabend da, und willkommen! Ich bereue nicht, gelebt zu haben. Mögen Andre in ihrem Herbste die eingesammelten Erndten überschauen und zählen. Ich kann dies nicht. Ich streute

*) Im Kanton Graubünden.

die Saat aus; wohin sie der Wind entführte, weiß ich nicht. Mein war nur die Güte des Willens; über das Gedeihen der Arbeit verfügte die Hand Gottes, das Schicksal. Mögen Andre sich eines mehr oder weniger mühsam erworbenen Reichthums oder Ranges oder Ruhms freuen. Ich gönne ihnen diese Freude, und bedaure ihre Mühen. Fortunas Huld hat mir keine goldenen Schätze gespendet. Aber genügsam mit dem, was eigner Fleiß mir erworben, Sparsamkeit mir bewahrt hat, freu' ich mich jener edeln Unabhängigkeit, der ich von jeher nachstrebte, und von welcher ich aus dem Wenigen auch zuweilen noch Unbeglücktern Hülfe zu reichen im Stande war*)."

Zschokkes letzte Lebensjahre verflossen in einer vollkommenen Ruhe, ohne daß seine geistige Thätigkeit einen Augenblick nachließ. Er starb „an der Fülle von Tagen," um mich eines biblischen Ausdruckes zu bedienen, von der Liebe und Bewunderung seiner Mitbürger umgeben; der Schweiz und den Gelehrten aller Zeiten das Muster einer unermüdlichen und uneigennützigen Hingebung an die Interessen des Volks und der Freiheit hinterlassend. Er war 78 Jahre alt, als er am 27. Juni 1848 seine Seele Gott zurückgab**).

Das Aargau, wo Zschokke so glückliche Tage verlebt hat, zählt jetzt unter seinen Mitbürgern einen Gelehrten, der von fremder Herkunft wie jener, eine nicht geringere Hingebung für die liberalen Ideen gezeigt hat, für welche er Verfolgungen erduldet hat, die den kräftigsten Muth hätten erschüttern können.

---

*) Zschokke, Selbstschau.

**) Außer Zschokkes „Selbstschau", die in mehrere Sprachen übersetzt worden ist, kann man noch über sein Leben anführen: E. Münch: „Heinrich Zschokke," Bär, „H. Zschokke," Frensdorff, „H. Zschokke," Genthe, „Erinnerungen an H. Zschokke." Zwei schweizerische Zeitschriften, die Genfer Bibliothèque universelle und die Revue Suisse von Neuchatel, haben auch Lebensbeschreibungen von ihm mitgetheilt, die wir vorzüglich benützt haben.

Dr. Heinrich Kurz, im Jahr 1805 zu Paris von deutschen Eltern geboren, studirte zuerst Theologie zu Leipzig. Im Jahr 1827 ging er nach Paris, um die orientalischen Sprachen zu studiren. Der berühmte Sinolog Abel-Rémüsat, der Uebersetzer der „Unveränderlichen Mitte," der Geschichtschreiber des Buddhismus, führte ihn in das Studium der Sprache des himmlischen Reiches ein. Unter der Leitung dieses ausgezeichneten Lehrers machte er in der Sprache des Meng-tseu und Lao-tseu so große Fortschritte, daß er 1830 eine Abhandlung „über den politischen und religiösen Zustand von China, 2500 vor Christi Geburt" in französischer Sprache herausgab. In Folge davon zog er die Aufmerksamkeit der asiatischen Gesellschaft auf sich, welche so viele ausgezeichnete Gelehrte in ihrer Mitte zählt; sie gab ihm einen glänzenden Beweis ihrer Anerkennung, indem sie ihm den Auftrag ertheilte, eine neue Ausgabe des chinesischen Wörterbuchs von Basile zu bearbeiten. Aber kaum war diese Arbeit begonnen, als ihn die Bewegungen des Jahrs 1830 nach Deutschland zogen. In den deutschen Staaten walteten damals Regierungen, deren rückschreitende Tendenzen den gebildeten und liberalen Bevölkerungen unerträglich wurden. Daher hielt es Kurz für seine Pflicht, die Partei zu bekämpfen, welche damals auf Bayern lastete, und die gegen die religiöse Freiheit eben so feindlich gesinnt war, als gegen die politischen Reformen, welche von den bessern Geistern gefordert wurden. Er übernahm die Redaktion der von Eisenmann gegründeten Zeitschrift: „Bayerns Deputirtenkammer," und vertheidigte darin die Grundsätze, welche in den Vereinigten Staaten und in Großbrittannien die Macht der größten germanischen Staaten bildet. Die Männer, welche damals in München regierten, konnten einen solchen Gebrauch der Presse nicht dulden. Die Vorlesungen, welche Kurz über die chinesische Grammatik hielt, wurden geschlossen. Nachdem er hierauf nach Augsburg übergesiedelt, gab der muthige Publicist, weit entfernt, sich durch jene brutale Verfolgung beugen zu lassen, ein konstitutionelles Oppositionsblatt: „die Zeit,"

raus. Aber dieses verwickelte ihn bald in einen Prozeß. Zu
ei Jahren Festung verurtheilt, benutzte er die Zeit, welche
n diese gezwungene Muße in Würzburg gewährte, um die
nesische Dichtung „das Blumenblatt" zu übersetzen, welches
336 in St. Gallen erschien. Kurz, der sich im Jahr 1834
dieser schweizerischen Stadt niedergelassen hatte, und daselbst
m Professor an der Kantonsschule ernannt worden war, durfte
ffen, daß die freie Schweizererde ihn gastfreundlicher behan-
ln würde, als das geknechtete Deutschland. Aber der Jesuitis-
us hatte in St. Gallen, wo ein römischer Bischof residirt,
ne solche Macht, daß er 1839 als Protestant und Ausländer
n seiner Stelle entlassen wurde. Kurz wurde jedoch in dem
imlichen Jahre, da er St. Gallen verließ, an die aargauische
antonsschule berufen, und 1846 zum Kantonsbibliothekar er-
nnt.

Seit Kurz in Aarau lebt, hat er mehrere wichtige Werke
röffentlicht. Er schrieb „Die französische Conjugation nebst einem
ersuche über die Bildungsgesetze der französischen Sprache," gab
lurner's höchst selten gewordenes Gedicht: „Vom großen luthe-
schen Narren", und mit Weissenbach „Beiträge zur Geschichte
nd Literatur aus den Archiven und Bibliotheken des Kantons
argau" heraus. Seine Sammelwerke „Handbuch der poeti-
hen Nationalliteratur", und „Handbuch der deutschen Prosa"
ehören zu den gediegensten und reichhaltigsten aller derartigen
rbeiten, und seine „Geschichte der deutschen Literatur" zeugt
on ächt historischer Auffassung. Sein zweites Vaterland ver-
ankt ihm eine sehr interessante Schrift, die Alle lesen sollten,
elche die ganze Schweiz wollen verstehen lernen. Die Dichter
eben oft richtigere Vorstellungen als die Geschichtschreiber von
inem Lande, dessen Jahrbücher und Landschaften wesentlich
oetisch sind. Was mich betrifft, so habe ich das Werk des
Dr. Kurz: „Die Schweiz, Land, Volk und Geschichte in aus-
gewählten Dichtungen" (Bern 1852) mit dem lebhaftesten In-
teresse gelesen. Der gelehrte Geschichtschreiber der deutschen Litera-

tur hat seine langen Forschungen über die Schriftsteller Deutschlands und der Schweiz benutzt, um Schilderungen und Geschichtserzählungen, welche in Unmasse bei alten und neuen Dichtern zerstreut sind, zu einem einzigen Gemälde zu vereinigen*).

Ich habe von den zwei bedeutendsten Geschichtschreibern der Schweiz gesprochen**). Aber man darf nicht glauben, daß sie allein die Geschichte der Eidgenossenschaft mit Talent geschrieben haben. Unter den zahlreichen Schriftstellern, welche sich zu unserer Zeit mit der Geschichte dieses Volks beschäftigt haben***), freut es mich, die Herrn Hottinger, Vulliemin, Monard, diese gelehrten Fortsetzer Müllers, anzuführen; ferner Daguet, der durch treffliche geschichtliche Arbeiten bekannt ist, Eusebius Gaullieur aus Genf, von Tillier, Mallet, Zellweger, Sayous, de Gingins, von Rodt, Franscini, Lutz, L. Olivier, F. Picot, Dr. Berchtold und die Verfasser der wichtigen Sammlung „Gemälde der Schweiz†)."

Die „Geschichte des schweizerischen Volks" von Daguet ist

---

*) Ich habe diese biographischen Notizen der neuesten Ausgabe des Leipziger Conversationslexikons entlehnt.

**) Ueber die alten Chronisten kann man die Einleitung zu „La Suisse historique von Eusèbe Gaullieur nachlesen.

***) Wer die politische Geschichte der Schweiz im engern Sinne genauer will kennen lernen, lese das „Bundesstaatsrecht der Schweiz" von Dr. Bluntschli, dem ehemaligen Führer der konservativen Partei in Zürich, und jetzt Professor an der Universität zu München; ferner Morin, Précis de l'histoire politique de la Suisse, welches im Jahr 1856 von Joel Cherbuliez in Genf herausgegeben wurde, und endlich E. Cherbuliez, Professor am eidgenössischen Polytechnikum: „La Démocratie en Suisse. (Genf 1843). Morin und Cherbuliez haben im protestantischen und konservativen Sinn geschrieben.

†) Man ist mit Recht vorzüglich auf L. Vulliemin, Château de Chillon, Ch. Monnard, Biographie de Müller, Gaullieur, Histoire littéraire de la Suisse française und Hottinger's „Zwingli" aufmerksam geworden.

nicht eine einfache Erzählung der politischen und militärischen Begebenheiten. Dem Beispiel Vulliemins und Monards getreu, handelt er darin auf eine sehr interessante Weise von der Literatur, den Wissenschaften, den Sitten, Verfassungen, mit Einem Wort von Allem, was das innere Leben eines Volks bildet. Der Verfasser ist von aufrichtiger Vaterlandsliebe und dem lebhaften Wunsch beseelt, seinen Mitbürgern die Wichtigkeit und das Interesse ihrer Geschichte zum Verständniß zu bringen. Glückliches Volk, das zu gleicher Zeit Geschichtschreiber hat wie Müller, Theologen wie Zwingli und Lavater, Lehrer wie Pestalozzi, Fellenberg und Girard, Künstler wie Leopold Robert, Pradier und J. G. Müller, Volksschriftsteller und Dichter wie Zschokke, Bitzius, Usteri und Kuhn; Gelehrte wie Haller, Euler, Konrad Geßner, die Bernouilli; Philosophen wie Zimmermann, Prediger wie Zollikofer; Helden wie die Erlach, Bubenberg, Winkelried, Fontana! Wie viele große Völker würden ein Land, das nicht zwei und eine halbe Millionen Einwohner zählt, um so viele ruhmvolle Männer in allen Kreisen der menschlichen Thätigkeit beneiden!

XXIII.

O wie fühlt das Herz hier oben
Sich veredelt und gehoben!

Bornhauser.

Kennst du, Emanuel, diese lachenden Träume, die uns zuweilen heimsuchen, wenn wir ruhigen Geistes und mit einer durch irgend einen edlen Gedanken gereinigten Seele mit der Ruhe eines von keiner Reue getrübten Gewissens einschlafen? Da versetzen wir uns mit einem unbeschreiblichen Entzücken in das himmlische Reich, in eine vollkommene Welt. Wir sehen

Engel und ideale Geschöpfe, die uns an sich ziehen und uns ein seliges Lächeln entlocken. Das Herz erweitert sich, wie in den ersten Augenblicken der Kindheit, wenn Alles nur Hoffnung, Liebe und Leidenschaft ist. Wenn sich dann die Augen beim Anbruch des Tages öffnen, fragt man sich, ob man nicht einen Augenblick in wirklicher Seligkeit gelebt habe; man zweifelt — und endlich sagt man sich, daß selbst der Traum eine Freude gewesen ist, welche werth ist, zurückgewünscht zu werden.

Dieß sind meine Empfindungen, wenn ich die steilen Halden und die fruchtbaren Ebenen der helvetischen Republik durchwandere. Schon seit einigen Stunden habe ich Schaffhausen durch eines der alterthümlichen Thore dieser alten Stadt mit ihren engen Gassen, ihren düstern Thürmchen und ihren schwarzen Mauern verlassen. — Vor meiner Abreise hatte ich mich, in einer grünen Laube vor der Mittagshitze geschützt, wo ich mich einer köstlichen Kühle erfreute, meinen Träumereien überlassen. Eine Oeffnung gegen den Rheinfall erlaubte mir, ihn in seiner ganzen Pracht zu bewundern. Die Sonne beleuchtete ihn mit ihren Strahlen. Alle Farben des Regenbogens spielten in dem Dampf, der aus seinen Wogen emporstieg. Die vier mit Grün bedeckten Felsen, welche dieses wüthende Meer trennen, zeichneten sich auf seinen Wellen ab. Ein Arm des Stromes stürzt sich mit Getöse in ein dichtes Gebüsch und vereinigt sich dann wieder mit der Wassermasse. Während ich mich der Betrachtung dieses Schauspiels überließ, hörte ich die Glöckchen des Wagens, der mich wegführen sollte. Ich entfernte mich ungern. In der Ferne hörte ich den Strom brausen, während ich durch die Auen fuhr, wo Landhäuser und Gärten die Hügel bedecken, welche zur Stadt führen. Bald schien mir das Brausen nur noch wie ein schwacher Wiederhall; — dann verschwand es ganz, und nur ein sanfter Wind wehte vor meinem Ohr.

Zu gleicher Zeit verlor ich die seltsamen Dächer und die Thürme von Schaffhausen aus dem Gesicht. Ursprünglich ein Dörfchen, wo einige Schiffer ihre Waaren abluden, gleicht diese

Stadt jetzt allen jenen befestigten Ortschaften des Mittelalters, welche an Schrecken erinnern, vor denen wir nicht mehr zu zittern brauchen. Die hohen Thürme ihrer gezinnten Mauern vermengten sich am Horizont mit den Tannen und den Felsen. Ich flog durch ein frisches Thal, das die Alpen mit einem großartigen Amphitheater umgaben. Zuweilen fuhren wir längs klarer Bäche, die zwischen niederhangenden Weiden fließen. Der Himmel strahlte; Alles trug das Gepräge einer unaussprechlichen Heiterkeit. — Während meine Phantasie über diese schöne Schweiz in Entzücken gerieth, die ich zu durchziehen wähnte, sah ich andere Farben an den Schlagbäumen, andere Trachten, ein neues Volk. Ich befand mich im Großherzogthum Baden. Aber wir gelangten bald wieder auf schweizerischen Boden, und auf der ersten Station erblickte ich das weiße Kreuz im rothen Feld, das Zeichen des Bundes und der christlichen Freiheit.

XXIV.

Unter mir spiegelt sich Zürich in bläulich versilberten Wassern,
Ihre Mauern bespült plätschernd die Wallung des Sees.

J. G. v. Salis.

Wenn die alten Dichter die Götter malten, setzten sie in den Olymp, von den traurigen Gottheiten des Lasters und des Irrthums umgeben, eine durch ihre Weisheit und ihre anmuthige Ruhe Achtung gebietende Gestalt. Ihre Worte waren Prophezeihungen; ihr Wille wurde selbst von dem Herrn des Donners geachtet. In ihrer Gegenwart hörten die Satyrn mit ihren Spöttereien auf, denn jede ihrer Bewegungen flößte Ehrfurcht ein. Minerva ging unter den furchtbaren Mächten, welche die Welt erschütterten, festen Schrittes einher, mit ihrer majestätischen Stirne die Versammlung der Unsterblichen beherrschend.

So steht Zürich mitten unter den Städten. Und unser altes

Europa, das so viele Wunder besitzt, betrachtet freudig dessen Schönheit, Wissen und Tugend.

Die Limmat rauscht in ihren alten Mauern, und der tiefe See breitet seine Wellen bis zu den Füßen der Hügel aus, an denen große Paläste und weiße Landhäuser erglänzen.

Am Ufer dieses Sees, in einem Garten, der dem der Armide gleicht, ruhte mein Blick bald auf dem mit Wäldern bekränzten Albis, bald auf den Gletschern, die sich am fernen Horizont in goldenen Wolken verlieren. Hier ist Alles lieblich, Alles ist voll Leben, Alles athmet Glück. Harmonische Töne, die aus einem nahen Wäldchen kamen, erschienen wie Musik vom Himmel. Die Luft wiederhallte von jenen Chören, welche die Freiheit anriefen, wie die Anbeter der Sonne beim Anbruch des Tags das herrlichste Gestirn mit ihren Gebeten herbeiriefen.

Indessen war die Nacht angebrochen, und ich saß noch da wie in Entzücken verloren, in einer wollustvollen Trunkenheit schauend und hörend. Die Stimmen entfernten sich, und ein geheimnißvoller Schleier bedeckte schon diese mannigfaltigen Scenen. Tausend unbeschreibliche Düfte steigen gen Himmel empor, dem Weihrauch vergleichbar, der sich zur Feier der Abendpracht auf dem unermeßlichen Altar der Natur erhebt. Einer jener Kähne, die auf der krystallenen Woge hin und herflogen, hielt bei mir an. Von dem Hauch getrieben, der das lispelnde Laub bewegte, trug er mich weit von dem Ufer weg. Die Lichter der Stadt wurden rings um den See angezündet, und glänzten wie Sterne. Die schwarzen Gestalten der Kirchen zeigten ihre Umrisse. Aber wo sind die Gesänge, wo das fröhliche Fest des Tages? Ich sehe in der Ferne nur noch Mauern, die kaum aus der Dunkelheit hervortraten. Man möchte sie für Katakomben halten, die von heiligen Lampen beleuchtet werden.

Glückliches Vaterland so vieler edler Geister, des stolzen Zwingli, des gelehrten Bodmer, des trefflichen Pestalozzi, des evangelischen Lavater, hörst du, wie um die Mitternacht der Wiederhall erwacht, um die Namen deiner ruhmvollen Kinder

zu wiederholen? Sind es Pilgerinnen, die, von den Arbeiten und dem eitlen Weltlärm ermüdet, hier mit frommem Sinn niederknieen, um zu bereuen und zu lieben? Oder sind es die wogenden Schatten der Pappeln, die sich auf dem Sand des Ufers verlängern?

Deine Größe ist es, o Gott, die ich in der Schöpfung bewundere, dem Werke Deiner Macht. Es ist Dein Geist, den ich immer suche, selbst wenn ich mich an die Schritte der Propheten hefte, die Du von Jahrhundert zu Jahrhundert erweckt hast, um die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts zu vollenden. Von meiner Begeisterung hingerissen, bin ich so oft den von meiner Einbildungskraft geschaffenen fantastischen Wesen nachgegangen, ohne zu bemerken, daß in Dir allein die Kraft, der Trost und das Leben ist.

Meine Seele ist getröstet! Aber wie wohlthätig ist auch die Ruhe, die ich in dem Geburtsland jener berühmten Männer fühle, die in Deinem Gedanken gelebt, für den Ruhm Deines Namens gekämpft und gelitten haben. Da fühle ich, wie ich groß werde, da lerne ich Gebete, die mir bis dahin unbekannt waren.

Dieß sind die Erinnerungen, die mich an Zürich knüpfen. Und der Mond, der jetzt über seinen Dächern aufgeht, hat nicht mehr Reiz, als das Andenken an diese Stadt für mich besitzt!

XXV.

Da ist nicht Einer, der nicht des Himmels Blick versteht.
A. E. Fröhlich.

Seit einer Stunde kann ich mich nicht von dieser Terrasse trennen. Wie dieser See ist mein Denken ohne Bewegung, ohne Sturm; es schwankt ungewiß zwischen dem Himmel und diesen

friedlichen Gewässern. Indessen erglänzen feurige Sterne an dem Himmelsraum, goldene Strahlen gleiten auf der Woge hin. Nur mein des Lichts beraubter Geist scheint eines tiefen Schlafes zu schlafen. Wird er bald, wie jene Sternschnuppe, welche das Nichts verschlungen hat, in der Nacht des Unendlichen verlöschen? — Nein, der Geist wird nicht in das Nichts zurückkehren. Der heiße Wunsch, der mein Herz verzehrt, ist nicht die mächtige Anziehungskraft des Grabes. Es ist die schmerzliche Erwartung einer Zukunft voll Leben und Kraft. Es ist die Sehnsucht nach der Ewigkeit, nach welcher es seufzt.

Was! ich sollte den sanften Hauch nicht fühlen, der über den See dahinzieht und an meinen Schläfen vorüberweht! sein wohlthätiger Duft sollte mir nicht neues Leben einhauchen! Ich sollte auf diesen von den Helden der Freiheit betretenen Ufern einschlafen, wie der gleichgültige Sohn des Islam an den Ufern des todten Meeres schläft! — Hier ist ein Buch, von dem eine jede Zeile eine Offenbarung der unendlichen Liebe ist; von dem ein jedes Wort die Unsterblichkeit verheißt. Johannes und sein Bruder in der apostolischen Sendung haben es mit der Feder des unbesiegbaren Adlers geschrieben, die in das Blut des Menschensohnes getaucht war. Möchten unsere Thränen die Spur der ungerechten Qualen verlöschen, die der Heiland von verblendeten Menschen erdulden mußte! Möchten wir, selbst geläutert, der ganzen Menschheit diese Lehren der Aufrichtigkeit und der Vergebung verkünden!

Wie liebe ich dort oben in den Wolken diese durch Lichtbande geknüpften Sternbilder! Ihre Strahlen verlieren sich in einander wie Seelen, die sich in der Gluth der Leidenschaft umarmen. So theilt sich das nämliche Gefühl allen Gliedern der Menschheit mit, und wenn wir nicht mehr sind, lebt unser Gedanke noch in unsern Brüdern. Sie benützen ihn, wie ein Gut, das ihr Eigenthum ist. Es ist eine heilige Erbschaft, deren Gegenwart die verlöschende Kraft neu belebt und den sinkenden Muth wieder erweckt.

Liebliche Winde, die ihr aus dem See herüberkommt, bewahrt meine Traurigkeit vor weichlichem Entzücken! Sagt mir, daß die Liebe überall ist, wohin ihr kommt, daß eure Seufzer brennende Töne sind, die ihr auf andern Ufern gesammelt habt.

Der See belebt sich. Silbergeflügelten Tauben gleich, durchschneiden herabgeneigte Segel seine rauschenden Wogen. Blühende Linden erheben ihre Arme gen Himmel, ihr Schatten wiegt sich auf den Wogen wie trauernde Undinen. Auf den Seiten des Albis spielen Blümchen und fantastische Farben. Der Mond steigt langsam am Himmel, wie eine Königin majestätischen Schrittes zu einem Fest geht, das man ihr zu Ehren gibt Meine Gedanken fliegen hinauf in den Raum, wo Nichts sie aufhält.

Neue Freuden haben mich mit Bewunderung durchdrungen. Ich habe die Stimme des unendlichen, barmherzigen Wesens gehört, dessen Glanz die ganze Welt erfüllt, dessen Liebe Allem, was sich bewegt und athmet, Leben gibt. Endlich habe ich das Glück gefunden. Ich habe gefunden, daß außer den göttlichen Verheißungen jede Hoffnung täuscht und jeder Trost lügt. So muß er dann mächtig sein, der göttliche Geist, daß er in uns die Neigung zur Gleichgültigkeit und Schwachheit besiegt, daß er in unsrer Seele das Gefühl der höchsten Vollkommenheit erweckt.

So verwandeln sich bisweilen, mein Emanuel, die Schwächen, die uns entmuthigen, in kräftige Triebe, in eine unbesiegliche Begeisterung. Aber um die Kraft zu gewinnen, ohne welche man weder leben noch dulden kann, ist der Kampf unvermeidlich. Unser Uebermuth wäre zu groß, wenn wir niemals in einer weichlichen Sklaverei geseufzt, wenn wir nicht lange daran gearbeitet hätten, unsre Ketten zu brechen.

Nur in einer so erworbenen Freiheit finden wir endlich die vollkommene Ruhe. Der Adler bewegt seine Flügel nicht mehr, und schwebt majestätisch über den Gefilden, wenn er sich in die Unermeßlichkeit des Himmels geschwungen hat.

Du sagtest mir einst, daß die Einsamkeit eines Klosters oder

eine Einsiedelei mitten in den Wäldern von nun an einem Wesen angemessen wäre, über welches man nach deiner Ansicht das Leichentuch ausbreiten sollte. Das ewige Stillschweigen der Wüste ist mir eben so zuwider, als die Klosterregel, welche alle Bewegungen bestimmt. Ich lebe ein doppeltes Leben, seit du mich todt glaubst. Selbst meine Schwächen sind nur ein kurzer Halt, nach welchem mein Flug schneller wird. Die belebende Luft der Gebirge und der Meere hat mir das Dasein zurückgegeben, welches in Eurer gelähmten Welt ausgelöscht zu sein schien.

Wenn ich mich von Euch allen losgesagt habe, so geschah es nicht aus Bedürfniß mich abzusondern oder das menschliche Geschlecht zu fliehen, sondern aus einem gebietrischen Trieb, der mich zur That fortreißt, und sich mit dem erkünstelten Leben eurer Empfangzimmer nicht versöhnen kann. Euer beständiges Treiben um Nichts, die vollständige Abwesenheit jeden ernsten Zweckes in dem langen Lauf Eures Lebens, machen das Denken und das Handeln unter Euch unmöglich. Das ist hauptsächlich der Grund, der Alle die, welche einsehen, daß ihre Bestimmung hienieden in der Hingebung an die hohen Interessen der großen Menschenfamilie liegt, von dem losreißt, was ihr die Welt nennt. Denn wenn Ihr nicht aus der ganzen Menschheit eine Heerde gedankenloser Wesen macht, die bloß dazu taugen, sich zu bewegen, getränkt zu werden und zu waiden, kann der Zweck des Daseins nicht darin bestehen, von einem Palast in den andern zu eilen, sich mit einem Kleid zu schmücken, dessen Form sich alle Tage ändert, sich für irgend eine wohlthätige Gesellschaft in Bewegung zu setzen, die unter dem Schutz der Schönheit und der Eleganz steht, mehr oder weniger hochtönende Namen auf goldene Listen zur Ehre der Armen eintragen zu lassen, die man niemals unterstützt; aus einem Boudoir, in welchem man alle Wollüste des mahometanischen Paradieses genossen hat, in einen Tempel zu gehen, dort Gebete herzumurmeln, während man den Fürsten der Kirche gestattet, aus dem Christenthum einen wahren Buddhismus zu machen, und

dann seine von den Wohlgerüchen des Weihrauchs berauschte Seele unter dem Klang eintöniger Hymnen einschlafen zu lassen. Wäre es nicht besser, seine Seele mit der ganzen Kraft einer starken Natur zum Ewigen zu erheben, den man heut zu Tage weder in den Säulenhallen der Kirche, noch in dem noch größeren und erhabeneren Tempel der Natur zu lieben versteht?

Nein, es sind nicht die, welche den Glanz der Sterne mit ihren Diamanten verdunkeln, noch sind es die traurigen Einsiedler, welche ihre schwarzen Kutten in zu frühen Gräbern herumschleppen, welche vor Gott und Menschen auf ruhmvolle Unsterblichkeit, auf die Palme des Heils, dieses Erbtheil der Kinder des Herrn Anspruch machen können. Gehet, Ihr Glücklichen des Jahrhunderts, fahret fort, den Arbeiter, der für Eure Launen büßt, mit Thränen zu sättigen; aber wisset, daß der, den Ihr mit Füßen tretet, ein Mensch ist —, er kann sich morgen in dem Stolz des Siegs wieder erheben, mit dem zwiefachen Heiligenschein des Leidens und der Ergebung geschmückt. Um seinen noch von seinen Thränen befeuchteten Pflug werden die Engel im Chore singen: „Selig diejenigen, die da weinen, denn sie sollen getröstet werden*), „und die Würgengel werden mit donnernder Stimme antworten: „Der Reiche wird wie eine Blume des Grases vergehen**)."

Stürzt die Becher Eurer Gelage um; schließt die Concerte Eurer Nächte, ermüdet Eure Füße in schmachtenden Tänzen nicht mehr. Kommt zum prächtigen Gastmahl der Natur, höret die ewigen Harmonien an, nehmt Theil an der Arbeit der Menschheit. Ihr werdet neue Vergnügungen finden, ungekann-

---

*) *Μακάριοι οἱ πενθοῦντες· ὅτι αὐτοὶ παρακληθήσονται* (Matthäus 5, 4).

**) *Καυχάσθω δὲ ὁ ἀδελφὸς ὁ ταπεινὸς ἐν τῷ ὕψει αὐτοῦ, ὁ δὲ πλούσιος ἐν τῇ ταπεινώσει αὐτοῦ, ὅτι ὡς ἄνθος χόρτου παρελεύσεται* (Epistel St. Jakobi 1, 10).

tes Lächeln, aufrichtige Neigungen und Hoffnungen ohne Täuschung. Wascht die Schminke Eurer Wangen ab, reißt das Hermelin herunter, das ihr auf Euren Schultern schleppt, und Ihr werdet die Jugend und Frische Eurer ersten Jahre in Euch wieder aufleben fühlen.

XXVI.

Heil sei dem Mann, der Freiheit ehrt.
J. Gaudenz von Salis.

Als ich in die Kirche trat, stieg der Geistliche von den Stufen der schwerfälligen hölzernen Kanzel herab, und die Menge sang: „Herr du erforschest mich und kennst mich*).“

Die nackten Mauern des byzantinischen Gebäudes wiederhallten von jenen Gesängen, deren Töne bis zu den Grüften gelangten, die sich unter dem Chor ausbreiteten. Ich verbarg mich in einem dunkeln Winkel. An einen der massiven Pfeiler bei dem Altar angelehnt, vermischte ich meine Stimme mit der des Volkes.

Ich war im Großmünster, das als ein ernstes Bild der Vergangenheit erscheint. Meine Seele erhob sich zum Ewigen, und ich ward von Ehrfurcht gegen seine unbegreifliche Macht ergriffen. Welche Kraft gibt er nicht dem immer so schwachen Geschöpf, weil es durch seinen Geist allein die am besten vertheidigte bürgerliche Ordnung umgestalten, und das Verderbniß aufhalten kann, das seit Jahrhunderten selbst mitten unter den Gewalten, welche die Menschheit leiten, eingewurzelt ist? That nicht in diesem Tempel selbst Zwingli solche Wunder? Sein Wort

*) 139 Psalm.

flog bis zu den äußersten Enden der Erde, und die Kraft desselben verschaffte der Reform bei Millionen Menschen den Sieg.

Im 16. Jahrhundert fand die Stimme der Reformatoren, welche sich schon an der Pariser Universität*) hatte hören lassen, einen Wiederhall in den Thälern der Alpen. Die Schweiz, welche sich Rom gegenüber immer ziemlich unabhängig gezeigt hatte, war unendlich besser als die andern Länder Europas auf die Reformation vorbereitet. Daher kann man auch nicht an der denkwürdigen Initiative zweifeln, welche sie mitten in den Ländern deutscher Zunge ausübte**). Ich weiß wohl, daß Sachsen gewöhnt ist, die Initiative für sich in Anspruch zu nehmen. In ihrer Philosophie der Geschichte pflegen einige deutsche Denker das Land, das sie bewohnen, zum Mittelpunkt der Menschheit zu machen***), und die Reformation als eine wesentlich deutsche Bewegung darzustellen. Aber die Zahlen sind hier bedeutsamer als alle Systeme. Zwingli griff schon im Jahr 1516 zum erstenmal den päpstlichen Despotismus in der Kirche von Einsiedeln an. Leo X. aber ließ den Ablaß erst 1517 verkünden, und bei dieser Gelegenheit machte Luther seine berühmten Säze bekannt. Doch hat die chronologische Frage hier nur eine untergeordnete Bedeutung. Viel wichtiger ist es, nachzuweisen, daß der wahre Charakter der Reform nur in Zürich und in Genf begriffen wurde. In der That konnte ihr Zweck nicht bloß darin bestehen, die päpstliche Herrschaft zu stürzen;

*) Man sehe in Merle d'Aubigné, „Histoire de la réformation“ höchst interessante Mittheilungen über die Vorträge des Lefèvre d'Étaples an der Sorbonne, über seinen und seiner Freunde Einfluß. Diese Thatsachen sind nur zu sehr vergessen, und doch kann ihre Wichtigkeit nicht bestritten werden.

**) Damals gehörte noch kein romanischer Kanton zur Eidgenossenschaft.

***) So Hegel und Gervinus. Man kann übrigens auch einigen französischen Philosophen die nämlichen Uebertreibungen vorwerfen. S. Cousin, Introduction à l'histoire de la philosophie.

sie hatte vorzüglich die Aufgabe, dem Christenthum seine ganze demokratische Richtung wiederzugeben. Das haben die deutschen Reformatoren niemals begriffen. Die Aristokratie zog aus Allem Vortheil, was man dem katholischen Priesterthum entriß: dies waren die Folgen des unentschlossenen Charakters der Häupter der deutschen Reformation. Melanchthon war der wenigst entschiedene unter allen Menschen. Luther aber, der auf die Macht seines Worts viel zu sehr vertraute, beschäftigte sich niemals ernstlich mit der Befestigung seines Werks. Er begnügte sich zu sagen: „Ich bin ruhig geblieben, und habe das Wort durch die Welt gehen lassen. Während ich schlief und wir in Wittenberg mit Amsdorf und Melanchthon Bier tranken, hat dieses Wort, das ich gepredigt hatte, das Papstthum gestürzt, so daß nie weder Fürst noch Kaiser ihm so viel Uebles zugefügt hat. Ich habe Nichts gethan, das Wort hat Alles gethan."

Die Sorglosigkeit Luthers sollte ihre Früchte bringen. Sie sicherte den Sieg der katholischen Reaktion, die nach seinem Tode eintrat. Sobald Rom seine ungestüme Beredtsamkeit nicht mehr zu fürchten hatte, konnte es leicht einen Theil der Gegenden wieder erobern, die ihm entrissen worden waren*). In den Ländern, in denen es der Reform gelang, Widerstand zu leisten, blieb sie der übermüthigen Herrschaft der deutschen Aristokratie unterworfen, welcher es gelang, einen Theil ihrer Grundsätze mit Unfruchtbarkeit zu schlagen.

Luther hatte unglücklicher Weise alle Fehler des Volks, dem er angehörte. Er war sicherlich ein edles Herz und ein großer Geist. Er gab dem Wormser Reichstag glänzende Beweise eines unbesiegbaren Muths. Er war zudem von dem edlen Hasse der alten Deutschen gegen die römische Herrschaft durchdrungen, in welcher Gestalt diese auch erscheinen mochte, ob als politische oder religiöse. Aber die mystische Richtung des deutschen Geistes beherrschte ihn vollständig. Alle seine Thätigkeit war auf

*) Ranke, Fürsten und Völker im sechszehnten Jahrhundert.

die Räthsel des inneren Lebens gerichtet. Ich möchte noch hinzufügen, daß der klösterliche Zwang, unter dem er so viel gelitten hatte, in seiner Einbildungskraft eine Welt von Hirngespinsten zurückgelassen hatte. Er hatte wie Johanna Darc*), Franz von Assisi und Ignaz von Loyola häufige Erscheinungen**). Die Wissenschaft hat siegreich bewiesen, daß die höchsten Geister vor dieser traurigen Krankheit nicht sicher sind***). Sokrates und Pascal liefern den Beweis. Luther nahm die unsinnigsten sächsischen Legenden mit einer merkwürdigen Leichtgläubigkeit an†). Er bildete sich ein, mit dem Teufel theologische Unterredungen zu haben, in welchen, nebenbei gesagt, der verfallene Erzengel eine sehr mittelmäßige Logik zeigte. Die Kämpfe, welche der Reformator auf diese Weise gegen diese Gesichte führte, erschöpften seine Kräfte und seinen Muth. Mehr als einmal litt seine Gesundheit darunter. Während er sich diesen Qualen und diesen schmerzhaften Kämpfen überließ, bereitete Münzer den furchtbaren Bauernaufstand vor. Das demokratische Bewußtsein, dem Luther alle Anerkennung verweigerte, brach auf allen Seiten aus. Dies empörte ihn, und statt sich mit einer socialen Reform zu beschäftigen, deren Nothwendigkeit nur zu deutlich war, reizte er den Zorn des Adels gegen die unterdrückte Menge. Jeder Gedanke an eine politische Wiedergeburt ward in Strömen von Blut erstickt. Die Länder

*) S. de Carné, Jeanne Darc, in der Revue des deux mondes, 15. Jan. 1856. — Dieser Aufsatz zeigt, wie weit die römische Leichtgläubigkeit gehen kann. Man vergleiche damit Brière de Boismont, Des hallucinations.

**) Man sehe das eben angeführte treffliche Werk von Brière de Boismont und die Schriften der Doktoren Lélut, Esquirol, Calmeil, Leuret über diesen Gegenstand.

***) S. Lélut, Le démon de Socrate und l'Amulette de Pascal.

†) S. Michelet, Mémoires de Luther.

der deutschen Zunge bedurften nicht bloß eines Theologen, sie verlangten auch einen Bürger voll Festigkeit und Kraft. Zwingli entfaltete in seinem Vaterlande diesen doppelten Charakter. Um die religiöse und sociale Aufgabe dieses großen Mannes recht zu verstehen, muß man sich eine richtige Vorstellung von dem Zustand der Schweiz zu jener Zeit machen. Diejenigen, welche ihn nicht mit etwelcher Sorgfalt studirt haben, sind gegen den berühmten Reformator sehr ungerecht gewesen.

Im 14. Jahrhundert hatte der zu gleicher Zeit christliche und patriotische Geist Helvetiens in seinem ganzen Glanze gestrahlt. Dieses Jahrhundert, welches auf dem Grütli mit dem patriotischen Schwur der Dreiunddreißig beginnt, endigt mit jener merkwürdigen Tagsatzung in Zürich, nach welcher der „Sempacherbrief" beschworen wurde. Diese Uebereinkunft athmet die reinsten evangelischen Gesinnungen. Welche ruhmvolle Zeit ist die von Morgarten, Laupen, Sempach und Näfels. Damals glänzten die Stauffacher, Erlach, Baselwind, Gundoldingen*). Eintracht herrschte unter den Eidgenossen, Hingebung war ihr Gesetz, sie wußten Kraft mit Mäßigung zu verbinden. Eben so war auch ihr militärischer Ruf ohne Makel, denn sie kämpften nicht, wie später, um Reichthümer oder Eroberungen, sondern um die Erhaltung des Guts, das jeder edlen Seele am theuersten sein muß, um die Freiheit. Diese Tugenden waren um so bewundernswürdiger, als sie nicht das Vorrecht einiger Individuen waren. Die Hauptpersonen in der Geschichte der Schweiz, das sind nicht, wie anderswo, Könige, Minister oder Kirchenfürsten; das Volk steht hier in erster Linie. Von ihm kommen die großen Gedanken, die heldenmüthigen Opfer; es weiß sich Schranken aufzulegen und zeigt sich größer, als die verabscheuungswürdigen Rathschläge des Ehrgeizes und der Selbstsucht.

---

*) Petermann Gundoldingen, Schultheiß von Luzern, befehligte bei Sempach die Kriegsschaaren von Luzern und den Waldstätten.

Drei Ursachen führten im Mittelalter durch ihre allmälige Entwicklung den Verfall der Eidgenossenschaft herbei, die Eroberungen, der Söldnerdienst und das Uebergewicht des aristokratischen Elements.

Kaiser Sigismund, ein Feind des Hauses Oestreich, derselbe, den wir beim Constanzer Concilium haben kennen lernen, vermochte die Eidgenossen, diesem Hause den Aargau zu entreißen. Der gute Erfolg dieses Unternehmens schien den Ruhm, den sie auf so viel Schlachtfeldern erworben hatten, noch zu vermehren. Aber indem diese Vergrößerung Uebermuth und Habsucht erweckte, brachte sie der Schweiz zahllose Mißgeschicke. „Das neue Jahrhundert" *), sagt Gelzer, hat mit Eroberungen und Bürgerkriegen begonnen, es wird mit Söldnerkriegen endigen." — „Der Aargauer Krieg", sagt J. v. Müller, „befleckt die alte Unschuld der ursprünglichen Eidgenossenschaft, indem er den Grundsatz der republikanischen Gleichheit mit Füßen tritt." Statt die durch ihre Waffen unterworfenen Volksstämme der Wohlthat, deren sie sich selbst erfreuten, theilhaftig zu machen, nahmen die Schweizer in den eroberten Ländern die Stelle der frühern Herrscher ein und zeigten sich gegen ihre neuen Unterthanen eben so hart, als jene. Diese Einrichtung, welche für den Aargau eingeführt wurde **), wurde später im Livinenthal durchgeführt, welches die Urner dem Herzog von Mailand abgenommen hatten ***), und eben so im Thurgau, das dem Hause Oestreich entrissen wurde †).

---

*) Das fünfzehnte.

**) Der Aargau ist im Jahr 1798 von den Franzosen von der bisherigen Herrschaft befreit worden.

***) Dieses Thal bildet jetzt einen Theil des Kantons Tessin. „Es war", sagt Bädeker in der „Schweiz", „von Landvögten willkürlich und tyrannisch verwaltet — die Franzosen machten dieser Ordnung der Dinge ein Ende."

†) Der Thurgau, der seine Freiheit Frankreich verdankt, ist jetzt ein Kanton der Eidgenossenschaft.

Weit entfernt, daß dieser einer tyrannischen und willkürlichen Herrschaft unterworfenen Länder*) der Eidgenossenschaft neue Kraft gegeben hätten, brachten sie ihr beständig Elemente von Unzufriedenheit und Aufruhr.

Habsucht war die erste Ursache dieser Eroberungen, denn die bedrückende Verwaltung der Unterthanenländer bereicherte die Landvögte. Der Gelddurst, dem sie ihren Ursprung verdankten, mußte die Leidenschaft für Söldnerkriege herbeiführen, die größte Plage, mit welcher der Zorn des Himmels die Schweiz jemals heimgesucht hat.

Die Siege der Schweizer setzten bald ganz Europa in Erstaunen und verschafften ihnen einen großen Kriegsruhm. Die Könige und Fürsten wünschten von nun an, einige dieser muthigen Soldaten in ihrem Dienst zu haben, welche der mächtigsten Aristokratie Europa's widerstanden. Der Adel der Städte und des Landes benutzten diese Gesinnungen, um sich eine neue Quelle des Reichthums zu eröffnen. Er reizte die Habsucht der jungen Männer und wußte ihren Hang zu Krieg und zu Abenteuern geschickt zu benutzen. Aber da aus diesen vereinzelten Verbindungen eine Menge Mißbräuche erwuchs, hielten es die Kantone für angemessen, mit den Fürsten für die Bildung schweizerischer Regimenter Verträge abzuschließen, in Folge welcher diese von Offizieren aus ihrem Volke befehligt werden sollten, damit jede Regierung ihre Unthanen auch im Auslande beschützen könne. Der erste Vertrag dieser Art wurde zwischen Frankreich und Luzern in den Jahren 1479 und 1480 unterzeichnet. Im Jahr 1491 wollte Oestreich ebenfalls Schweizer unter seinen Fahnen haben, und sein Beispeil wurde von den Italienischen Fürsten und dem Papste nachgeahmt.

Die französischen Könige, welche die Eidgenossenschaft nicht hatten besiegen können, fanden in dem Söldnerdienst ein Mittel,

*) Die Zahl derselben nahm mit der Zeit zu. So eroberte Bern im 16. Jahrhundert das Waadtland, welches später frei geworden ist.

die Schweiz zu schwächen, sie den Lastern der monarchischen Länder zu überliefern, und die Kraft der republikanischen Grundsätze zu vernichten, dessen Verbreitung sie vor allen Dingen fürchteten. Oft blieben die Felder unbebaut, weil die, welche sie pflügen sollten*), die Zügellosigkeit der Lager diesen mühsamen Arbeiten vorgezogen hatten. Wenn sie in ihr Geburtsland zurückkamen, brachten sie Gewohnheiten und Ansichten mit, die den Siegern am Donnerbühl, bei Laupen und Näfels unbekannt gewesen waren. Wenn die Bauern auf diese Weise die Tugenden und das arbeitsame Leben ihrer Väter verachten lernten, wurden die Söhne der Adelichen und der Beamten gierig nach Titeln und leeren Auszeichnungen, welche ihnen den Glauben einflößten, als hätten sie andere Rechte, als die Kinder des gemeinsamen Vaterlandes. Nachdem sie sich im Ausland bereichert hatten, gewannen sie in ihrer Heimat einen Einfluß, dessen sie sich zur Unterdrückung ihrer Mitbürger bedienten.

Die verderbliche Umwandlung der alten Sitten der Schweiz, von der wir einen Begriff zu geben gesucht haben, mußte das aristokratische System allmälig an die Stelle der demokratischen Staatsform bringen, welche der Schweiz so viele Tage des Ruhms und des Friedens gegeben hatte. Das 15. Jahrhundert birgt schon den Keim zum Patriciat, das sich am 16. entwickeln und im 17. seinen Höhepunkt erreichen wird. Es ist nicht schwer, schon in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts in den Städten eine entschiedene Neigung zu bemerken, den Gemeindeversammlungen die Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten zu entreißen. Einige leidenschaftliche Beschlüsse, welche von stürmischen Versammlungen gefaßt worden waren, begünstigten jene Bestrebungen. In Zürich nahm die Regierung die gräßliche Verfolgung, welche die Bürger gegen die Juden ausübten, zum Vorwand, um den Beschluß zu fassen, nur die wichtigsten An-

*) Wie es Rudolf von Erlach that, der ein eben so fleißiger Landmann als muthiger Krieger war.

gelegenheiten, d. h. die Entscheidung über Krieg und Frieden und die Wahl gewisser Beamten vor die Gemeinde zu bringen. Man blieb nicht dabei stehen, und die Verachtung, welche man gegen die Rechte des Volkes zeigte, trug wesentlich zum Aufstand von 1513 bei. In einigen Kantonen nahmen die Mitglieder des Kleinen Rathes keinen Anstand, sich den hochtrabenden Titel „Gnädige Herren“ beizulegen. Im 15. Jahrhundert entwarf Kistler, der Schultheiß geworden war, im Großen Rath von Bern ein interessantes Gemälde der Ansprüche, welche „Ihre Excellenzen“ machten. — „Mancher, der erst seit drei Tagen Bürger ist“, sagte er, „hat für die Stadt mehr gethan, als jene Adelichen, die sich heute ihrer Wohlthaten rühmen. Ich gebe wohl zu, daß Bern ihren Voraltern verpflichtet ist, aber was diese der Stadt einst gegeben haben, verstehen diese nur zu gut, ihr wieder zu nehmen; und sind sie nicht bereit, die Gerechtsame und Freiheiten der Stadt zu schmälern, aus Furcht, ihren Glanz sich verringern zu sehen? Lange hat man nicht gewagt, sie deshalb anzugreifen. Und weil jetzt ein Mann Mitglied des Berner Obergerichtes ist, der den Muth hat, seine Pflicht zu erfüllen, und weil dieser Mann in den Räthen Anklang findet, zürnen diese schlauen Herren und lassen Drohungen hören. Aber macht was ihr wollt, ich habe meinem Eid gemäß für das Interesse und die Ehre der Stadt gehandelt, und ich will bis zum Tod ausharren.“

Der Mann, der bestimmt war, die Reaktion gegen die Mißbräuche zu beginnen, welche die aristokratische Regierung in der Schweiz eingeführt hatte, wurde unter den Gebirgsbewohnern geboren, die die alte Thatkraft des schweizerischen Bluts bewahrt hatten. Im Süden des Klosters St. Gallen erstreckt sich eine ungefähr zwölf Stunden lange Landschaft, die man das Toggenburg nennt. Sie ist im Norden und Süden von Gebirgen eingeschlossen, aber öffnet sich gegen Morgen den wohlthätigen Strahlen der Sonne. Von dort reicht der Blick bis zu den Tiroler Alpen. In dieser Landschaft liegt 2000 Fuß über dem

Zürcher See das Dorf Wildhaus, welches noch 1710 zu Rhätien gehörte. Das Gebiet der romanischen Sprache erstreckte sich bis hieher; die Bevölkerung gehörte dann zum reinsten lateinischen Stamm. Dieser große Stamm, der Arnold von Brescia, Savonarola, Lefevre, Calvin und Favel hervorgebracht hat, kann denn auch den Ruhm in Anspruch nehmen, den berühmten Mann erzeugt zu haben, der die Reformation in den Ländern deutscher Zunge begonnen hat. Zum Dorf Wildhaus gehören zwei Weiler, Lisighaus und Schönenboden. Eine Viertelstunde von Lisighaus, da wo die Früchte der Erde gedeihen, wo nur noch Alpenpflanzen den Boden bedecken, sieht man noch eine einzeln stehende Hütte aus geschwärzten Holzstämmen, welche seit mehr denn drei Jahrhunderten der Zeit getrotzt haben*). Die Mauern sind dünn, die Fenster haben kleine runde Scheiben und das Dach ist wegen der Heftigkeit des Windes auf dieser Höhe mit Steinen beladen. Vor der Hütte entspringt eine krystallhelle Quelle. Dort wurde Ulrich Zwingli am 1. Januar 1484 geboren, sieben Wochen nach dem Tage, wo die Frau eines sächsischen Bergmanns Martin Luther gebar.

Der junge Ulrich wuchs am Fuße dieser Felsen auf, welche unsterblich scheinen. „Ich habe oft gedacht", sagt sein Biograph, „daß er in der Nähe des Himmels auf diesen erhabenen Höhen etwas Himmlisches und Göttliches annahm" **). Das Kind war voll Kraft und Gesundheit, er hatte den thätigen und durchdringenden Verstand der Bergbewohner, die Rauhigkeit der Toggenburger und hatte, wie sie, seine Freude an Laute und Gesängen. In den langen Abenden hörte Ulrich begierig auf die Erzählungen der Alten. Er hörte, daß ein hartes Joch ehemals auf dem Thale gelastet habe, und daß es seine Unabhängigkeit dem Bunde mit den Eidgenossen verdanke. Diese langen Un-

*) J. F. Hottinger gibt in seinem „Ulrich Zwingli" eine Ansicht von dem Innern dieser Hütte.

**) Oswald Myconius, Vita Zwingli.

terhaltungen lehrten ihn das Vaterland lieben. Niemand konnte in seiner Gegenwart ein für die Eidgenossen ungünstiges Wort aussprechen, ohne daß er sich erhoben hätte, um sie zu vertheidigen*). Diese Lebhaftigkeit des Charakters verband sich sehr gut mit der Neigung zu ernsten Gegenständen. Zu den Füßen seinet Großmutter sitzend, hörte er Stunden lang die schönen biblischen Geschichten an, die sie ihm erzählte. Biederkeit war der Hauptzug seines Charakters. Er zeigte frühzeitig jenen Abscheu vor der Lüge, der ihn hinderte, den Trügereien der römischen Kirche die Hände zu bieten. Er erzählte später, daß zu der Zeit, da er nachzudenken anfing, dieses Laster ihm strafbarer erschien, als der Diebstahl, „denn", sagte er, „die Wahrhaftigkeit ist die Mutter aller Tugenden". Zwingli blieb dieser edlen Anschauungsweise des Lebens immer getreu. Er war in der Religion wie in der Politik aufrichtig und bieder. Niemand hatte ein so großes Vertrauen auf die Macht der Wahrheit. Wenn man es für möglich hielt, ihm irgend eine Schwachheit vorzuwerfen, nahm er nie seine Zuflucht zu heuchlerischen Entschuldigungen; niemals suchte er sein Leben in ein glänzenderes Licht zu stellen, um die Achtung der Menschen zu fesseln**) und sich eine hohe Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu erwerben. Wie selten ist dieser biedere Sinn, selbst bei den bedeutendsten Männern!

Da der junge Ulrich seit seiner Kindheit großes Talent gezeigt hatte, brachte man ihn auf das Theodorscollegium nach Basel***). Er machte dort solche Fortschritte, daß seine Eltern

*) Johann Melchior Schuler, U. Zwingli — Geschichte seiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes, S. 91.

**) Es bedarf keines andern Beweises, als seines Briefes an den Domherrn Uttinger, als es sich darum handelte, ihn nach Zürich zu berufen.

***) Bei dieser Gelegenheit gibt J. J. Hottinger in seinem „Ulrich Zwingli" die interessantesten Notizen über die Schulen und die Studenten dieser Zeit.

sich entschlossen, ihn nach Bern zu schicken, wo Heinrich Wölfli (Lupulus) eine berühmte Schule leitete. Zwingli zeigte in dieser Schule die Liebe zum Alterthume, die er stets und selbst dann bewahrte, als er sich mit dem größten Eifer den theologischen Studien hingab. Ein außerordentliches Ereigniß, welches unter seinen Augen vorging, fing an, ihm auch eine große Abneigung gegen die Mönche einzuflößen, welche zu jener Zeit auf die ärgerlichste Weise die Leichtgläubigkeit der durch eine entartete Kirche herabgewürdigten Massen ausbeuteten.

Zu dieser Zeit wurde nämlich die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau, welche im Jahr 1855 zum Glaubensartikel der römischen Kirche geworden ist, nur noch von den Franziskanern behauptet, den unwissendsten unter allen Mönchen.

Man kann von der Schnelligkeit urtheilen, mit welcher sich die Dogmen im Schooß des Katholizismus bilden, wenn man mit diesem Zustand der Dinge folgende Thatsachen vergleicht, welche im „Journal des Débats" und im „Observateur catholique" berichtet werden. „Der Pater B. Morgaez, ein Dominikaner, Doctor und ehemaliger Professor der Theologie auf der Universität Alcala, ein sechs und sechszigjähriger Greis, ist den Gegnern beigetreten, welche die Verkündigung des neuen Dogmas von der unbefleckten Empfängniß in der katholischen Christenheit gefunden hat. Die Erlaubniß benutzend, welche ihm die Gesetze seines Vaterlandes gewähren, hat er seine Ansicht über diesen Gegenstand in einem Buche niedergelegt, dessen Druck von dem Statthalter der Provinz erlaubt worden war. Kaum war aber dieses Buch erschienen, als der nämliche Statthalter unter dem Einfluß der Geistlichkeit die ganze Auflage in Beschlag nehmen und den Verkauf untersagen ließ. Der Vikar von Toledo befahl, den Verfasser gerichtlich zu verfolgen und unterwarf die Prüfung des Buches den Synodalcensoren. Noch vor dem Urtheil war der Pater Morgaez auf Befehl des Vikars eingesperrt worden; man hatte ihm jede geistliche Handlung untersagt und ihn unter die Wache und Leitung eines Jesuiten gestellt.

Diese strengen Maßregeln wurden gegen einen Greis ergriffen, der seit vier Jahren an Lähmung litt, welche durch die Kälte und die Feuchtigkeit seiner Zelle noch verschlimmert wurde. Der Vater Morgaez bat, man möchte ihn in ein Spital bringen, um dort die seiner Gesundheit nöthige Pflege zu erhalten; der apostolische Vikar hat nicht einmal auf dieses Gesuch geantwortet. — Die Synodalrichter haben sich noch nicht ausgesprochen, es ist noch kein Urtheil erfolgt, es ist kein Spruch gefällt worden. Der Vater Morgaez hat sich an den Minister der Justiz gewendet; er hat gegen die ihm zugefügte Gewalt um Hülfe gebeten, er hat seine Klage selbst bis zu den Cortes gelangen lassen*); bis jetzt scheinen seine Vorstellungen noch kein Gehör gefunden zu haben" **).

Die Dominikaner des 16. Jahrhunderts waren für das von Pius I. fabrizirte Dogma***) nicht günstiger gestimmt, als der Vater Morgaez. An Geist, aber nicht an Tugend den Schülern des heiligen Franz von Assisi überlegen, erdachten sie ein sinnreiches Mittel, welches sie für geeignet hielten, sie beim Volke beliebt zu machen und zu gleicher Zeit die Begeisterung ihrer Gegner in Verruf zu bringen. Ein weißes Gespenst erschien einem ihrer Novizen im Kloster zu Bern, Namens Johann Jetzer. „Ich bin", sagte der Geist, „eine dem Fegfeuer ent-

*) In einem dem römischen Priesterthum unterworfenen Land sind alle politischen Freiheiten nur Täuschungen. Die Geistlichkeit findet das Geheimniß, sie in der Praxis durch seinen Einfluß ohne Gleichen zu vernichten.

**) Journal des Débats vom 28. Februar 1856. — In dem nämlichen von F. Camus unterzeichneten Artikel erinnert man daran, daß ein bömischer Mönch, Bruder Brodzinsky, lange in einer Irrenanstalt eingesperrt worden war, weil er sich zum Protestantismus bekannt hatte.

***) Wer dieses Wort zu streng findet, kann die Schrift von G. Poinsot, „Réfutation du dogme de l'immaculée conception" (Bruxelles 1855) vergleichen.

sprungene Seele". Bei einer zweiten Erscheinung sagte das von zwei andern Geistern begleitete Gespenst zum Novizen: „Scot, der die Lehre der Franziskaner über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau erfunden hat*), befindet sich unter denen, welche mit mir so schwere Qualen erdulden." Diese Nachricht stürzte die Franziskaner und ihre Anhänger in Bestürzung. Der Eindruck war um so tiefer, als die Seele einen Besuch der Jungfrau selbst angekündigt hatte. In der That erschien die Mutter Christi, welche in dem Frankreich **) und Italien des 19. Jahrhunderts***) und selbst in der Schweiz†) so viele seltsame Wunder verrichten sollte, die Madonna von La Salette, von Rimini und von Fossombrone, am angegebenen Tage in der Zelle des Bruders Jetzer. Sie gab ihm drei Thränen Christi, drei Tropfen seines Blutes, ein Crucifix und einen an den damaligen Papst, den kriegerischen Julius II. gerichteten Brief, indem sie sagte, er sei von Gott auserwählt, um das Fest ihrer vorgeblichen unbefleckten Empfängniß abzuschaffen. Aber dies war noch nicht genug. Die Wundenmale des heiligen Franz von Assisi waren eine der Ursachen der Volksthümlichkeit der Franziskaner††). Die Dominikaner wollten nun auch ein Mit-

---

*) Johannes Duns Scot, mit dem Beinamen „der scharfsinnige Doctor," aus dem Orden der Franziskaner, wurde von diesen dem Thomas von Aquino vorgezogen, der das Orakel der Dominikaner war, und „der evangelische Doctor" genannt wurde.

**) Man sehe den Abbé Lemonnier, „Le pélérinage à la Salette." 8. Ausgabe. — Solche in so viel Exemplaren verbreitete Ueberspanntheiten zeigen, wie tief die unteren Schichten des französischen Volkes stehen.

***) Wer hat nicht von den Augenverdrehungen der Mutter Gottes von Rimini und von Fossombrone gehört?

†) In Einsiedeln, wo Franziska Petitot wunderbar geheilt worden ist.

††) Wir verweisen für diesen interessanten Gegenstand auf den gelehrten und geistreichen Artikel über Wundenmaale und Verzückungen von Alfred Maury in der Revue des Deux Mondes.

glied ihres Ordens haben, das die Maale der Wunden Christi an sich trage. Die Erscheinung machte dann dem Bruder Jetzer die fünf Wunden, welche den Ruhm des „Seraphs von Assisi" gegründet hatten. Als er diese besondere Gunst des Himmels erhalten hatte, stellte man ihn in einen mit Gemälden angefüllten Saal, welche die verschiedenen Scenen der Leidensgeschichte darstellten. Bald wurde das Volk eingelassen, um den mit den Wunden gesegneten Franziskaner zu beschauen. Durch Fasten und die erduldeten Leiden in Ueberspannung versetzt, streckte der Bruder die Arme aus, neigte den Kopf, und ahmte mit Einem Worte alle Stellungen eines Gekreuzigten nach. Von der Kanzel herab priesen die Dominikaner ihr Wunder, wie wir in unsern Tagen die katholischen Zeitungen über die Augenverdrehungen der Madonna von Rimini in Begeisterung haben gerathen sehen*). Die Leichtgläubigkeit war zu jener Zeit noch so groß, daß der Lehrer Zwinglis, der gelehrte Wölfli, nicht weniger von Bewunderung erfüllt war, als viele andere ausgezeichnete Männer. Hat nicht der Graf von Montalembert, der einen nicht gewöhnlichen Geist besitzt, mitten im 19. Jahrhundert die seltsamen Wunder der heiligen Elisabeth in einem Leben dieser Heiligen vertheidigt, dessen Ausgaben nicht mehr zu zählen sind? Darf man sich nach solchen Beispielen wundern, wenn wir einen unbekannten Katholiken in dem Leben der heiligen Rosa von Lima erzählen hören, wie Rosa, welche die Katharina von Siena, „jene seraphische Geliebte des Heilands" nachahmen wollte, aus ihren Handschuhen, welche man sie

*) Man wird in dem „Correspondent," dem wenigst leichtgläubigen unter allen katholischen Zeitungen einen seltsamen Artikel über die Madonnen finden, welche die Augen verdreht haben. Das ist das Lieblingswunder der Italiener. Littré in seinem Artikel: „Von den Klopfgeistern" (Revue des Deux Mondes, 15. Febr. 1856) führt noch viele andere Beispiele von Thatsachen an, welche von Versammlungen von Verzückten beglaubigt worden sind.

gegen den Willen Gottes zu tragen zwingen wollte, das Feuer des Himmels ausströmen sah; wie sie den himmlischen Heerschaaren Befehle gab; wie sie ihren Schutzengel schickte, um ihre Aufträge zu vollziehen u. s. w.*)?

Wenn solche Schriften in unsern Tagen in den katholischen Ländern, welche die orientalische Kirche unausgesetzt der Leichtgläubigkeit, des Aberglaubens und Fanatismus anklagen, einen so übermäßigen Beifall finden, ist es dann zu verwundern, daß das Wunder der Dominikaner auf die Berner des 16. Jahrhunderts einen so großen Eindruck machte? Zum Unglück für die Mönche spielte Jetzer die eckelhafte, vom Trug seiner Beschützer erfundene Komödie in guten Treuen. Bei einer der Erscheinungen Marias, die ihn so glücklich machten, glaubte er die Stimme seines Beichtvaters zu erkennen. Sein Verdacht wurde bei einer neuen Erscheinung zur Gewißheit. „Diesmal ist es der Prior" rief Jetzer aus und stürzte sich mit seinem Messer auf die vorgebliche Jungfrau. Die Heilige warf ihm eine zinnerne Schüssel an den Kopf und verschwand.

Die Dominikaner erschracken über die Wendung, welche diese Sache nahm, die ihnen Anfangs so viel Freude gemacht hatte. Sie versuchten umsonst, den armen Jetzer zur Seite zu schaffen. Der Papst, welcher den durch das Aergerniß verursachten Eindruck schwächen zu müssen glaubte, ließ die Schuldigen durch seinen Legaten in der Schweiz und die Bischöfe von Lausanne und Sitten richten. Vier Dominikaner wurden am 1. Mai 1509 zu Bern lebendig verbrannt**).

---

*) Wir verweisen auf das Werk selbst, eines der merkwürdigsten in der abenteuerlichen katholischen Literatur des 19. Jahrhunderts, welches die Baader, de Mirville, Gougenot de Mousseaux, Clemens Brentano, Rohrbacher, Veuillot, Görres, Martinet u. A. m. hervorgebracht hat. — Das „Leben der heiligen Rosa von Lima" ist in Avignon erschienen.

**) S. Ruchat, „Histoire de la réformation de la Suisse,"

So waren die Klöster im 16. Jahrhundert. So waren diese friedlichen und poetischen Zufluchtsstätten, welche unkluge Träume noch jetzt zu preisen wagen! Ein geistreicher Erzähler entwirft in einer Zeitschrift ein Gemälde derselben; es freut uns, es den eben gegebenen Mittheilungen entgegenstellen zu können. Nichts ist geeigneter, den Werth gewisser Klaglieder zu bezeichnen. „Sage, was du willst, ich liebe die Mönche. Ich liebe und verehre jene alte klösterliche Gesellschaft, wie ich sie mir denke*), die sich unter den unglücklichen und besiegten Stämmen ergänzte, die allein mitten in einer barbarischen Welt Geschmack an den Vergnügungen des Geistes bewahrte**), welche jedem Geist, der selbst unter dem Sklavenvolk einen Funken Talents zeigte***) zu einer solchen Zeit eine Zufluchtsstätte, und zwar die einzig mögliche eröffnete. Wie viele Dichter, Gelehrte, Künstler, ungenannte Erfinder haben während zehn Jahrhunderten jenes mit heiliger Scheu verehrte Asylrecht†)

am Ende des ersten Bandes. — Wirz, helvetische Kirchen-Geschichte 3, 387. — Merle d'Aubigné, Histoire de la réformation, T. II. — Man findet eine große Anzahl Schriftsteller, welche diesen Gegenstand behandelt haben, bei Haller, Bibliothek der Schweizer Geschichte Bd. 3, angeführt.

*) Man sehe weiter unten die Geschichte des Klosters von Interlacken, nicht so, wie sie sich Veuillot in seinen „Wallfahrten in die Schweiz" vorstellen mag, sondern nach gleichzeitigen Urkunden.

**) Man sehe in der „Nachahmung Christi" den gegen diese Vergnügungen geschleuderten Fluch, die als ein verderblicher Hochmuth bezeichnet werden.

***) Die Regierung der Aebte war, sagt man, besser als die der Lehensherren, dies ist ein sehr bescheidenes Lob der Klöster!

†) War es nicht in einem dieser seligen Asyle, daß ein Theologe, wie Gotescalk, von den Benediktinern mit Ruthen geschlagen und in das Gefängniß geworfen wurde? — daß ein Gelehrter wie Roger Baco beinahe sein ganzes Leben als ein Zauberer in den Kerkern der Franziskaner zubrachte? — daß ein Philosoph wie Canapenella mehreremal

segnen müssen, das sie dem erdrückenden Elend und dem thierischen Leben der Scholle entrissen hatte, u. s. w. Daß sich die Klöster später von diesen edlen und strengen Ueberlieferungen entfernt haben, daß sie von Fall zu Fall bis zu den Fredons und dem Gewissensrath des Panurg entartet sind, so ist dies freilich möglich." Dieses letzte Zugeständniß muß denen, welche den geringsten Begriff von der Geschichte der Klöster haben, lustig erscheinen. Glaubt man wirklich, daß dieses Idealisiren gefahrlos sei? daß es nicht zur geistigen Erstarrung beiträgt, welche der Charakter so vieler übrigens ausgezeichneten Geister zu sein scheint? Der bequeme Optimismus, zu dem sie sich bekennen, wenn es sich um die Gewalten handelt, die den Fortschritt der Menschheit aufhalten, entbindet sie von der Nothwendigkeit, einen männlichen Krieg gegen dieselben zu führen. Mit Hülfe dieser Methode spricht man tagtäglich mit einer strafwürdigen Nachsicht von der Tyrannei des „heiligen Vaters;" mit ihrer Hülfe bedeckt man mit einem dienstfertigen Schleier alle Gewaltthätigkeiten der Priesterkaste, deren wahrhaft furchtbaren Einfluß man fürchtet*).

Was wir von dem Charakter und der Politik der Dominikaner gesagt haben, beweist, wie glücklich Zwingli war, ihren

---

auf die Folter gespannt und 27 Jahre lang bei den Franziskanern in enger Haft gehalten wurde? — Ich habe drei Beispiele von verschiedenen Studien in den großen Mönchsorden des Mittelalters in drei entfernten Zeiträumen, im 9., 13. und 16. Jahrhundert gewählt. Jetzt möge man noch das der Wissenschaft in den Klöstern gegebene Asylrecht rühmen! Ja man beschützte diejenigen, welche durch ihre Talente ihrem Orden, der Priesterkaste dienten; aber wenn man ein „Gelehrter" oder „Erfinder" werden wollte, wurde man in die unterirdischen Kerker der Klöster geworfen.

*) Einige Zahlen, die wir in dem Turiner Blatt „Il Piemonte" finden, werden die vorgebliche Milde der Geistlichen und Klöster in ihr wahres Licht stellen.

feigen Anwerbungen zu entgehen. Die Talente, welche er schon während seines Berner Aufenthalts zeigte, waren dem Scharfblick dieser Mönche nicht verborgen geblieben. Sie hatten alle

---

Zahl der von der päpstlichen Regierung eingekerkerten Bürger:

1850	10,436
1851	11,276
1852	11,767
1853	12,053
1854	13,006

Im Fort Urbano waren am 31. Dez. 1855 eingesperrt:

Von der „Sacra consulta" Verurtheilte		27
Von den gewöhnlichen Gerichten	„	337
Von den Kriegsgerichten	„	191
Von den bischöflichen Gerichten	„	7
Angeklagte, den Gerichten zur Verfügung gestellt		2
Provisorisch verhaftet		1
Aus Vorsichtsmaßregeln verhaftet		124

In dieser letzten Klasse finden sich Mehrere, die seit 3, 4 und 5 Jahren im Gefängniß schmachten, ohne daß ihr Prozeß auch nur angefangen worden wäre.

Hinrichtungen:

In der einzigen Stadt Bologna, welche von Priestern verwaltet wird, haben die Kriegsgerichte 178 Personen erschießen lassen. In Ferrara, Lugo, Imola, Farma, Sinigaglia und Ancona haben die Hinrichtungen ebenfalls eine ungeheure Zahl erreicht.

Man darf nicht vergessen, daß außer den Gefangenen und den auf das Schaffot geschickten Verurtheilten noch zu erwähnen sind

1) Die zu öffentlichen Stockschlägen Verurtheilten, deren Namen in den Regierungsblättern bekannt gemacht worden;

2) die in den Gefängnissen zu Stockschlägen Verurtheilten, deren Anzahl unbekannt ist;

3) diejenigen, welche Verweise erhalten haben, deren Zahl 20,000 übersteigt;

4) Die Geächteten, die Verbannten, deren Zahl der Polizeiminister selbst nicht kennt.

möglichen Anstrengungen gemacht, um ihn in ihren Orden zu ziehen. Aber der Mann, dem die Lüge einen unwillkürlichen Abscheu einflößte, war nicht geschaffen, um an den verbrecherischen Betrügereien der Mönche Theil zu nehmen.

Er setzte seine Studien in Wien und in Basel fort, wo er Meister der freien Künste ward. Die noch sehr beliebte scholastische Theologie mißfiel ihm außerordentlich. „Das ist Zeitverlust," sagte er. Der gelehrte Thomas Wittenbach, der damals nach Basel kam, vermehrte noch seinen Widerwillen. „Der Augenblick ist nicht entfernt," sagte er, „wo die scholastische Theologie weggeworfen und die frühere Lehre der Kirche wieder hergestellt wird*). Zwinglis Herz nahm diese Hoffnungen mit Begierde auf**).

XXVII.

Ward er verfolgt mit That und Wort,
So griff er nach der Bibel.

J. M. Usteri.

Als der Pfarrer von Glarus starb, beriefen die Bergbewohner den jungen Theologen, von dessen Ruf sie hatten sprechen hören, zum Pfarrer in ihrem Flecken. Zwingli entfaltete in dieser neuen Stellung seine gewöhnliche Thätigkeit, ob er sich gleich oft von der Verschwendung und den lockeren Ansichten seines Zeitalters hinreißen ließ. Als Römischer Priester war er, was die andern Priester rings um ihn zu jenen Zeiten

---

*) „Et doctrinam Ecclesiæ veterem — — instauri oporteat". Gualterius, Misc. Tig. III, 102.

**) Leo Juda, Præf. ad Annotatt. Zwinglii in N. T.

waren*), wo die evangelische Lehre sein Herz noch nicht umgestaltet hatte**).

Während Zwingli unter der kriegerischen Bevölkerung von Glarus wohnte, gewann er die Ueberzeugung, daß der Söldnerdienst eines der größten Verderben der Schweiz sei. Dieser Gedanke gab ihm im Jahr 1510 ein Gedicht „das Labyrinth“ ein. In dieser Allegorie ist der fremde Dienst der Minotaurus, der die Söhne der Eidgenossenschaft verschlingt. „Jetzt irren die Menschen in einem Labyrinth,“ ruft der Dichter aus; aber da sie ohne Faden sind, können sie nicht wieder zum Lichte kommen. Nirgends findet man mehr die Nachahmung Christi. Einem wenig Ruhm zu lieb setzen wir unser Leben auf's Spiel, quälen unsern Nächsten, laufen zu Zänkereien, in Kriege und Schlachten. — Es ist, als ob die Furien aus dem Abgrund der Hölle gekommen wären.

„Das wir die höllschen Wärterin'n
Mögend denken albrochen syn.“

Ein muthiger Mann eilt seinem Vaterlande zu Hülfe. Es ist Theseus, der das Ungeheuer erschlägt. Kann man daran zweifeln, daß Zwingli an seine Wünsche für die Schweiz dachte, als er das Bild des rettenden Helden entwarf?

Im Jahr 1512 ging Zwingli mit den andern Eidgenossen über die Alpen, um den Papst gegen die Franzosen zu vertheidigen. Er begleitete seine Pfarrkinder als Feldprediger der Glarnerischen Schaar. Die Schweizer wurden in Italien von den Priestern und Mönchen mit Begeisterung empfangen; man nannte sie das Volk Gottes, und der römische Bischof ertheilte

*) Später gestand er aufrichtig diese Schwachheiten seiner Jugend. S. J. J. Hottingers „Ulrich Zwingli.“ — Hottinger vergleicht diese Jahre mit dem ersten Auftreten der heil. Augustinus und Hieronymus.

**) Merle d'Aubigné, Hist. de la réformation du XVI. Siècle, T. II.

ihnen sogar den Titel, „Vertheidiger der Freiheiten der Kirche,“ einen Titel, den sie bald verdienen sollten. Während der Muße, die ihm dieser Feldzug gewährte, studirte Zwingli das Neue Testament in der griechischen Urschrift. „Die Philosophie und Theologie,“ sagte er, „erhoben stets Einwürfe. Da sagte ich zu mir: Man muß alle diese Dinge bei Seite werfen und den Gedanken Gottes einzig und allein in seinem eigenen Wort suchen. Ich flehte den Herrn inbrünstig,“ fügte er hinzu, „mir sein Licht zu gewähren, und ob ich gleich nur die heilige Schrift las, ward sie mir doch viel deutlicher, als wenn ich viele Ausleger gelesen hätte.“ Wenn er die Kirchenväter benützte, so that er es als ein Mann, den Gott mit Vernunft begabt hat, und nicht mit dem sklavischen Sinn der römischen Katholiken. „Ich studire die Väter,“ sagte er, „ungefähr so, wie man einen Freund fragt: Wie verstehst du das?“

Zwinglis umfassender und freier Geist begriff leicht, welchen großen Vortheil Jeder aus den alten Schriftstellern für die Entwickelung seiner Ideen ziehen kann. Es ist leicht zu erklären, warum er so großen Werth auf die Schriften der Griechen und Römer legte, wenn man seine Meinung von den großen Männern vor der Einführung des Christenthums erwägt. „Wenn die beiden Cato, Camillus und Scipio,“ sagt er, „nicht gottesfürchtig gewesen wären, hätten sie nicht so großherzig sein können. Die Religion war damals nicht auf die Gränzen Palästinas beschränkt, denn der göttliche Geist hat nicht bloß Palästina geschaffen, sondern das ganze Weltall. Daher hat er auch die Frömmigkeit in denen genährt, die er auserwählt hat*), an welchem Ort sie auch sein mochten**).“ — „Die sind in einem vollständigen Irrthum, die alle Heiden der

*) Ist diese Philosophie der Geschichte nicht unendlich tiefer, als die, welche Bossuet in seiner Abhandlung über die allgemeine Geschichte entwickelt hat?

**) Brief an Blarer vom 1. Mai 1526.

Verdammniß weihen. Was können wir wissen, welchen Glauben Gott in ihr Herz gelegt haben kann*)?"

Die Dichtungen Homers, Pindars**) und Hesiods entzückten ihn. Aus Cicero lernte er die Beredsamkeit; in Demosthenes fand er die Eingebungen des Patriotismus und den Haß der Tyrannei. In Thucydides, Tacitus, Sallust, Plutarch, Cäsar, Sueton lernte er die Menschen und die verborgensten Triebfedern der menschlichen Politik kennen. So waren die Reformatoren, welche man als Fanatiker und rohe Empörer dargestellt hat. Erasmus, der die hervorragenden Geister zu würdigen wußte, Erasmus, nach dessen Lob selbst Könige begierig waren, schrieb an Zwingli: „Ich wünsche dem Schweizervolk Glück, daß Du durch Deine gleich vortrefflichen Studien und Sitten an ihrer Bildung und Veredlung arbeitest***)."

Doch gelang es ihm nicht, seinen Mitbürgern Abscheu gegen die fremden Kriege einzuflößen. Er wohnte der denkwürdigen Schlacht bei Marignano bei. „In den Lagern", sagt ein Geschichtschreiber seiner Zeit, „predigte er mit Eifer; in den Schlachten benahm er sich als Held. So erwarb er sich die Achtung seiner Mitbürger†)." Uebrigens war der Aufenthalt auf dem klassischen Boden des Papstthums nicht ohne Nutzen für ihn. Alle die, welche das päpstliche Rom zur Zeit seines Glanzes gesehen haben, haben den nämlichen Eindruck mitgenommen, wie verschieden auch ihre Anschauungsweise war.

---

*) De peccato originali.

**) Man sehe seine treffliche Würdigung Pindars in Chauffour-Kestner „Etudes sur les Réformateurs du XVI. Siècle, Zwingli.

***) Gratulor Helveticae Genti, cuius ingenio peculialiter etiam faveo, quam Tu Tuique similes optimis etiam moribus et expolietis et nobitilitabitis. — Schon die Ueberschrift ist bedeutsam: „Erasmus Roterodamus Huldrico Zwinglio, philosopho ac theologo cum primis erudito, amico fratris vice dilecto." — Huldrici *Zwingli* Opera, ed. Schuler et Schulthess, T. VII.

†) Bullinger, Reformationsgeschichte.

Bocaccio, Hutten, Luther, Montaigne, Rabelais unterschieden sich nur im Ausdruck ihrer Verachtung und ihres Ekels. Die Päpste, welche in Huß den letzten ihrer Gegner verbrannt zu haben wähnten, überließen sich, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern, solchen Ausschweifungen, über welche das Rom des Heliogobalus schamroth geworden wäre. Meuchelmord, Unzucht, die schändlichsten Laster, der ausschweifendste Luxus, ein Gefolge der schändlichsten Menschen in der Umgebung der Kirchenfürsten, Unredlichkeit, Meineid, der schamlose Handel mit heiligen Dingen, das ist das Gemälde, welches nach dem Zeugniß aller Geschichtschreiber und aller Reisenden dieser römische Hof darbot, den nur unwissende oder verdächtige Schriftsteller als ein Ideal haben darstellen können.

Zwingli lernte selbst die Unredlichkeit und den Ehrgeiz des Papstes, die Habsucht der Bischöfe, die Sittenlosigkeit der Mönche kennen. Er sah ein, wie nothwendig eine Reform sei, und er fing im Jahr 1516 nach seiner Rückkehr in die Schweiz an, an diesem großen Werke zu arbeiten. Aber er hatte die Absicht, die politische und die religiöse Wiedergeburt neben und mit einander herbeizuführen.

„Die Selbstsucht," sagt er, „hat uns auf einen ganz andern Weg gebracht, als den unsere Voreltern verfolgten. Sie haben einen hochmüthigen Adel verjagt und unter schweren Anstrengungen, unter schrecklichen Kämpfen die Freiheit erobert. Wir dagegen dulden, daß sich unter uns ein neuer Adel erhebt, der schlimmer ist, als der ehemalige. Sie spielen, trinken, leben in Ausschweifung und Luxus, und, selbst verdorben, verderben sie das ganze Volk. Niemand will sein Leben mehr mit Arbeit verdienen, dem Boden gebricht es an Armen, und doch ist er für die, die ihn bebauen, gesegnet und gut. Freilich bringt er keine Seide, keine Vanilla, keinen Malvasier, keine Spezereien, Pomeranzen und andere weibische Leckereien hervor; aber er gibt Butter, Milch, Pferde, Schaafwolle, Flachs, Hanf, Korn im Ueberfluß. Er kann eine starke und kräftige Bevölkerung er-

nähren. Die Arbeit, die Ihr verschmäht, ist doch eine so schöne und heilige Sache! Sie verjagt den Hochmuth und alle Laster, sie macht den Körper munter und kräftig und läßt durch ein bewundernswürdiges Vorrecht den Arbeiter selbst an dem Werke des Schöpfers Theil nehmen. Ihr überliefert Fremden die Kraft, welche nur zur Vertheidigung des Vaterlandes dienen sollte. Hat ein Vater einen braven Knaben erzogen, verführt ihn der Hauptmann und stürzt ihn in die größten Gefahren und dem armen alten Vater, den er mit seiner Arbeit ernähren sollte, bleibt Nichts übrig, als sein Brod zu erbetteln, während es diesen großen Herren an Nichts fehlt, denn sie erhalten Geld und behalten es*)."

Wenn ein Mensch zu einer hohen Bestimmung berufen ist, liefert ihm die Vorsehung selbst die Mittel, den höchsten Zweck seines Lebens zu erreichen. In Glarus hätte Zwingli seine großen Pläne nur sehr schwer verwirklichen können. Er wäre durch die Intriguen zu sehr zerstreut worden, die diesen kleinen Staat aufregten, welcher der geistigen und religiösen Bewegung der Zeit sehr fremd geblieben war. Seine Ideen und Pläne hätten dort nicht zur nöthigen Reife gelangen können. Die Einsamkeit ist die Mutter der großen Gedanken. Immer hat man diejenigen, welche auf die Welt in nachhaltiger Weise einwirken wollten, sich vorerst in die Wüste zurückziehen sehen, wie es selbst der Heiland nach seiner Taufe im Jordan that. So muß denn auch die Ernennung Zwinglis zum Prediger in Einsiedeln als eines der glücklichsten Ereignisse seines Lebens betrachtet werden.

Delphi und Ephesus im Alterthum, Loretto und St. Jakob von Compostella in den neuern Zeiten kommen allein der Berühmtheit des Wallfahrtsortes Einsiedeln gleich. Dieses Kloster war im 16. Jahrhundert, wie jetzt, der Mittelpunkt des römischen Aberglaubens. Zwingli sollte dort zu große Dienste leisten,

*) Zwingli, Ein trüw vnd ernstlich vermanung.

als daß er die ihm angebotene Stelle nicht angenommen hätte. Aber die ausgezeichnetsten Männer des Kantons Glarus konnten sich über seinen Abgang nicht trösten. »Quid enim Glareanæ nostræ civitati tristius accidere poterat, tanto videlicet privari viro?« sagte Peter Tschudi*).

Der Abt von Einsiedeln, Konrad von Rechberg, war ein guter Edelmann, ein leidenschaftlicher Jäger, voll Thatkraft, wenig unterrichtet, aber ein Freund der Gelehrten. Er fühlte keine große Bewunderung für die theologischen Spitzfindigkeiten seiner Kirche. Als die Visitatoren seines Ordens sein Kloster besuchten und ihm vorwarfen, daß er keine Messe lese, sagte er ihnen: „Meine Herren, ob ich gleich in meinem Kloster Herr bin und ich das Recht hätte, Euch eine andere und kürzere Antwort zu ertheilen, so will ich Euch doch Folgendes sagen: Wenn es wahr ist, daß unser Herr Jesus Christus wirklich in der Hostie ist, so weiß ich nicht, welche Meinung Ihr von Euch selbst habt; was mich aber armseligen Mönch betrifft, so fühle ich mich unwürdig, ihn anzuschauen, um wie viel weniger ihn zu opfern. Aber wenn er nicht darin ist, weh mir; weh mir, wenn ich dem armen Volk Brod geben wollte, um es statt unseres Herrn anzubeten**)!"

Wenn sich der Abt auch mehr mit der Jagd abgab, als mit der Theologie, bezeugte er doch dem Zwingli ein großes Wohlwollen. Aber dieser fand einen treuen Schüler an dem Klosterverwalter, dem Freiherrn Theobald von Geroldseck, der einst auf dem Schlachtfeld bei Cappel an seiner Seite sterben sollte. Er berieth ihn oft über die Richtung, die er seinen Studien geben sollte. „Lest die heilige Schrift," sagte Zwingli, „und um sie besser zu verstehen, studirt den heiligen Hieronymus. Jedoch ist

*) Ulrico Zwinglio, viro philosopho et theologo, Petrus Scudus. — „Was konnte unserm Glarus Traurigeres begegnen, als eines so großen Mannes beraubt zu werden?

**) Bullinger, Reformations-Geschichte II.

der Tag nicht mehr entfernt, da weder Hieronymus noch irgend ein Anderer viel gelten wird, sondern allein das Wort des Herrn *)."

Mehrere Bewohner des Klosters verbanden sich mit Zwingli und dem Verwalter, um an der Entwickelung ihres Geistes zu arbeiten. In diesem fleißigen Kreis studirte man die Bibel, die Kirchenväter, die Meisterwerke des Alterthums und die Schriften der Humanisten des 15. Jahrhunderts. So fehlte Zwingli Nichts, weder Muße, noch Bücher, noch der Rath wohlwollender Freunde. Aber seine Thätigkeit ruhte nicht. In dieser so angenehmen ruhigen Einsamkeit verlor er seine Aufgabe als Kämpfer für die Kirche Christi nicht. Der Tempel von Einsiedeln, zu welchem die Pilgrime in Menge kamen, wiederhallte mehr als einmal von seinen muthigen Predigten. Er erinnerte die Anbeter der Jungfrau mit Kraft an jene Religion des Geistes und der Wahrheit, welche auf der Erde vergessen zu sein schien. „Glaubt nicht," rief er mit Heftigkeit aus, „daß Gott mehr in diesem Tempel sei, als an irgend einem andern Orte seiner Schöpfung. Welche Gegend der Erde ihr auch bewohnen möget, so ist Gott eben so gut um euch, und er hört euch eben so gut als in Mariä Einsiedeln. Sollten euch wohl nutzlose Werke, lange Wallfahrten, Opfer, Bilder, die Anrufung der Jungfrau oder der Heiligen die Gnade Gottes erwerben? — Was liegt an den vielen Worten, aus denen unsere Gebete bestehen? — Was liegt an einer glänzenden Kaputze, an einem wohl beschornen Kopf, an einem lang und schön gefalteten Rock? Gott sieht auf das Herz und unser Herz ist von Gott entfernt **)."

Kaspar Hedio, Doctor der Theologie an der Universität zu Basel, der Zwingli damals gehört hatte, sprach noch lange mit

---

*) Zwingli's Werke. Bd. I. Er fügte folgende bedeutsame Bemerkung hinzu: „Denn ich fing an zu fühlen, daß die Väter der Schrift oft Gewalt anthun."

**) Zwingli's Werke. Bd. I.

Bewunderung von ihm: „Wie schön, tief, ernst, eindringlich, evangelisch war Deine Rede", sagte er, „und wie sehr erinnerte sie an die Energie der alten Kirchenlehrer*)."

Während Zwingli mit einer apostolischen „Energie" predigte, waren alle seine Schritte von einer bewundernswürdigen Klugheit und Gewandtheit; Mäßigung und Kraft waren der Charakter dieses großen Geistes, und man wird sie bei allen wahrhaft ganzen Männern immer vereinigt finden. Er hatte Nichts von dem leidenschaftlichen Ungestüm Luthers. Seine Beziehungen zu den Häuptern der römischen Hierarchie waren voll Klugheit, daher ihn diese auch rücksichtsvoll behandelten. Sie thaten es nicht bloß aus Rücksicht für seine Talente, sondern wegen des Einflußes, den ein Mann von diesem Werth in einem demokratischen Staate nothwendig haben mußte. Die Legaten Ennius und Pucci gingen oft nach Einsiedeln. Zwingli verbarg ihnen die Wahrheit nicht. „Ich habe öfters," sagte er später, indem er von seinem Landsmann, dem berühmten Schinner sprach, „gegen den Cardinal von Sitten behauptet, daß das Papstthum eine schlechte Grundlage habe, und daß es sich im Angesicht der Schrift nicht behaupten könne. Mehrere noch lebende Personen haben diese Erklärung gehört**). — Sie haben auch gehört, daß dieser Cardinal mir gesagt hat: Wenn mich Gott nur wieder auf die Füße stellt***), — — so will ich es dahin bringen, daß der Hochmuth und die Falschheit des römischen Bischofs an den Tag kommen und daß ihnen gesteuert

*) Patere ut sim ἡ σκιὰ φίλου. Ita me inescavit quidam sermo tuus, elegans ille, doctus, gravis, copiosus, penetrans et evangelicus, et quem habebas de paralytico apud Lucam, cap. V in Templo „Divae Virginis apud Heremitas". Caspar Hedio egregia doctrina, egregiis moribus viro Huldrico Zwinglio, Turicensium pastori apostolico S. D.

**) Er nennt sie.

***) Er war damals in Ungnade gefallen.

werde*)". — „Das waren nur schöne Worte", sagt Bullinger treuherzig**)."

Zwingli äußerte sich mit nicht weniger Offenheit gegen den Cardinal Pucci. „Mit der Hülfe Gottes," sagte er ihm, „will ich fortfahren, das Evangelium zu predigen, und diese Predigt wird Rom erschüttern." Er setzte ihm dann auseinander, was man thun müsse, um dieser Revolution zuvorzukommen. Da Zwingli sah, daß man die Reform nicht aufrichtig wolle, erklärte er, daß er auf die Pension verzichte, die ihm der Papst gab. Pucci bat ihn, sie zu behalten. „Aber glaubet nicht", sagte der Pfarrer von Einsiedeln, „daß ich aus Liebe zum Geld eine einzige Sylbe von der Wahrheit streiche." Rom erschrack über diesen muthigen Entschluß. Zwingli ward bald darauf zum Hülfskaplan des Papstes ernannt. Man rechnete darauf, ihn durch Verschwendung von Gunst- und Ehrenbezeugungen zum Stillschweigen zu bringen. Eine solche Taktik konnte bei dem schwachen und eitlen Erasmus gelingen, aber nicht bei dem Abkömmling der Toggenburger Bergbewohner. Zwingli war einer von jenen Männern, welche mit eben so viel Beharrlichkeit als Ruhe ihrem Ziel entgegengehen. Welchen Einfluß konnten gemeine Rücksichten auf den haben, der mit so großer Entschlossenheit sein Leben der großen Sache der Reformation opferte? Ein so hoher Geist konnte sich nicht durch die Aussicht auf eine Bischofsmütze oder selbst auf den rothen Cardinalsrock blenden lassen.

Unterdessen kam ein Mönch aus Rom, Namens Samson, in den Kanton Schwyz, um Ablaß zu verkaufen. Er pries seine italienische Waare mit der gewöhnlichen Unverschämtheit dieser gemeinen Krämer:

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
Sobald die Seel' gen Himmel springt,"

*) Zwingli's Werke. Bd. 2.
**) Bullinger, Reformations-Geschichte. Bd. 1.

sagte der Franziskaner. Zwingli war nicht in der Stimmung, einen solchen Handel zu dulden. „Jesus Christus", sagte er, „der Sohn Gottes hat gesagt: Kommt zu mir, die ihr müde und beladen seid, und ich will euch helfen. Ist es also nicht eine vermessene Thorheit und eine unvernünftige Verwegenheit im Gegentheil zu sagen: Kaufe Ablaßbriefe! gehe nach Rom, gib den Mönchen! opfere den Priestern! wenn du dieß thust, will ich dir deine Sünden erlassen*)!"

XXVIII.

Durch Kreuz und Leiden gingst Du selbst zur Herrlichkeit.
A. F. Fröhlich.

Zwingli war seit drei Jahren in Einsiedeln, „seine Waffen schmiedend und sein Herz auf den großen Kampf vorbereitend, den er liefern wollte**)." Bei dem ersten Ruf, der ihm seine Bahn eröffnete, betrat er dieselbe mit Entschlossenheit. Im Dezember 1518 bezeichnete ihn das Zürcher Kapitel für die Pfarrkirche.

Karl der Große hatte ein Domherrencollegium an der Hauptkirche dieser Stadt gestiftet. Diese Priester, müßig wie jene, welche Boileau mit so viel Geist in seinem „Kirchenpult" gezeichnet hat, wählten, um ihre gleichgültige Trägheit nicht zu stören, einen Geistlichen, welchem sie die Verrichtungen des Pfarrers und Predigers übertrugen. Sie wünschten, sie Zwingli anzuvertrauen, der sich durch seine Beredtsamkeit schon einen großen Ruf erworben hatte. Aber er hatte einen Mitbewerber, es war ein Schwabe, Namens Laurenz Fabel, von dem Myconius in einem Briefe an Zwingli sagte: „Diese Herren haben erfahren,

*) Zwinglis Werke. Bd. 1.
**) Chauffour-Kestner, Études sur les Réformateurs du XVI. siècle. — Zwingli.

daß er Vater von sechs Buben ist und schon, ich weiß nicht wie viele, Pfründen hat*)." Dieser Umstand gibt einen Begriff von der Art, wie die römische Geistlichkeit damals die Keuschheit ausübte. „Der Katholizismus", sagt der geschickteste Geschichtschreiber Zwingli's, „hatte offenbar seinen Zweck verfehlt, als er aus dem Cölibat eine Tugend machte**)." Daraus entstand eine Sittenverderbniß, von der man sich keinen Begriff machen kann, von der aber sich die unverwerflichsten Zeugnisse überall vorfinden***).

Zwingli hatte den Sieg über seinen Mitbewerber davon getragen, Einsiedeln wurde darüber in Trauer versetzt. Der Rath von Schwyz drückte Zwingli sein Bedauern aus, indem er ihn seinen „ehrwürdigen, sehr gelehrten, günstigsten Herrn und guten Freund" nannte. »Reverende, perdocte, admodum gratiose domine ac bone amice†)!« Zu derselben Zeit schrieb ihm Glareanus von Paris: „Ich sehe voraus, daß Dir Deine Wissenschaft vielen Haß erwecken wird; aber sei guten Muthes und wie Herkules wirst Du die Ungeheuer (tanquam Hercules ἀλεξίκακος) besiegen††)."

Am 21. Dezember 1518 kam Zwingli in Zürich an. Das

*) Myconius beginnt mit einem Wortspiel: „Fabula manebit fabula, quem Domini mei acceperunt 6 pueris esse patrem et nesio quot beneficiis irretitum." Zwinglio suo doctissimo et amicissimo Myconius.

**) Frau von Gasparin, in ihrer Schrift: „Des corporations monastiques dans le protestantisme," behauptet, daß das Cölibat im Neuen Testament nirgends als eine Tugend bezeichnet wird. Eine Abhandlung über diesen Gegenstand, welche ihr Werk beschließt, wird von allen ernsten Gemüthern mit lebhaftem Interesse gelesen werden.

***) Chauffour-Kestner, Les Réformateurs du XVI. siècle.

†) So ist die Anrede des Briefs, welcher unterzeichnet ist: Praetor ac senatus Suitiæ. d. h. Landammann und Rath zu Schwyz.

††) Glareanus D. Ulderico Zwinglio, viro philosopho et viro theologo, amico nostro eximio.

ganze Kapitel wohnte seiner Einsetzung bei. Der Probst Felix Frey, welcher die Feierlichkeit leitete, hielt eine Rede, welche eines der merkwürdigsten Denkmäler aus der Zeit unmittelbar vor der Reformation ist. Der geldsüchtige Charakter der römischen Kirche offenbart sich darin mit einer auffallenden Naivetät.

„Biete Deine ganze Sorgfalt auf," sagte er dem neuen Pfarrer, „daß die Einkünfte des Kapitels richtig bezahlt werden, ohne auch die geringste zu vernachläßigen. Ermahne die Gläubigen, sei es auf der Kanzel, sei es im Beichtstuhl*), die Abgaben und Zehnten zu bezahlen und durch ihre Gaben zu beweisen, daß sie die Kirche lieben. Bemühe Dich, die Einkünfte zu vermehren, welche von den Kranken, von den Opfern und überhaupt von jeder geistlichen Handlung herrühren. — Ertheile die Sakramente nur den Vornehmen und erst wenn Du darum ersucht worden bist; es ist Dir untersagt, es ohne Unterschied der Person zu thun**)."

Die Antwort des neuen Pfarrers war edel und fest. Sie ist in ihrer Art nicht weniger interessant, als die Anrede des Probstes. „Das Leben Jesu," sagte Zwingli, „ist dem Volke nur zu lang verborgen worden. Ich werde vornämlich über das Evangelium Matthäi predigen, ein Kapitel nach dem andern, dabei dem Sinn des heiligen Geistes folgen, einzig und allein in den Quellen der Schrift schöpfen***), sie erforschen, sie mit ihr selbst vergleichen und durch beständiges und heißes Gebet in ihr Verständniß einzudringen suchen†). Dem Ruhm Gottes, dem Lobe seines einzigen Sohnes, dem wahren Heil der Seelen und ihrer Belehrung im wahren Glauben werde ich mein Amt widmen††)." Ein solcher Entschluß war dem Kapitel

*) Dieser Zug ist wohl merkwürdig genug.

**) Schuler, H. Zwingli.

***) Zwingli's Werke. Bd. 1.

†) Myconius, Vita Zwingli.

††) Bullinger's Reformations-Geschichte.

nicht sehr angenehm. Die römische Geistlichkeit fürchtete vor Allem die Auferstehung des Wortes Gottes*). Die meisten Domherren verbargen ihre Unruhe nicht. „Diese Art zu predigen ist eine Neuerung," sagten sie, „diese Neuerung wird bald zu einer zweiten führen, und wo wird man stehen bleiben?" Selbst der Domherr Hoffmann, der Zwingli begünstigt hatte, rief aus: „Eine solche Auslegung der Schrift wird dem Volke mehr schaden als nützen." Zwingli, der die Gebräuche des christlichen Alterthums sehr wohl kannte, fand es nicht schwer, zu beweisen, daß er auf diese Weise auf die Ueberlieferungen der orientalischen Urkirche zurückgehe. Er führte die Homilien des heiligen Chrysostomus über Matthäus an. Der Reformator wendete die Augen von seinem griechischen Neuen Testament nur ab, um nach dem Orient zu blicken, von wo den Völkern das Licht der Wahrheit gekommen ist, wie sie das materielle Licht von dort erhalten.

Als Zwingli sich verpflichtete, das Evangelium zu predigen, hatte er sich dadurch verbindlich gemacht, keine Laster seiner Mitbürger zu dulden. Er erhob sich daher mit Kraft gegen den Luxus, den Müßiggang, diese Wunden der neuen Zeit, gegen die Unterdrückung der Armen, den fremden Dienst und die Pensionen der Fürsten. „Auf der Kanzel," sagt einer seiner Zeitgenossen, „schonte er Niemand, weder Papst, noch Kaiser, noch Könige, noch Herzoge, noch Fürsten, noch Herren, nicht einmal die Eidgenossen**)." Ist es zu verwundern, daß er zuerst den Ausdruck, „Muth des Predigtamtes" gebraucht habe***)? Auf diese Weise handelte er als ein wirklicher Demokrat und nicht als Demagog. Er glaubte, daß jeder aufrichtige Freund des Volkes den Muth haben solle, ihm die Wahrheit zu sagen.

---

*) Man findet die interessantesten Mittheilungen über diesen Gegenstand in Merle d'Aubigné, „La Réformation", T. V.

**) Oswald Myconius, Vita Zwingli.

***) Bullinger, Reformations-Geschichte. Bd. 1.

Er war überzeugt, daß man auf die Schmeichler des Volkes anwenden könne, was man von den Schmeichlern der Fürsten gesagt hat:

„Verhaßte Schmeichler, ihr, verderblichstes Geschenk,
Das Königen der Zorn des Himmels geben kann."

Daher hat er auch den Irrthümern oder Leidenschaften des Volkes nie geschmeichelt. Seinem biedern Charakter widerstand jede Art Lüge. Wenn ihm diese Aufrichtigkeit Feinde erweckte, so war sie wiederum der hauptsächlichste Grund seines Gelingens. Er gewann das Herz mehrerer hervorragender Männer des Staates, welche die Predigten der Mönche verachteten. „Ich ziehe auch nicht den geringsten Nutzen aus ihren Reden," sagte oft Füßli, ein Dichter, Geschichtschreiber und Mitglied des Kleinen Raths; „sie predigen nicht über die Angelegenheiten des Heils, denn sie verstehen sie nicht. Ich sehe in ihnen nur Habsucht und Wollust." Der Seckelmeister Heinrich Räuschlin war derselben Ansicht: „Die Priester," sagte er, „haben sich zu Tausenden auf dem Constanzer Concilium versammelt, um den besten unter ihnen zu verbrennen." Dieß war zu jener Zeit die Meinung der aufgeklärtesten Männer. Sie verabscheuten eine Geistlichkeit, welche über jeden Versuch erzürnte, sie zu christlichen Gesinnungen zurückzuführen.

Diese Umstände sind nicht unwichtig. Die Vertheidiger der römischen Kirche, Rohrbacher, Donoso, Cortes, Nicolas, Balmes u. a. verunstalten die Geschichte jener Zeit auf eine so merkwürdige Weise, daß es nicht unnöthig ist, die Thatsachen in ihrer Wahrheit darzustellen. In unsern Tagen wird die Unwissenheit einer gewissen Klasse Leser schamlos mißbraucht. Es ist leicht zu sehen, welchen Zweck man erreichen will. Man hält es für die Sache einer Partei, die im liberalen Europa sehr unpopulär geworden ist, sehr nützlich, die große und rechtmäßige Bewegung der Reformation als eine rein revolutioräre Empörung und die Reformatoren als Feinde aller gesellschaftlichen Ordnung darzustellen. Man glaubt, daß es mit Hülfe

dieser abscheulichen Verfälschungen gelingen wird, eine auf allen Seiten erschütterte Gewalt wieder herzustellen, gegen welche wir, die Mitglieder der orientalischen Kirche, unaufhörlich Verwahrung eingelegt haben, und welche nur deshalb besteht, weil sie zum Mechanismus der alten europäischen Gesellschaft gehört, und weil die absoluten Regierungen sie als das beste Mittel betrachten, die Völker in Verdummung und Sklaverei zu erhalten.

Zwingli begnügte sich nicht, das Evangelium zu predigen. Er gab das Beispiel der patriotischen Tugenden, deren Quelle es ist, indem er als wahrer Christ und aufrichtiger Republikaner handelte. Er war gegen den letzten Bauern eben so leutselig als gegen die vornehmsten Stadtbürger. „Er lud die Landleute zum Essen ein," sagt ein katholischer Schriftsteller, „ging mit ihnen spazieren, sprach mit ihnen von Gott. Er brachte es sogar dahin, daß die vornehmen Zürcher diese Bauern besuchten, mit ihnen tranken, mit ihnen in der Stadt herumgingen, und ihnen alle mögliche Aufmerksamkeit erwiesen *)." — „Er aß und trank," sagt ein Zeitgenosse, „mit Allen, die ihn einluden: er verachtete Niemand; er war mitleidig gegen die Armen, immer fest, immer heiter im Glück wie im Unglück. Kein Uebel erschreckte ihn; sein Wort war jederzeit voll Kraft und sein Herz voll Trost **)." Ist dies nicht der wahre Charakter des evangelischen Hirten, der die christliche Gleichheit und Brüderlichkeit eben so sehr durch sein Beispiel als durch seine Reden verkündigt? Die guten Werke, die er that, hinderten ihn nicht, an der Entwicklung seines Geistes zu arbeiten. Er las, schrieb, übersetzte, lernte Hebräisch, und bereitete sich mit unermüdlicher Thätigkeit zu der großen Aufgabe vor, die er erfüllen sollte.

Die Gelegenheit, den Kampf gegen den italienischen Aberglauben aufzunehmen, bot sich bald dar. Samson, der berühmte

*) Salat, Chronik.

**) B. Weisse, Kurze Beschreibung der Glaubens-Aenderung in dem Schweizer-Lande.

Ablaßkrämer, näherte sich Zürich. In Zug wurde er sehr gut aufgenommen. Die ärmsten Einwohner dieses Kantons zeigten große Begierde nach seiner Waare. „Gute Leute," sagte er ihnen, „drängt euch nicht so sehr! Laßt die kommen, die Geld haben! Wir wollen dann suchen, die zufrieden zu stellen, die keines besitzen." Nachdem Samson Luzern und das Oberland ausgebeutet hatte, kam er nach Bern; er entfaltete seine ganze Krämerberedtsamkeit in der St. Vincenzkirche. „Hier sind," sagte er den Reichen, „Ablässe auf Pergament für eine Krone. Da sind," sagte er den Armen, „Vergebungen der Sünden auf gewöhnlichem Papier für zwei Batzen!" Eines Tages bemerkte der Ritter Jakob von Stein, daß es den Mönch nach seinem Pferd gelüste. „Gebt mir," sagte der Ritter, „Ablaß für mich, für meine fünfhundert Mann starke Schaar, für alle meine Vasallen in Belp und für alle meine Vorfahren, und ich will dagegen meinen Apfelschimmel geben*)." Der Tag, an welchem Samson seine letzte Predigt hielt, war der feierlichste. „Fallet auf die Knie," sagte der Ablaßkrämer zu den Bernern. „Betet drei Pater, drei Ave Maria, und sogleich werden eure Seelen so rein sein als im Augenblick der Taufe." Die Menge fiel auf die Knie nieder. Durch diese außerordentliche Leichtgläubigkeit begeistert, rief Samson mit lächerlichem Pathos aus: „So befreie ich denn alle Geister der verstorbenen Berner, wie auch die Art und der Ort ihres Todes gewesen sein mag, von den Qualen des Fegfeuers und der Hölle**)."

Die Erfolge Samsons sollten bald ihr Ende finden. In Bremgarten wurde er von dem Pfarrer Dekan Bullinger, dem Vater von Zwinglis Nachfolger in Zürich***), nachdrück-

*) S. Anshelm Chronik und Hottinger a. a. O.

**) Merle d'Aubigné, La Réformation.

***) Die Priester jener Zeit verläugnen ihre Kinder keineswegs. Sehr interessante Mittheilungen gibt hierüber Chauffour a. a. O.

lich abgewiesen. Zwingli bereitete sich auf dessen Ankunft vor, indem er seinen Pfarrkindern die Thorheit des Ablasses enthüllte. „Christus," sagte er, „ist das Alpha und Omega, Christus ist der Anfang und das Ende; Christus ist Alles, er kann Alles. Kein sterblicher Mensch kann die Sünden vergeben. Christus allein, der wahre Gott und wahre Mensch, vermag es. Geh hin, kaufe Ablaß, aber sei überzeugt, daß dir keineswegs die Sünden erlassen sind. Wer Sündenvergebung um Geld verkauft, ist der Genosse des Zauberers Simons, der Freund Balaams, ein Gesandter Satans*)." Zwinglis Eifer blieb nicht unbelohnt. Die Zürcher Behörden erlaubten dem Samson nicht, seine Industrie auf ihrem Gebiet auszuüben, und er zog wieder über den Gotthard zurück, aber freilich in einem dreispännigen mit dem Gelde der Eidgenossen beladenen Wagen**).

Von der Arbeit erschöpft, erholte sich Zwingli im Bade Pfäffers. Da hört er, daß die Pest in Zürich ausgebrochen sei. „Der große Tod" raffte ganze Familien hinweg. Zwingli eilte in die Mitte seiner geliebten Pfarrkinder und erfüllte seine Pflicht mit bewundernswürdigem Muth. So läßt sich denn jener Ausspruch nicht auf ihn anwenden, in welchem man die gewöhnliche Leichtfertigkeit Chateaubriands wieder findet: „Der protestantische Pfarrer verläßt den Bedürftigen auf seinem Todesbette, und stürzt sich nicht mitten in die Pest***)." Bald wurde Zwingli selbst angesteckt. Seine religiöse Gesinnung kräftigte in dieser Prüfung und sprach sich in Dichtungen aus, welche unter den Reformirten klassisch geblieben sind†) und sein ganzes Vertrauen auf den Allerhöchsten athmen:

---

*) Zwingli's Werke. Bd. 1.

**) Man sehe in Hottinger, Zwingli, das Breve Leos X. an Samson, welches das Uebermaß seines Eifers bestätigt.

***) Châteaubriand, Essai sur la littérature anglaise.

†) Man findet sie in Hottinger, Zwingli, und in Zwingli's Werken Bd. 2.

Willt du dann glych,
Tod, haben mich
In mitts der tagen min,
So soll's willig syn.

Aber Gott bestimmte Zwingli für edle Kämpfe und einen ruhmvolleren Tod, dessen Vorgefühl sich in dem Liede ausspricht, in welchem er seine Rückkehr in das Leben besingt. Er spricht darin „von jener ungewissen Stunde,“ welche ihm vielleicht „mehr Schrecken“ bereiten würde als die Aengsten der Krankheit. Sollte man nicht glauben, daß er schon das verhängnißvolle Feld bei Cappel ahnt?

Außer dem Tod seines Bruders und einer großen Zahl Personen, die ihm theuer waren, hatte Zwingli auch die Abreise seines Freundes Oswald Myconius zu beklagen, der sich im Interesse der Reform in Luzern niederließ. „Jeden Tag,“ schrieb ihm Zwingli, „erinnere ich mich an den Augenblick, wo wir von einander gerissen wurden, und ich fühle den Verlust tiefer, der mich betroffen hat, als ich dich verlor. Ich befinde mich in der Lage eines Heeres, dem einer seiner Flügel vom Feind abgeschnitten worden ist*).“ Das Herz dieses großen Mannes war eben so gefühlvoll, als seine Seele kräftig war. Aber nachdem er seine Empfindung hatte sprechen lassen, gab er seinem Freunde Myconius, der nicht weniger thatkräftig war, als er, die männlichsten Rathschläge. „Du bist nicht der einzige,“ theurer Myconius, dessen Seele betrübt ist. Wir leben in einer Zeit der allgemeinen Erwartung, wo Alles in trauriger Weise gemischt und durch einander geworfen ist. Alles was sich erhebt, scheint seinen Gegensatz herbeizuführen. Doch wollen wir vertrauen. Das Gold muß durch das Feuer geläutert und das Silber durch das Feuer von seinen Schlacken gereinigt werden. Christus hat zu den Aposteln gesagt: „Man wird euch um meinetwillen hassen. Die Zeit kommt heran, da Jeder euch tödten und

*) Brief an Myconius.

Gott zu dienen glauben wird.“ Das Leben des Menschen ist ein Kampf. Mit den von St. Paulus geschmiedeten Waffen bedeckt, muß man den Feind muthig bekämpfen. Und sage nicht: Wozu lehren, wenn sich so wenige wollen unterrichten lassen? Arbeite vielmehr, ohne nachzulassen, um der größtmöglichsten Anzahl jene kostbare Perle zu zeigen, welche der Pöbel verachtet, aber die nichtsdestoweniger in ihrer eigenen Schönheit erglänzt. Die Kirche ward im Blut geboren und kann nur durch Blut erneuert werden. Selig die, welche um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden. Sei festen Muthes! Es wird nicht an Männern fehlen, welche mit Freuden ihr Leben für Christus geben werden, sollten sie auch mit dem Namen Ketzer gebrandmarkt werden. Was mich betrifft, so ergebe ich mich im Voraus in all das Böse, das mir Geistliche und Weltliche zufügen können. Wenn sie mich mit dem Bann belegen, so werde ich an Hilarius, jenen gelehrten und heiligen Mann denken, der aus Gallien nach Afrika verbannt wurde; und an Lucius, der, gewaltthätig vom römischen Stuhl vertrieben, denselben glorreich wieder bestieg. Nicht als ob ich mich mit solchen Männern vergleichen wolle; aber der Gedanke, daß sie, die weit besser waren als ich, die unwürdigste Behandlung erduldet haben, wird mir Kraft geben. Ich bitte Christum nur, daß er mir verleihe, mit männlicher Seele zu ertragen*).“

Nach seiner Krankheit arbeitete Zwingli mit neuem Eifer an der Bekämpfung der Laster und Irrthümer. Sein Eifer erweckte ihm manchen Feind. „Wozu,“ sagte man, „beschäftigt er sich mit den Angelegenheiten der Schweiz?“ Aber diese große Seele ließ sich nicht erschüttern. „Wer Ruhm erwerben will,“ sagte er, „muß die Welt offen angreifen und wie David diesen stolzen Goliath in den Staub werfen**).“ Uebrigens hatte der Reformator seinen ganzen

*) Huldricus Zwinglius Myconio suo.

**) „Oportet strenue in acie pugnare eum, qui cupit gloriæ particeps fieri, et mundum hunc, in altum se tanquam Goliath

Muth nöthig. Man machte Anschläge gegen ihn und diejenigen, die seine Ansichten theilten. Ein Greis aus Schaffhausen, Namens Galster, der den Glauben der Priester angegriffen und sich in die Wälder geflüchtet hatte, wurde wie ein wildes Thier mit Hunden gejagt, und da er sich weigerte, seinen Glauben abzuschwören, schlug man ihm den Kopf ab.

Zwingli konnte sich auf ein ähnliches Loos gefaßt machen; er erschrack keineswegs, er dachte nur an den geistlichen und weltlichen Nutzen seiner Heerde. Auch wußte er nöthigenfalls gegen die Fürsten der Erde zu kämpfen. Die Schweizer hatten, als sie ihr Blut dem Ausland verkauften, eine traurige Bestechlichkeit in der Eidgenossenschaft eingeführt. Das Land war auf diese Weise den Ränken der Könige geöffnet. Die Gesandten derselben streuten Geld in den Kantonen aus, um sich der Unterstützung der einflußreichsten Männer zu versichern. Dieß war eine Wunde, die unheilbar schien. Die Geistlichkeit war nicht im Stande, dieser Zügellosigkeit zu widerstehen. Gab sie nicht selbst das Beispiel der Habsucht und Zuchtlosigkeit? Eine kräftige Zucht konnte allein dem Charakter des Volkes neue Lebenskraft geben, und die schon sehr geschwächte republikanische Gesinnung wieder kräftigen. Zwingli widmete diesem Werke seine Thatkraft und seine Talente. Als der berüchtigte Cardinal Schinner nach Zürich kam, um Soldaten für den Papst zu werben, donnerte der unerschrockene Pfarrer gegen den Söldnerdienst. „Wollt ihr die Eidgenossenschaft zerreißen und stürzen?“ rief er aus. „Man stürzt sich auf die Wölfe, welche unsere Heerden verschlingen, und leistet denen keinen Widerstand, welche um uns herumgehen, um die Menschen zu verschlingen! Ja, mit Recht sind die Mäntel und die Hüte roth, die sie tragen; schüttelt diese Kleider und es werden Dukaten und Kronen herausfallen; aber windet sie aus und ihr werdet

erigentem, tribus limpidissimis lapidibus prosternere.“ Zwinglius Myconio, a. a. O.

das Blut eures Bruders, eures Vaters, eures Sohnes, eures besten Freundes herausfließen sehen*)." Zwingli glaubte, diejenigen, welche den Söldnerdienst leiteten, nicht schonen zu dürfen. Er verglich sie „mit den Metzgern, die das Vieh nach Konstanz führen, dort den Preis dafür erhalten und dann anderes holen." — „Welcher Name wäre zu hart für die, welche mit Menschenblut handeln! Bilden sie nicht einen Adel, der hundertmal schlimmer ist, als der, den unsre Väter verjagt haben**)?" Zwingli ließ keine Gelegenheit vorübergehen, so empörende Mißbräuche zu bekämpfen. Wer sollte glauben, daß es der Schweiz so viele Mühe gekostet hat, die kräftigen Lehren ihres großherzigen Reformators zu benützen? Finden sich denn nicht noch heute in Palermo, in Neapel, in Rom Bürger des freiesten Staats von Europa, entschlossen, die Italiener niederzumetzeln, welche den Muth hätten, ihr Leben der Sache der Freiheit und der Nationalunabhängigkeit zu widmen? Könnte man ihnen nicht die schönen Worte wiederholen, welche Zwingli nach der Niederlage bei der Bicocca an die Schwyzer richtete? „Eure Voraltern haben ihre Feinde bekämpft, um ihre Freiheit zu vertheidigen, aber sie haben niemals Christen ermordet, um Geld zu verdienen. Diese fremden Kriege ziehen unzähliges Unglück auf unser Vaterland. Die Strafgerichte Gottes züchtigen unsere Eidgenossen und die schweizerische Freiheit ist nahe daran, zwischen den eigennützigen Liebkosungen und dem tödtlichen Haß der fremden Fürsten verloren zu gehen***)." — „Es gibt Leute," sagt er an einem andern Orte, „welche behaupten, daß es übel, und selbst eine große Sünde sei, am Freitag Fleisch zu essen, obgleich Gott es niemals verboten hat, und die es für kein Verbrechen halten, den Ausländern Menschenfleisch zu verkaufen und es auf die Schlachtbank zu schleppen†)."

*) Bullinger, Reformationsgeschichte.

**) Ebendaselbst.

***) Zwingli's Werke, Bd. 1.

†) Ebendaselbst, Bd. 1.

Entschlossen, alle Vorurtheile seiner Zeit zu bekämpfen, konnte Zwingli in der Ehelosigkeit der Geistlichen nur ein rein politisches Gesetz erblicken*). Er heirathete daher Anna Reinhart, eine der geachtetsten Frauen von Zürich, eine fromme Wittwe, die ihn durch ihren Geist, ihre Mildthätigkeit und ihre Hingebung in seinen pfarramtlichen Verrichtungen thätig unterstützen sollte**). Erasmus hat sich mit seiner gewöhnlichen Spottsucht über die Heirathen der Reformatoren lustig gemacht, und man findet in unsern Tagen gewisse Schriftsteller, welche zu den Spöttereien des berühmten Gelehrten gemeine Erläuterungen geben. Aber die Frage ist ernsthaft genug, um sie auf eine weniger oberflächliche Weise zu prüfen. Die Ehelosigkeit der Mönche und Geistlichen kann von einem spekulativen Gesichtspunkt mit mehr oder weniger Talent idealisirt werden; aber wenn man sie als historische Thatsache betrachtet, erregt sie den begründetsten Eckel. Sie verursachte vor der Reformation gerade in den Ländern, in deren nähere Kenntniß wir einzuführen versuchen, solche Mißbräuche, daß die bürgerliche Behörde oft gezwungen war, einzuschreiten. Um uns auf eine Stadt zu beschränken, genügt es die Protokolle der Stadt Genf zu öffnen***).

---

*) Die Beweise siegen, kann man bei Voigt, „Gregor VII." nachsehen.

**) S. Salomon Heß, Anna Reinhart.

***) Die Uebersetzung aller Stellen wäre unpassend; wir geben sie daher im Original.

„Anno 1513, die Veneris, XXII. Julii. Visis littera missiva per reverendum ministrum nobilibus Sindicis et Consulibus destinata, equidem literis duabus de obedientia diœcetæ, una reverendo fratri Marchepallu et alia reverendo fratri Nycolino, fuit conclusum quod illis obtemperent ad tenorem illarum. Sequendo conventum absentent. — Fiat attestatio et litera testimonialis de dicto Marchepallu de hiis quae gesta fuere occasione nephandi criminis sodomiae de quo diffamatur et nonnulli alii! (Band v. J. 1511—1514 Fol. 144).

Was würden wir erst finden, wenn wir in die Klöster dringen wollten? Der im Jahr 1529 vom Papste an die Nonnen von St. Clara gerichtete Brief gibt einen Begriff von den Schändlichkeiten, die dort begangen wurden. Aber es ist schwer, von den im Breve Julius II. enthaltenen Thatsachen zu sprechen, ohne die Sittlichkeit zu beleidigen. Die Mönche betrugen sich nicht anständiger als die Nonnen. „Die Genfer Geistlichkeit," sagt ein katholischer Schriftsteller, „stand nicht auf der Höhe ihrer heiligen Aufgabe. Reichthum, Ehrenbezeugungen, Müßiggang hatten in ihren Reihen die Verwüstungen angerichtet, die sie zu jeder Zeit in der Kirche Christi angerichtet haben. Die Franziskaner waren, ihrem heiligen Beruf ungetreu, nur noch entartete Kinder des heiligen Franziskus von Assisi. Die Mönche von St. Victor hatten schon seit langer Zeit den Geist der Heiligkeit verloren, welche den Orden von Clugny berühmt gemacht hatte. Das Volk, das an ihnen Aergerniß nahm, weigerte sich, in diesen Männern die Diener Gottes anzuerken-

„Die Martis X Octobris: De meretricibus presbiterorum loquantur Nobiles Sindici Concilio episcopali." (ibid. fol. 157. verso).

„Anno 1522 die Martis XX Maii: — De confraria S. Yvonis. De eadem confraria Yvonis in velleis fiunt mille abusus et tractantur nephanda. Fuit conclusum quod Domini Sindici vadant ad Reverendum Dominum Vicarium ut aboleantur ille velleie et confratrie porte clause erunt" (Band von 1521—1524 fl. 75 verso).

„Die Veneris XII. Julii 1527. — Nycolinus de Christo et certi sui alii socii quererunt se de presbiteris Mariæ Magdalenes qui tenent bordellum et pro modo sunt plures ruffiane et qualiter si non fiat justicia posset suboriri scandala. Fuit resolutum quod ille ruffiane banniantur aut fiat quid justicia suadebit et etiam aliæ mulieres solent morari et fiant demonstrationes magne eisdem presbiteris" (Band von 1527—1528 fl. 72).

nen *)." Wir müssen in einem römischen Priester die Offenheit dankbar anerkennen, die in den Reihen der ultramontanen Geistlichkeit so selten wird. Uebrigens wird jede Vertheidigung der Genfer Klöster schwer, wenn man einen Blick in die Protokolle des Raths dieser Republik geworfen hat. Bald ist die Landesherrschaft gezwungen, die Thore eines Klosters sprengen zu lassen, um junge Mädchen zu befreien, welche von betrunkenen Mönchen entführt worden waren; bald läßt sie die Unzuchtshäuser niederreißen, welche die Zugänge zu den Klöstern in den Vorstädten von Genf versperren. Jeden Augenblick wird die Aufmerksamkeit der Behörde durch Unordnungen jeglicher Art erregt. — „Am 20. Juni 1503: Nachdem der Rath Beschlüsse hinsichtlich der öffentlichen Frauen gefaßt hatte, beschäftigt er sich mit dem Kloster Rive, und beschließt mit Mehrheit, den Advokaten Petremont zum Bischof zu schicken, um die Reformation dieses Klosters und einen ehrenhaften Lebenswandel in demselben auszuwirken." — „Am 23. Juni 1522: Der edle Peter d'Orsière erstattet Bericht über die Mönche von Plainpalais: der Prior gesteht Alles zu und erklärt, daß er die Strafbaren ausstoßen wird, wenn sie sich nicht bessern." — „Am 25. Sept. 1524: Mehrere Einwohner von Saint-Gervais erheben Klage gegen zwei Mönche, Montfort und Charcotaz, weil sie sich auf ärgerliche Weise betragen."

Die Weltgeistlichkeit führte kein erbaulicheres Leben als die Mönche. Wir lesen in den Protokollen vom 22. Juli 1504: „Die Syndici beklagen sich beim Prälaten über die nächtlichen Wanderungen, welche die Priester bewaffnet machen, woraus sich große Aergernisse ergeben." Es versteht sich von selbst, daß die vor den Bischof gebrachten Klagen keine Besserung hervorbrachten. „Die Weichlichkeit," sagt Magnin, „um nicht zu sagen die Unregelmäßigkeit der Sitten des Bischofs von Genf, ließen die Kirche dieser Stadt im Jahr 1528

*) S. **Magnin**, Hist. de la réforme à Genève p. 73.

wie eine Heerde ohne Hirten*)." Aber handelte der Bischof von 1528 anders als die wollüstigen Prälaten des 16. Jahrhunderts? In Genf ergriff das Haupt der Hierarchie so wenig Vorsichtsmaßregeln, um seine Unordnungen zu verbergen, daß sich eines Tags das Volk erhob, um aus dem Palaste Peters de la Baume ein seinen Eltern geraubtes junges Mädchen zu befreien. — Eine ähnliche Scene fand in dem Hause des Domherrn Brazeti Statt**).

Wer diese Thatsachen prüft, wird die Spöttereien der ultramontanen Schriftsteller gegen die Heirathen der Reformatoren kaum begreifen. „Indem man das Heirathen der Priester verlangte," sagt ein ausgezeichneter Schriftsteller vortrefflich, „wollte man die Heiligkeit eines ewigen Bündnisses, einer gegenseitigen Treue an die Stelle der Unsittlichkeit jener vorübergehenden Verbindungen setzen. Man wollte dadurch die erste und heiligste unter den bürgerlichen Anordnungen jener Art Erniedrigung entziehen, welche ihr eine widernatürliche Lehre auferlegte: statt jener liederlichen Frauen, jener ausgesetzten Kinder wollte man den Priester mit dem festesten Band der menschlichen Sittlichkeit umgeben, mit einer Familie***)."

So bedarf denn Zwingli keiner Vertheidigung mehr. Man kann ihm allein vorwerfen, seine Verbindung mit Anna Reinhart zuerst geheim gehalten zu haben. Darin erkennt man seine gewöhnliche Entschlossenheit nicht mehr. Aber sind nicht selbst die kräftigsten Seelen auch einige Zeit der Herrschaft der Vorurtheile unterworfen, deren Thorheit sie anerkennen? Im Monat Juli 1522 erhielt der Reformator Gelegenheit, seine wahre Ueberzeugung auszusprechen. Zu dieser Zeit fand eine Versammlung von Geistlichen, welche seine Ansichten theilten,

*) Magnin, Hist. de la réforme à Genève p. 75.

**) Protokolle vom 21. Jan. 1505.

***) Chauffour-Kestner, Études sur les Réformateurs du XVI. siècle. Zwingli Chap. 1.

in Einsiedeln Statt, wo ihm sein Freund Leo Juda nachgefolgt war. Zweihundertfünfzehn Jahre vorher waren dreiunddreißig Vaterlandsfreunde zusammengekommen, um das Joch Oestreichs zu brechen. Jetzt handelte es sich darum das Vaterland von einer Sklaverei zu befreien, die viel unerträglicher war, weil sie auf den Gewissen lastete. Zwingli schlug der Versammlung vor, von den Kantonen und dem Bischof zu Konstanz die Aufhebung des gezwungenen Cölibats und die freie Verkündigung des göttlichen Worts zu verlangen. „Was uns betrifft," sagten die Reformatoren, „so haben wir uns entschlossen, das Evangelium Christi mit unermüdlicher Beharrlichkeit, und zu gleicher Zeit mit solcher Klugheit zu verbreiten, daß sich Niemand beklagen könne. — Es ist Euch nicht unbekannt, wie sehr die Keuschheit bis jetzt von den Priestern verletzt worden ist. Bei der Liebe Christi, bei der Freiheit, die er uns erworben hat, bei dem Elend so vieler schwachen und schwankenden Seelen, bei den Wunden so vieler von Reue gefolterten Gewissen, bei allem Göttlichen und Menschlichen flehen wir Euch an, gestattet, daß das, was mit Verwegenheit eingeführt worden ist, mit Weisheit vernichtet werde, damit nicht das majestätische Gebäude unter fürchterlichem Lärm zusammenstürze und unermeßliches Verderben nach sich ziehe. Seht, von welchen Stürmen die Welt bedroht ist*)." So sprachen die Verkündiger des Evangeliums zum Bischof von Konstanz.

Die Bittschrift an die Eidgenossen war ausführlicher, war von dem Gefühl der christlichen Freiheit und der Nationalunabhängigkeit durchdrungen. „Erlauchte Männer, wir sind alle Schweizer, und Ihr seid unsre Väter. Unter uns sind Manche, die in den Schlachten, während der Pest und bei anderer Trübsal ihre Treue erwiesen haben. — Man muß dem Aergerniß ein Ende machen, das die Kirche Christi in Trauer versetzt. Wenn

*) Supplicatio quorundam apud Helvetios Evangelistarum in Zwingli's Werken Bd. 3.

die Tyrannei des Oberpriesters in Rom uns unterdrücken will, so fürchtet Nichts, muthige Helden! Die Macht des göttlichen Worts, die Rechte der christlichen Freiheit und die oberste Gewalt der Gnade umgeben euch. Wir haben das nämliche Vaterland, den nämlichen Glauben, wir sind Schweizer, und die Tugend unserer trefflichen Urältern hat ihre Macht stets durch eine unbezwingliche Vertheidigung aller derjenigen, welche von der Schlechtigkeit unterdrückt waren, beurkundet*)."

Dieses Auftreten mußte viele Stürme aufregen. Es fanden zu viele einflußreiche Männer ihren Vortheil in der Aufrechthaltung der Mißbräuche, als daß sie sich ohne Kampf ergeben hätten. Die ersten Schläge fielen in Luzern auf Myconius, den Freund Zwingli's. Die große Seele des Reformators wurde durch Nichts erschreckt. „Wenn ich nicht sähe, daß der Herr sein Schifflein bewacht," schrieb er an Myconius, „hätte ich schon lange das Steuerruder ins Meer geworfen: aber ich sehe ihn, wie er mitten im Sturm die Taue befestigt, die Rae wendet, die Segel spannt, ja, was sage ich? ich sehe, wie er selbst den Winden befiehlt. — Wäre ich nicht ein Feigling, des Namens Mensch unwürdig**), wenn ich meinen Posten verließe, um in der Flucht einen schmachvollen Tod zu finden***)?"

Eine schmerzlichere Prüfung als die Drohung der Eidgenossen erwartete Zwingli. Es ist nicht schwer, gegen Menschen anzukämpfen, deren Selbstsucht man verachtet, und von denen man weiß, daß sie von den gemeinsten Leidenschaften geleitet werden. Es ist so leicht, auf ihre Achtung und Liebe zu verzichten! Aber wahrhaft schmerzlich ist es, die theuersten Bande zu zerreißen, um der Stimme des Gewissens zu gehorchen, sich dem Haß derer auszusetzen, die man am meisten liebt, und deren

*) Amica et pia parænesis ad communem Helvetiorum civitatem scripta, in Zwingli's Werken, Bd. 1.

**) Nec hominis nomine dignus.

***) Zwinglius Myconio.

offenbare Gewissenhaftigkeit und unbestreitbare Aufrichtigkeit man kennt.

Die Predigten Zwingli's waren bis in das Toggenburg gedrungen. Seine fünf Brüder erzürnten, daß man sie die „Brüder eines Ketzers" nannte. Sie theilten ihm ihren Kummer und ihre Furcht mit. Mit dem, seinem Herzen natürlichen Gefühl, aber mit der unbezwinglichen Festigkeit eines Mannes, der seine Pflichten gegen Gott, die Menschheit und das Evangelium versteht, schrieb er ihnen hierüber einen wahrhaft bewundernswürdigen Brief.

„Meine theuren Geschwister! ich erfahre, daß sich Eure Herzen um meinetwillen quälen in Folge der Verläumdungen, die man gegen mich verbreitet. Aus Geschwisterliebe weigert Ihr Euch, sie zu glauben, und fragt mich, was daran ist. So wisset zuvörderst, daß ich mich beständig nach Euch erkundige und immer weiß, was Ihr macht. Wenn ich erfahre, daß Ihr von Eurer Händearbeit lebt, wie es unsre Väter thaten, so bin ich glücklich, denn ich sehe, daß Ihr den Adel, von dem Ihr abstammt, getreulich bewahrt. Aber wenn mir berichtet wird, daß Einige von Euch um Geld in den Krieg ziehen, werde ich von tiefer Trauer erfüllt, daß sie den frommen Bauern- und Handwerkerstand verlassen, um sich der Räuberei und dem Mord hinzugeben; denn wenn man einem fremden Herrn um Geld dient und für ihn Krieg führt, was ist das Andres, als Mord und Räuberei? Daher habe ich nicht nöthig, mich an Euch zu wenden, um zu wissen, was ich zu erwarten habe. In denen, welche ihre Haushaltung führen, ist Alles gut und ehrenvoll; in denen, welche auf solche Weise in den Krieg ziehen, sehe ich nur Elend und das Verderben der Seele. Möge ihnen Gott ein gerechtes Herz geben und sie zur Besserung führen, die sie versprochen haben.

So müßt Ihr auch denken, daß ich mit Gottes Hülfe die große Aufgabe erfüllen will, die er mir anvertraut hat; ich

werde mich durch die Hindernisse nicht aufhalten lassen, welche mir die Menschen und die weltlichen Dinge, die sich nicht unter das göttliche Wort beugen wollen, in den Weg legen. Möge mir nach dem Willen Gottes geschehen! Unter den Dingen, die ich fürchten könnte, ist keines, seid dessen überzeugt, das ich nicht voraus gesehen und erwogen hätte. Ich weiß nur zu gut, wie wenig ich bin, und wie mächtig diejenigen sind, gegen die ich kämpfe. Aber Christus ist meine Stärke; mit ihm kann ich Alles, wie St. Paulus sagte. Wenn ich stillschweige, so würde ein Anderer thun, was Gott mir zu thun befiehlt, und ich würde mit Recht bestraft werden, weil ich meiner Pflicht nicht nachgekommen wäre. Gott will diese böse Welt durch sein Wort bessern, wie er es so oft gethan hat. Als Sodom, Ninive, Israel im tiefsten Verderben lagen, schickte er ihnen seine Propheten und sein Wort; wer sie anhörte, wurde gerettet, wer sie aber verachtete, wurde der Sklaverei oder dem Tod überliefert. Ist die Welt in unsern Tagen nicht so schlimm, daß sie Jeden mit Abscheu erfüllt? Wenn sich mitten in dieser Verderbtheit das Wort Gottes in jedem Land, in jedem Stand erhebt, ist es nicht offenbar, daß es das Wort Gottes ist, der nicht zugeben will, daß sein Geschöpf, das er mit seinem Blut erkauft hat, elendiglich umkomme? Die Verdorbenheit will nicht, daß man sie angreife. Wenn der, dem das Wort Gottes anvertraut ist, sein Amt erfüllt, wird ihn die Welt verläumden, verachten, tödten; aber wenn er sich bedenkt und still schweigt, wird er von Allen, deren Verderben er auf diese Weise herbeigeführt hat, Rechenschaft geben müssen. Was würdet Ihr denn vorziehen, meine theuren Geschwister? Soll ich stillschweigen, das Böse thun lassen, das ich verhindern kann, und mich dem Teufel übergeben, um meine Ruhe und meinen weltlichen Ruf zu retten? Ich weiß wohl, daß Ihr mir antworten werdet: Nein, aber bessere mit Maß. So höret denn. Scheinen Euch die Laster dieser Zeit so unbedeutend, daß Euch meine Worte zu hart vorkommen? Ich aber glaube, daß die härtesten

Worte der Propheten sie nicht kräftig genug geißeln würden. Ich fürchte eher, zu wenig als zu viel gesagt zu haben.

Glaubt Ihr nicht, daß ich, um so viele fromme Seelen zu retten, selbst auf den Verlust meines Namens, meines Vermögens, meines Leibes und meines Lebens gefaßt sein muß? Wolltet Ihr sagen: Aber wenn du geköpft oder verbrannt würdest, so wäre dies eine Schande für uns, wenn wir auch wüßten, daß man dir Unrecht thäte; so antworte ich: Christus, dessen Streiter ich bin, sagt: Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen, und euch absondern, und schelten euch, und verwerfen euren Namen, um des Menschen Sohnes Willen; euer Lohn ist groß im Himmel*). Ihr hört es. Wenn man euch nun, theuere Geschwister, Etwas von mir sagt, das euch erröthen macht, so seht zuerst, was es ist. Wenn man mich anklagt, aus Eitelkeit oder Unreinheit zu sündigen, so denkt, daß ich diese Fehler wohl begangen haben kann; denn ich bin leider von der Neigung zu diesen Lastern nicht frei; aber wenn man Euch sagt, daß ich die Wahrheit um Geld verrathen habe, so glaubt es nicht, welchen Eid man auch schwöre. Ich will meine Pflicht bis zum Ende erfüllen, was mir auch begegnen möge. Die Menschen können den Leib tödten, aber nicht die Seele, und die, welche einen Leib wegen Gott tödten, tödten sich selbst, wären sie auch Bischöfe, Päpste, Könige, Kaiser! Christus, unser Haupt, hat sein Blut für uns vergossen; der ist ein feiger Krieger, der sich weigert, seinem Hauptmann zu folgen**)."

Ueberzeugt, daß er sich nicht als feiger Soldat Christi benehmen dürfe, beeilte sich Zwingli, den Kampf zu eröffnen. Er begab sich vor den Großen Rath von Zürich und verlangte eine Unterredung mit den Abgeordneten des Bischofs von Konstanz. Dieser schickte seinen Generalvikar Faber, um seine Stelle zu vertreten. Vor dem Gespräch machte Zwingli siebenund-

*) Lucas, 6, 22.

**) Zwingli's Werke, Bd. 1.

sechszig Sätze bekannt, welche seine ganze Lehre zusammenfassen. Das Ergebniß war dem Reformator so günstig, daß der Rath eine Verordnung gab, in welcher er erklärte, daß, „da Niemand seine Sätze mit der Schrift angegriffen oder widerlegt habe," er eingeladen sei, die Verkündigung des göttlichen Wortes fortzusetzen *).

Das Zürcher Gespräch hatte den Italienern gezeigt, wie viel sie von den Talenten Zwinglis zu fürchten hatten. Kaum war die Besprechung beendigt, als der Legat Ennius zu ihm kam, der mit einem Breve des römischen Bischofs versehen war, in welchem Hadrian VI. ihn seinen vielgeliebten Sohn nannte und ihm von seiner „ganz besondern Gnade" sprach. — »Adrianus, Papa VI. Mandavimus nuncio nostro, ut tibi separatim nostras literas redderet, nostramque erga te optimam voluntatem declararet**)." Rom, das sich der Bestechung mit so großer Geschicklichkeit zu bedienen versteht, wenn ihm die Macht fehlt, wollte Zwingli um jeden Preis gewinnen. „Und was sollt Ihr ihm von Seiten des Papstes anbieten?" sagte Myconius zu Zink, der mit dieser Unterhandlung beauftragt war. „Alles," erwiederte Zink, „mit Ausnahme des päpstlichen Stuhls***)." Man kannte am Hofe Hadrians VI. den Züricher Reformator schlecht! Gewöhnt, mit den heiligen Dingen Handel zu treiben, eine Gewohnheit, die er getreulich bewahrt hat, konnte der römische Hof nicht glauben, daß ein Mensch den Verführungen des Geldes oder der Ehrenbezeugungen widerstehen könnte. Sie schleppten einen Stroh-

---

*) Man findet die ausführliche Geschichte des Religionsgesprächs von Zürich in Chauffour-Kestner, Les Réformateurs du XVI. siècle; in J. J. Hottinger, Zwingli, und in Merle d'Aubigné, La Réformation.

**) Man muß diesen ganzen, wahrhaft merkwürdigen Brief in Zwingli's Briefen nachlesen.

***) Osw. Myconius, Vita Zwingli.

mann, der den Zwingli vorstellte, auf den Richtplatz. „Sie werden meinen Frieden nicht stören," sagte der unerschrockene Pfarrer; „Christus wird den Seinigen nie fehlen*)." So vertheidigte er denn auch in einem zweiten Gespräch, das in Zürich Statt fand, seine Lehre mit mehr Kraft, als jemals. Er forderte die Freiheit der ersten Jahrhunderte, wie sie namentlich im Orient ausgeübt worden war. „Die allgemeine Kirche," sagte er, „ist über die ganze Welt verbreitet, überall wo man an Jesum glaubt, eben sowohl in Indien, als in Zürich. Besondre Kirchen haben wir in Bern, in Schaffhausen und auch hier. Aber die Päpste, ihre Cardinäle und Concilien sind weder die allgemeine, noch eine besondere Kirche**)!" Nach Aufstellung dieser Grundsätze untersuchte Zwingli die Frage, welche damals den Gegenstand aller Besprechungen bildete, das Meßopfer. Die Feinde der Reform wichen vor der unwiderstehlichen Kraft der neuen Ideen. Beinahe alle namentlich aufgerufenen Priester erklärten, daß sie Nichts zu Gunsten der Bilder oder der Messe zu sagen hätten. Ueber den Sieg seiner Ideen innig bewegt, erhob sich Zwingli voll Begeisterung, wendete sich gegen die Mitglieder des Raths und rief aus: „Fürchtet Nichts, theuere Herrn, Gott ist mit uns. Er wird seine Sache nicht verlassen. Ich erkenne, daß Ihr wegen des göttlichen Wortes viele Schwierigkeiten habt; aber der Herr wird die Seinigen beschützen. Sein Wille geschehe!" Zwingli war bei diesen Worten so gerührt, daß er seine Thränen nicht zurückhalten konnte***).

Ueberall ging Zwingli aus den Unterredungen siegreich hervor. Man hoffte, die Verbreitung seiner Meinungen durch Schrecken aufhalten zu können. Ein Zürcher, Namens Hottin-

*) Huldricus Zwinglius Magistro Zimmermann sive Justo Kirchmeyero, canonico Lucernae, suo fideli.

**) Füßli, Beiträge zur Erläuterung der Kirchen-Reformations-Geschichte des Schweizerlandes.

***) Man sehe die Akten dieses Gesprächs in Zwingli's Werken, Bd. 1.

ger, wurde in Baden festgenommen, wo er seinen Glauben nicht verläugnet hatte. Die in Luzern versammelte Tagsatzung wollte ihn selbst richten. Seine Richter entehrten sich durch ihre Unduldsamkeit und ihre unwürdigen Possen. Er wurde zum Verlust des Kopfs verurtheilt und ging zur Hinrichtung wie zu einem Fest *).

Der Vogt Wirth von Stammheim, dessen ältester Sohn Johannes und der Vogt Rüttimann wurden mit nicht geringerer Strenge behandelt. Die Gesandten an der Tagsatzung benahmen sich gegen sie auf eine gräßliche Weise. Während man sie grausam folterte, wurden sie von den Commissären mit abscheulichen Spöttereien verhöhnt. Umsonst versuchte man, die Eidgenossen zu christlicheren Gesinnungen zurückzurufen. Die Bemerkungen des Zuger Gesandten, Jeremias Stocker, können einen Begriff von dem Fanatismus geben, der sie beseelte. „Ich habe," sagte er, „den Vogt Wirth stets als einen redlichen und guten Menschen gekannt, er hat mich immer gut aufgenommen; sein Haus stand Allen offen, niemals hat er Jemand Gastfreundschaft verweigert. Ich schwöre es, wenn er gestohlen, oder gemordet hätte, würde ich ihm gern verzeihen; aber er hat die Mutter der Mutter Gottes verbrannt **). Er muß sterben ***)."

Statt die Zürcher einzuschüchtern, brachten sie diese Barbareien zum Entschluß, sich vollständig von einem religiösen System zu befreien, das solche Abscheulichkeiten hervorrief. Nach Hottingers Hinrichtung vernichtete Zürich die Bilder. Man antwortete auf den Mord Wirths und Rüttimanns mit der Aufhebung der Messe.

In Bern war der Eindruck nicht günstiger für die Sache

*) S. Bullinger, Reformationsgeschichte.

**) Das Bild der heiligen Anna.

***) Bullinger, Reformationsgeschichte.

Roms. Die Behörden des Kantons beschlossen, daß ein Gespräch in den Mauern der Stadt Berchtold's V. stattfinden solle. Diese Unterredung, welche in der Franziskanerkirche gehalten wurde, war sehr feierlich. Mehrere hervorragende Männer, wie Farel, Haller***), Oecolampadius, Bucer und Capito wohnten demselben bei. Das Ergebniß desselben war die Abschaffung der Messe und des Bilderdienstes. Am Tage, nach welchem man die Götzenbilder herabgeworfen hatte, und deren Trümmer die Kirche noch bedeckten, bestieg Zwingli die Kanzel und hielt eine kraftvolle Anrede. „Sieg ist der Wahrheit geblieben," sagte er, „aber nur Beharrlichkeit kann ihn sichern. Christus ist bis zum Tode beharrlich gewesen. Ferendo vincitur fortuna. Nach der Niederlage bei Cannä drang Cornelius Scipio in den Rathssaal, zog sein Schwert und zwang die erschrockenen Häupter des Staats zu schwören, Rom nicht zu verlassen. Bürger von Bern, ich stelle die nämliche Forderung an Euch; verlasset Jesum Christum nicht!" — „Jetzt," sagte er beim Schluß, „bleibet fest in der Freiheit, welche Christus euch gegeben hat, und verfallet nicht wieder in die Sklaverei. „Fürchtet Euch nicht. Der Gott, der Euch erleuchtet hat, wird auch Eure Eidgenossen erleuchten; und die durch das Evangelium erneuerte Schweiz wird in Gerechtigkeit und Frieden blühen."

Wir sind auf den Höhepunkt seines Lebens gelangt. Die Rede, die wir eben angeführt haben, scheint sein Triumphgesang zu sein. Jetzt werden wir sehen, wie er sich in politische Bewegungen stürzt, welche mit dem blutigen Ereigniß von Cappel endigten. Diese Periode in dem Leben des Reformators ist oft selbst von protestantischen Schriftstellern getadelt worden. Man hat Aergerniß daran genommen, daß der beredte Reformator das Schwert von Marignano wieder in die Hand genommen hat. Aber man wäre gerechter gegen ihn gewesen, wenn man die Umstände berücksichtigt hätte, in denen er sich befand, und

*) Der Reformator Berns.

den Zweck, den er erreichen wollte. Zwingli hat nicht das Schwert ergriffen, um Andern Gewalt anzuthun; denn wenige Männer dieses Jahrhunderts haben die Gewissensfreiheit besser begriffen. Aber er war nicht bloß ein Prediger des Evangeliums, er war auch ein Freund seines Vaterlands und ein Republikaner. Nun stand er aber der katholischen Partei gegenüber, welche das Vaterland dem Vortheil einer Sekte aufopferte. Die stolzen Gebirgsleute, welche Oestreich bei Morgarten und Sempach besiegt hatten, reichten in Folge mönchischer Intriguen diesem Erbfeind eine brüderliche Hand. Eines der Häupter der ultramontanen Partei, Am-Berg, scheute sich nicht zu sagen: „Die Macht der Feinde unsers alten Glaubens ist so groß geworden, daß die Freunde der Kirche ihr nicht widerstehen können. Daher wenden wir die Blicke nach jenem erlauchten Fürsten, der in Deutschland den Glauben unsrer Väter gerettet hat." Seit dieser Zeit scheinen die Männer der Waldstätte sich's zur Aufgabe gemacht zu haben, das Andenken an die Großthaten ihrer Vorfahren auszulöschen. Diese unerschrockenen Männer, deren Väter der stolzesten Aristokratie des Mittelalters Widerstand geleistet hatten, sind von nun an gelehrige Sklaven ihrer Priester und Klöster, und die Stützen der willkürlichen Macht Roms und Oestreichs. Zu der Zeit, von der wir sprechen, sehen wir sie in Waldshut versammelt. Sie hängen die Wappen der Kantone neben dem räuberischen Adler auf, dessen Anblick allein die alten Patrioten der Schweiz empört hätte. Sie schmücken ihre Hüte mit der Pfauenfeder, diesem Erkennungszeichen, das den muthigen Hirten, vor welchen einst der Adel erzitterte, so verhaßt war. Man schloß sogar einen Bundesvertrag mit Oestreich. Er war in Ausdrücken abgefaßt, welche einen Begriff von dem Geist der Urkantone geben. „Wer unter dem Volk neue Sekten bildet, soll mit dem Tod bestraft werden, wenn nöthig, mit Hülfe Oestreichs. Diese Macht wird nöthigenfalls 6000 Fußgänger, 400 Reiter und die nöthige Artillerie in die Schweiz schicken. Man kann selbst

die reformirten Kantone einschließen und die Lebensmittel auffangen*)."

Als man diese traurigen Nachrichten vernahm, sang man in der ganzen Schweiz folgendes Volkslied:

„Es macht mich graw,
Daß sich der Pfaw,
Darzuo der Stier
Und sunst noch vier
Sich hend vereynt."

Genügte nun die rein religiöse Predigt bei dieser außerordentlichen Gefahr? Konnte Zwingli, der stets der glühendste Gegner des fremden Einflusses gewesen war, es zulassen, daß dieser über das Schicksal der Eidgenossenschaft verfüge, die Reform in ihrer Wiege ersticke, so viele Jahrhundert lange Kämpfe für die Unabhängigkeit des Vaterlandes nutzlos mache?

Eine Thatsache beweist hinlänglich, wie die katholischen Kantone die Anhänger der freien Prüfung zu behandeln gedachten. Ein Pfarrer aus der Umgebung des Greifensees, Namens Jakob Kayser, begab sich nach Oberkirch, als er von vier auf die Lauer gestellten Männern ergriffen und nach Schwyz geführt wurde. Dort wurde er trotz der dringenden Vorstellungen von Zürich und Glarus lebendig verbrannt. Die Katholischen wollten den Krieg, und Zwingli glaubte, daß es nicht klug sei, ihren Anmaßungen nachzugeben. „Bleiben wir fest," sagte er, „und fürchten wir uns nicht, die Waffen zu ergreifen. Dieser Friede, welchen Einige so sehr wünschen, ist kein Friede, sondern ein Krieg, während der Krieg, den wir verlangen, kein Krieg ist, sondern der Friede. Wir dürsten nicht nach Blut, aber wir müssen die Nerven der Oligarchie zerschneiden**)!

*) Bullinger theilt den ganzen Vertrag mit.

**) Diese Stelle beweist deutlich, daß Zwingli die Unterdrückung der Aristokratie für eine nothwendige Folge der Reform ansah. Aber man hat bis 1830 warten müssen, um in der Schweiz dieses Ergebniß zu erreichen.

Wenn wir es nicht thun wollen, so wird die Wahrheit des Evangeliums und das Leben seiner Diener unter uns nie sicher sein *). Der scharfsichtige Erasmus ahnte den Zweck, nach welchem die Reformation unwiderstehlich strebte. „Man verlangt von uns," sagte er, „daß wir unsre Thüren öffnen, indem man laut ruft: Das Evangelium! das Evangelium! Hebt den Mantel auf, und ihr werdet unter seinen geheimnißvollen Falten die Demokratie finden **)." Das Bild des „Mantels mit den geheimnißvollen Falten" paßte nicht auf den muthigen und biederen Zwingli, da er ja mit der größtmöglichsten Offenheit sagt: „Man muß die Nerven der Aristokratie zerschneiden." Nie hat ein Mann seine republikanischen Meinungen weniger verläugnet. Er verbarg nicht einmal, daß er gegen die ganze Macht des Despotismus zu kämpfen beabsichtige, der damals seinen höchsten Ausdruck im deutschen Reich und in der päpstlichen Gewalt fand.

„Der Kaiser," sagte er, „wiegelt Freunde gegen Freunde, Feinde gegen Feinde auf, und sucht dann aus dieser Verwirrung den Ruhm des Papstthums und vor Allem seinen eigenen Ruhm hervorgehen zu lassen. Er reizt den Kastellan von Musso gegen die Graubündner, den Bischof von Constanz gegen seine eigene Stadt, den Herzog von Savoyen gegen Bern, die fünf Kantone gegen Zürich, den Herzog Georg von Sachsen gegen den Herzog Johann, die Bischöfe des Rheins gegen den Landgrafen, und wenn das Handgemenge allgemein ist, wird er sich auf Deutschland stürzen, wird sich zum Vermittler anbieten, und wird mit seinen schönen Worten Städte und Fürsten verblenden, bis er sie alle unter seine Füße gebracht hat. Großer Gott, welche Zwietracht! welches Unheil unter dem Vorwand, das Reich wiederherzustellen und die Religion zu kräftigen ***)!"

---

*) Myconius, Vita Zwingli.

**) Bullinger berichtet dieses Wort des Erasmus.

***) „Quæ dissidia, quas turbas, quæ mala, quas clades, sub

Der Reformator zog im Angesicht dieser außerordentlichen Gefahr den Schluß, daß wenn die Freunde der religiösen und politischen Freiheit sich vereinigten, um sie gegen die Tyrannen zu vertheidigen, ihre unüberwindliche Thatkraft den Sieg über dieselben davon tragen würde. „Man muß ein Feigling oder ein Verräther sein," schrieb er, „um sich zu begnügen, zu gähnen und die Arme zu strecken, während man auf allen Seiten Männer und Waffen sammeln sollte, um dem Kaiser zu zeigen, daß er sich umsonst Mühe gibt, den römischen Glauben wieder herzustellen, die freien Städte zu knechten und die Schweizer zu bezwingen. Man hat uns vor sechs Monaten gezeigt, wie man verfahren will. Heute wird man mit der Einen Stadt anbinden, morgen mit einer andern, bis sie alle unterworfen sind. Dann wird man ihnen ihre Waffen, ihre Schätze, ihre Gesetze und ihre ganze Macht rauben. Wecket Lindau und alle Nachbarn. Wenn man nicht aufwacht, so werden die öffentlichen Freiheiten unter dem Vorwande der Religion zu Grunde gehen. Man darf auf die Freundschaft der Tyrannen nicht vertrauen. Schon Demosthenes lehrt uns, daß in ihren Augen Nichts hassenswerther ist, als die Freiheit der Städte*). Der Kaiser zeigt in der einen Hand Brod, aber in der andern verbirgt er einen Stein**)."

Zwingli ging noch weiter. Er sah ein, wie weit der Kampf gegen die unterdrückenden Gewalten gehen müsse. „Nicht Dieser oder Jener," sagte er, „muß sich vornehmen, einen Tyrannen vom Throne zu stürzen; das wäre eine Empörung, und das Reich Gottes will Gerechtigkeit, Friede und Freude. Aber wenn das ganze Volk ihn einstimmig oder wenigstens die Mehrheit

---

specie restituendi Romani Imperii instaurandaeque Religionis christianæ dabit!" Zwinglius Cunhardo Zuiccio.

*) τὴν τῶν πόλεων ἐλευθερίαν.

**) Zwinglius Cunhardo Zuiccio.

ihn verwirft, ohne Ausschweifungen zu begehen, **so thut sie es mit Gott.**

Der Reformator kam der constituirenden Versammlung von 1489 zuvor. Er dachte wie Mirabeau, wie Barnave, wie Lafayette.

Solche Ansichten mußten die aristokratische und römische Partei aufbringen. „Ich werde nicht eher Ruhe finden," sagte Einer dieser Partei, „als bis ich meinen Dolch bis ans Heft in das Herz dieses Gottlosen gestoßen habe." Ihn, den größten Schweizer seines Jahrhunderts, erfüllte es mit Unwillen, wenn er Eidgenossen, was sage ich? wenn er sogar die Gründer der Eidgenossenschaft, die Krieger von Uri, Schwyz und Unterwalden, mit den Oestreichern gemeinschaftliche Sache machen sah! Der Krieg war unvermeidlich geworden, man rüstete sich auf beiden Seiten, Das katholische Heer und das der Reformirten trafen in Cappel nicht weit von Zug zusammen. Aber im Augenblick handgemein zu werden, erinnerten sich die Eidgenossen an die Bande, welche sie vereinigten, und es wurde am 26. Juni 1529 Friede geschlossen. Zwingli war mit demselben unzufrieden, da er wohl einsah, daß die Gegner der Reformation nur eingewilligt hatten, um sich besser auf den Krieg vorzubereiten.

In einem Augenblicke, wo die scharfblickendsten Staatsmänner sich keinen Täuschungen über die Zukunft hingaben, war es natürlich, daß die, welche die Gefahren fühlten, denen die protestantische Kirche ausgesetzt war, den Versuch machten, deren hauptsächlichste Führer zu vereinigen. Dieß war der Grund, welcher den Landgrafen von Hessen bestimmte, das berühmte Religionsgespräch von Marburg hervorzurufen.

Während sich die Reform in der Schweiz entwickelte, machte sie ebenfalls große Fortschritte in Deutschland. Aber es entstanden schon am Anfang bedeutende Meinungsverschiedenheiten zwischen den deutschen und den französischen und schweizerischen Reformirten. Dieser Zwiespalt betraf vorzüglich die Frage von dem Abendmahl. Luther hatte geglaubt, das Dogma der wirk-

lichen Gegenwart beibehalten zu müssen, indem er es auf eine mehr seltsame als philosophische Weise modificirte. Zwingli hingegen, der den griechischen Text des Neuen Testaments und die ältesten Väter der orientalischen Kirche sorgfältig studirt und der einen weit schärfern Verstand hatte als Luther, ob er gleich nicht in dem nämlichen Grad das Talent besaß, die Menge aufzuregen, hatte schon beim Beginn seines Auftretens den durchaus symbolischen Charakter des Abendmahls erkannt. Der Wittenberger Reformator konnte aber den Widerspruch nicht ertragen. Es erfüllte ihn mit Unwillen, daß Zwingli und die Schweizer eine Lehre bekannten, die ihm verwegen schien.

Eine solche Trennung war in einer Zeit äußerst beklagenswerth, wo es so nöthig war, sich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Der Landgraf Philipp von Hessen glaubte, daß es sich nur um einen Wortstreit handle. Er faßte daher den Plan, auf einem seiner Schlösser eine Zusammenkunft zu veranstalten, wo sich die hauptsächlichsten Theologen der beiden Schulen versammeln sollten. Luther und seine Freunde gingen nur mit Widerstreben in diesen Gedanken ein. Man sollte glauben, daß der Sachse die mächtige Dialektik und den bewunderungswürdigen Menschenverstand des Zürcher Reformators unbewußt fürchtete. „Es ist nicht gut," sagte er, „daß sich der Landgraf von Hessen so viel mit den Zürchern zu schaffen macht. Ihr Irrthum ist von solcher Art, daß die Leute von feinem Geist leicht von demselben ergriffen werden. Die Vernunft liebt, was sie versteht, namentlich wenn gelehrte Männer ihre Ideen mit einem biblischen Schein umhüllen."

Zwingli hatte größeres Vertrauen in die Sache, die er vertheidigte. Er wäre bis ans Ende der Welt gegangen, um den Frieden zwischen den Reformirten wieder herzustellen. Er antwortete der Zürcher Regierung, welche ihn nicht nach Hessen wollte reisen lassen: „Ich bin überzeugt, daß wenn wir Theologen uns einander gegenüber sehen, der Glanz der Wahrheit unsere Augen erleuchten wird." Bei dieser Ueberzeugung konnte

ihn Nichts aufhalten. Er verließ Zürich in der Stille der Nacht, stieg zu Pferd, und ritt nach Basel, wo er sich auf dem Rhein einschiffte. In Straßburg schlug er abgelegene Wege ein, mitten durch Wälder und Gebirge. So kam er auf dem Schloß zu Marburg an, das, auf einer Anhöhe gelegen, das schöne Lahnthal beherrscht, welches in der Entfernung durch eine Bergreihe geschlossen ist. Der Herzog wies der Versammlung das gothische Gewölbe des Rittersaales an. Es wurden nur Fürsten, Adelige, Abgeordnete und Theologen zugelassen.

Diese Scene ist eine der erhabensten, welche die Geschichte der Reformation darbietet. Dort sah man alle „ausgezeichneten Fürsten des Worts" versammelt, wie sie ein alter Chronist nennt. Ein Dichter jener Zeit redete sie folgendermaßen an: „Durchdringender Luther, sanfter Oekolampad, großherziger Zwingli, beredter Melanchthon, Ihr alle, die der Fürst Philipp, dieser berühmte Held, Diener Gottes und Bischöfe genannt hat, welche die christlichen Städte gesandt haben, um die Glaubenstrennung abzuwenden und uns den Weg der Wahrheit zu zeigen. Die flehende Kirche fällt weinend Euch zu Füßen und beschwört Euch bei dem Herzen Christi, diese Angelegenheit zu glücklichem Ende zu führen, damit die Welt in Euren Beschlüssen das Werk des heiligen Geistes erkenne." So sprach Cordus. Unglücklicher Weise sind die theologischen Leidenschaften bei den Menschen stärker, als das Bedürfniß des Friedens. Der Hochmuth heftet sich an die persönlichen Ansichten, und ist immer geneigt, seine Sache mit der Sache der Gottheit zu vermengen. Wenn dem also ist, wie sollte es den friedlichen Charakteren gelingen, ihren Meinungen den Sieg zu verschaffen? Der Landgraf, ein Mann von erleuchtetem und wohlwollendem Geist, hielt es für leicht, die Eintracht unter Männern herzustellen, welche nach demselben Ziele steuerten. Er sollte erfahren, daß die besten Absichten vor menschlichen Schwachheiten nicht bewahren.

Philipp von Hessen leitete selbst die Versammlung. Vor

ihm stand ein Tisch, dem sich Luther, Zwingli, Melanchthon und Oekolampad näherten. Sogleich ergriff Luther ein Stück Kreide und schrieb auf den Sammet, der den Tisch bedeckte, in lateinischer Sprache: „Dies ist mein Leib." Hinter den vier hauptsächlichsten Theologen saßen ihre Freunde. Jonas, der sich unter den Lutheranern befand, betrachtete die Anhänger Zwinglis mit Aufmerksamkeit. „Zwingli," sagte er, „hat etwas Bäurisches und Anmaßendes. Wenn er mit den Wissenschaften vertraut ist, so ist es trotz Minervas und der Musen. In Oekolampad erscheint eine natürliche Güte und eine bewundernswürdige Sanftmuth. Hedio scheint ebenso freisinnig als menschlich. Aber in Bucer finde ich eine fuchsartige List, die sich den Anschein von Geist und Klugheit zu geben weiß."

Zwingli war in diesem Bild nicht geschmeichelt; seine republikanische Offenheit mißfiel den Deutschen. Man sah jedoch bei diesem Gespräch, daß er trotz seines bäurischen Wesens die theilnehmendste Seele und die aufrichtigste Herzlichkeit besaß. Allerdings vertheidigte er seine Ansichten mit eben so viel Kraft als Gelehrsamkeit; aber dennoch zeigte er sich freundlich und selbst weich, während Luther und seine Freunde einen nicht sehr christlichen Starrsinn an den Tag legten.

Schon im Anfang des Gesprächs offenbarte Luther seinen herrschsüchtigen Charakter. „Ich betheure," sagte er, „daß ich in Bezug auf die Lehre vom Abendmahl von meinen Gegnern abweiche, daß ich immer von ihnen abweichen werde. Christus hat gesagt: „Dies ist mein Leib". Man beweise mir, daß ein Leib nicht ein Leib ist. Ich verwerfe die Vernunft, den Menschenverstand, die Gründe des Fleisches und die mathematischen Beweise. Gott steht über der Mathematik. Wir haben das Wort Gottes, man muß es anbeten und befolgen."

Oekolampad trug hierauf unter einer versöhnenden Gestalt eine Bemerkung von der größten Tragweite vor. „Man kann nicht läugnen," sagte er, „daß sich im Worte Gottes Bilder vorfinden. Johannes ist Elias, Christus war der Stein; ich

bin der Weinstock u. s. w. Der Ausdruck: Dies ist mein Leib ist ein Bild der nämlichen Art.“ Luther weigerte sich, diese doch so schlagende Aehnlichkeit anzunehmen. Oekolampad fuhr mit seiner gewöhnlichen Ruhe fort: „Was Christus im sechsten Kapitel Johannis verworfen hat, hat er in den Worten des Abendmahls nicht annehmen können. Nun hat aber Christus, der zu denen von Capernaum sagt: Das Fleisch ist kein Nütze, dadurch den leiblichen Genuß seines Leibes verworfen. So hat er diesen auch bei der Einsetzung des Abendmahls nicht festgestellt.“ Bald erhob sich ein lebhafter Streit zwischen Luther und Oekolampad. Der sächsische Reformator sagte endlich: „Ich sehe, daß geschrieben steht: Eßt, dies ist mein Leib! So muß man es denn glauben und thun. Man muß es thun, man muß es thun, man muß es thun! Wenn Gott mir geböte, Mist zu essen, so würde ich es thun, überzeugt, daß es zu meinem Heil gereichen würde.“

Nun wollte sich Zwingli in's Mittel legen. Er versuchte, Luthern zu zeigen, daß er die Bibel auf eine allzu materielle Weise erkläre. Dieser antwortete trocken: „Ihr sind verfänglich!“ „Nein,“ versetzte Zwingli lebhaft, „aber Ihr sagt Dinge, die sich widersprechen.“ Er führte mehrere Stellen der Schrift an, in denen das Zeichen durch das bezeichnete Ding bezeichnet wird. Diese Beweisführung machte einen lebhaften Eindruck auf die Versammlung. Aber Luther wiederholte hartnäckig, indem er auf die auf den Tisch geschriebenen Worte zeigte: „Dies ist mein Leib, dies ist mein Leib. Wer zu begreifen sucht, fällt vom Glauben ab.“ „Aber, Herr Doctor,“ versetzte Zwingli, „St. Johannes erklärt uns, wie der Leib Christi genossen wird, und Ihr müßt doch einmal aufhören, uns immer das nämliche Lied zu singen.“ — „Ihr gebraucht,“ sagte Luther, „empörende Ausdrücke.“ — „Ich frage Euch, Herr Doctor, ob Christus im sechsten Kapitel des Evangeliums Johannes nicht auf die Frage hat antworten wollen, die an ihn gerichtet war?“ — „Herr Zwingli, Ihr wollt mir durch Euren anmaßenden Ton den

Mund schließen. Diese Stelle hat hier Nichts zu thun.“ — „Um Verzeihung, Herr Doctor, diese Stelle bricht Euch den Hals.“ — „Thut nicht so übermüthig, Ihr seid in Hessen und nicht in der Schweiz. In diesem Lande schneidet man nicht so den Leuten den Hals ab.“ Und indem er sich gegen seine Anhänger wandte und auf den kriegerischen Charakter des Zürcher Reformators anspielte, sagte er ihnen: „Er gebraucht Kriegsausdrücke, Blutworte.“ Zwingli nahm die seinem Vaterland zugefügte Beleidigung nicht hin. „In der Schweiz,“ versetzte er lebhaft, „findet man gutes Recht, und man bricht Niemandem den Hals ohne Urtheil. Dieses Wort zeigt nur, daß Eure Sache hoffnungslos verloren ist.“

Diese Unterredung gibt einen genügsamen Begriff von dem Charakter der beiden Reformatoren. Luther war nicht auf seinem Boden. Er konnte in einer solchen Besprechung die unermeßlichen Mittel seiner volksthümlichen Beredsamkeit nicht entwickeln. Wahrscheinlich hätte sich auch Mirabeau bei einem Gespräch über den Ursprung der Ideen nicht behaglich gefühlt. Uebrigens hatte Luther, als er mit dem Papstthum brach, die Ueberlieferungen des Mittelalters so viel als möglich bewahrt. Die Art, wie er die Bibel erklärte, war zuweilen naiv und kindisch; Zwingli zeigte es bei mehreren Gelegenheiten. Was seine philosophischen Kenntnisse betrifft, so kennt man seine Verachtung gegen diese Wissenschaft; diese Verachtung war aber nicht ohne üble Folgen. So begegnete es ihm in der Marburger Zusammenkunft zu sagen: „Das Weltall ist ein Leib, und doch kann man nicht sagen, daß es irgendwo sei.“ „Ich bitte die verständigen Männer,“ versetzte Zwingli lächelnd, „diesen Beweis zu erwägen.“ In seiner Art, die Lehre Christi zu erklären, ließ sich Luther unbewußt durch die Auslegungen der römischen Kirche leiten. „Ihr habt für Euch,“ sagte er, „Fulgentius und Augustinus, aber wir haben die andern Kirchenväter für uns.“ — „So nennet diese,“ sagte der gelehrte Oekolampad, „wir machen uns anheischig, Euch zu beweisen

daß sie unserer Meinung sind.“ Es wäre in der That schwer, die Lehre vom Abendmahl, wie sie Luther und überhaupt die Anhänger der wirklichen Gegenwart verstehen, in den Schriften des Clemens von Alexandrien, Justinus, des Athenagoras, des Origenes zu finden. Diese Kirchenväter verstanden das Griechische zu gut; sie lebten zu nahe an dem Ursprung des Christenthums, als daß sie das Testament Christi in so sinnlicher Weise verstanden hätten wie der Wittenberger Reformator.

Auch Zwingli verstand die heilige Sprache gründlich. Er bewies es bei einer Gelegenheit der Verhandlung, die nicht am wenigsten merkwürdig ist. „Ich setze Euch,“ sagte er, „folgenden Glaubensartikel entgegen: **Ascendit in cœlum.** Wenn Christus mit seinem Leib im Himmel ist, wie kann er im Brod sein? Das Wort Gottes lehrt uns, daß er in allen Dingen seinen Brüdern ähnlich war. Nun kann er aber nicht zu gleicher Zeit an mehreren Orten sein.“ — „Wenn ich grübeln wollte,“ antwortete Luther, „so könnte ich mich anheischig machen, zu beweisen, daß Christus eine Frau war und schwarze Augen gehabt, und daß er in Deutschland gewohnt hat. Ich kümmere mich wenig um die Mathematik.“ — „Hier handelt es sich nicht um die Mathematik,“ sagte Zwingli, „sondern um St. Paulus, der zu den Philippern sagt: *μορφὴν δούλου λαβών*.“ — Luther unterbrach ihn: „Führt die Stelle lateinisch oder deutsch an, und nicht griechisch.“ — Zwingli antwortete auf lateinisch: „Verzeiht mir. Seit zwölf Jahren bediene ich mich nur des griechischen Testaments.“ So war ihm der Zürcher in der Exegese eben so überlegen, als in der Philosophie. Er hätte diesen Vortheil ohne Zweifel nicht behalten, wenn es sich darum gehandelt hätte, die aufgeregte Menge gegen das Papstthum aufzuwiegeln. Aber ich wiederhole es, es handelte sich hier nur um Theologisches, um friedliche Erklärungen der Schrift, um rein wissenschaftliche Beweise. Luther war sichtbar über eine Lage mißvergnügt, die der Richtung seines Geistes nicht entsprach. Es handelte sich nicht mehr darum, die Schmach der

babylonischen Gefangenschaft in feurigen Zügen zu malen oder in den Herzen Deutschlands das Gefühl der alten deutschen Freiheit von Neuem zu wecken. Der Wittenberger Doctor sah sich im Kampf mit der französischen und schweizerischen Theologie, die freilich ein wenig kalt ist, wenn man will, aber die auch scharfsinnig ist, das Geheimste ergründet und bis auf den Grund der Dinge zu dringen liebt. Zwinglis Dialektik schien Luthern zu sehr von jener Philosophie durchdrungen zu sein, welche er beinahe für eben so abscheulich hielt, als das Papstthum. Luther war, man kann es sich nicht verbergen, wesentlich mystisch, und hierin war er ganz und gar ein Deutscher. In dem göttlichen Hauch, der die dichten Wälder Germaniens bewegte, wenn es sich vor den Altären Wodans beugte, wenn es im Mittelalter die geheimnißvollen Dome am Rhein baute, in diesem Hauch lag seine ganze sittliche Kraft. Um auf ein Volk, namentlich auf ein großes Volk zu wirken, muß man nicht nur seine Eigenschaften, man muß auch seine Fehler besitzen. Nun war aber die Seele des Wittenberger Reformators von jenem unbestimmten und etwas nebligem Ideal erfüllt, welches die blonden Kinder Deutschlands charakterisirt. Er war seiner Natur nach eben so sehr ein Dichter und Künstler als ein Theologe. Er glaubte an die Erscheinungen, von denen die sächsischen Bergleute erzählten, und auf der Wartburg hörte er unter den alten Buchen die Stimme der Berggeister lispeln.

Zwingli hatte diese phantastische Poesie niemals begriffen. Er war dem Geiste nach der würdige Bruder Calvins, er repräsentirte auf das Trefflichste das Wesen des romanischen Volksstammes. Nun ist aber dieser Stamm, so wie er sich zu allen Zeiten in der Geschichte offenbart hat, am wenigsten mystisch von allen. Kaum findet sich bei den Römern irgend welches Sinnen nach den göttlichen Dingen. Alle Völker, die ihr Blut und ihre Ueberlieferung geerbt haben, haben nichts von dem deutschen Mysticismus des Mittelalters. Ihre Religion hat oft die größte Pracht entwickelt, sie hat sich mit allen glänzenden

Formen der Kunst und der Poesie umgeben, aber niemals hat sie viel Schwärmerei eingeflößt. Sie hat die Seelen selten in jene endlosen Träumereien, in jene tiefen Anschauungen, in jene unbestimmte Angst gerissen, welche wir zum Beispiel bei Luther finden. Der klare, bestimmte, positive Geist Zwinglis, Calvins, Lefevre's, Farel's hatte wenig Neigung zu Verzuckungen.

Aber wenn Zwingli nicht war, was man eine mystische Seele nennt, so kann man ihn doch auch nicht des Mangels an Gefühl anklagen. Er gab selbst bei dem Marburger Gespräch rührende Beweise davon. „Luther, der unbeugsamen und herrschsüchtigen Charakters war," sagt sein Vertheidiger Seckendorf*), „hörte nicht auf, die Schweizer aufzufordern, sich einfach seiner Meinung zu unterwerfen." Der Kanzler des Landgrafen ermahnte die Theologen, sich zu verständigen. Luther antwortete mit Härte: „Ich kenne hiefür nur Ein Mittel, und das ist dieses: Unsere Gegner sollen unsern Glauben annehmen." — „Wir können es nicht," sagten die Schweizer. — „Wohlan," versetzte Luther, „so überlasse ich Euch den Gerichten Gottes und bitte ihn, Euch zu erleuchten." — „Wir thun dasselbe," antwortete der friedliche Oekolampad. Zwingli sah alle seine Hoffnungen verschwinden. Er hatte es für möglich gehalten, unter den Reformirten eine Eintracht herbeizuführen, welche ihre Stärke vor dem Feind gebildet hätte. Der Kummer, die christliche Eintracht auf immer verloren zu sehen, erfüllte seine Seele mit tiefem Schmerz, und er begann vor Allen die heißesten Thränen zu vergießen. Diese Thränen gereichen ihm eben so sehr zur Ehre, als seine Arbeiten, seine Leiden und seine Kämpfe für die Sache der Freiheit. Auf dem Marburger Gespräch sehen wir in Luther nur einen herrschsüchtigen und schneidenden Theologen, der von den Erinnerungen der Schulen des Mittelalters geleitet wird und von dem Gefühl seiner Bedeutsamkeit viel zu sehr eingenommen ist.

*) S. 136.

Zwingli dagegen benimmt sich als ein muthiger und christlicher Mann, der auf das Innigste fühlt, wie schmerzlich brudermörderische Kämpfe sind, und der über dem gebrochenen Frieden Thränen weint.

So zeigte er sich noch in der letzten Versammlung. Niemals war er vielleicht größer gewesen, groß durch die Tiefe seines Gemüths und die Milde seiner Seele. „Laßt uns," sagte er, „unsere Einigkeit in allen Dingen bekennen, in welchen sie vorhanden ist; und in Bezug auf die übrigen wollen wir uns erinnern, daß wir Brüder sind. Es wird unter den Kirchen niemals Eintracht herrschen, wenn es nicht erlaubt ist, über untergeordnete Punkte verschiedener Meinung zu sein." Dieser Gedanke hatte eine unermeßliche Tragweite. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Luther und seine Freunde dessen Tiefe begriffen hätten. Der Landgraf begrüßte ihn mit Begeisterung. „Ja, ja," rief er aus, „Ihr seid einig. So gebt auch ein Zeugniß Eurer Einigkeit; erkennt Euch als Brüder." Zwingli ging mit der Herzlichkeit seines Vaterlandes den Wittenberger Theologen entgegen. „Es lebt auf der Welt Niemand," sagte er, „mit dem ich lieber wünschte einig zu gehen, als mit Euch." Sämmtliche schweizerische Theologen wiederholten diese Betheuerungen. Die Rührung war allgemein. Zwingli näherte sich Luthern mit Thränen in den Augen, und reichte ihm die Hand*). Aber der Theologe sollte bis zum Ende in dem unbeugsamen Luther den Christen ersticken. Er stieß Zwinglis Hand zurück. „Ihr habt einen andern Geist als wir." Diese Worte brachten den traurigsten Eindruck hervor. Die Wittenberger blieben nicht dabei stehen; sie sprachen sich mit der größten Härte über Zwingli und dessen Freunde aus. Diese bewahrten eine wahrhaft evangelische Ruhe und Mäßigung. „Wir sind uns bewußt," sagten sie, „daß wir gehandelt haben, wie wenn wir vor Gott ständen. Die Nachwelt wird es be-

*) Hospinianus, p. 136.

zeugen." Den Landgrafen schmerzte Luthers Hartnäckigkeit und Härte. Die Hessischen Theologen vereinigten sich mit ihrem Fürsten, um ein Glaubensbekenntniß abzufassen. Er ließ sich dabei von glücklicheren Eingebungen leiten, als man es nach seiner Haltung während des Gesprächs hätte erwarten können. Die Schrift, die er abfaßte, endigte mit folgendem bemerkenswerthen Schluß, welchem die Schweizer sogleich ihren Beifall gaben. „Ob wir gleich jetzt über die Frage, ob der wahre Leib und das wahre Blut in dem Brod und dem Wein sind, nicht einig gehen, so wollen sich doch die betheiligten Parteien je länger je mehr wahre christliche Liebe beweisen, soweit es das Gewissen erlaubt, und wir wollen alle den Herrn inständig anflehen, daß er uns durch seinen heiligen Geist in dem wahren Glauben befestige." Zwingli, Bucer und Hedio unterzeichneten diese Erklärung mit Luther und seinen Freunden.

Leider konnten sich die großen Pläne Zwinglis bei dieser Zusammenkunft nicht verwirklichen. Die politische Einigung zwischen den Reformirten der Schweiz und Deutschlands kam nicht zu Stande. Die Besprechungen, welche Zwingli über diesen Gegenstand mit dem Landgrafen hatte, beunruhigten Luthers Anhänger. Sie hatten gegen seine demokratische Politik eben so großes Mißtrauen, als gegen seine Theologie. „Wenn Ihr die Mützen der Bauern reformirt habt," sagte ihm Jonas, „werdet Ihr auch den Hermelinhut der Fürsten reformiren wollen." Diese Erklärung von Zwinglis Absicht hatte eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Aber lag die Zukunft der Welt nicht in der Demokratie, deren Aufschwung keine menschliche Gewalt, keine politische Berechnung aufhalten konnte? Zwingli sah es wohl; denn die großen Männer sehen über ihr Jahrhundert hinaus, ahnen lange zum Voraus die Geschicke der Menschheit.

Trotz des Zwiespalts, der die demokratische Reform der Schweiz und Frankreichs von der aristokratischen Reform Deutschlands trennte, verlor die römische Kirche bedeutend an Boden. Die Zwistigkeiten über den Cappeler Frieden erneuerten sich

wegen der Erbitterung der Katholiken über ihre Niederlagen fortwährend. Von beiden Seiten rüstete man sich zum Krieg trotz der Vorzeichen, welche die Gemüther in Schrecken versetzten, hauptsächlich verursachte ein Komet allgemeine Angst. Zwingli theilte den Glauben seiner Zeitgenossen über den Einfluß dieser Erscheinung. Als er sich eines Abends mit einigen Freunden auf dem Münsterkirchhof unterhielt, sagte er ihnen: „Dieser Unglücksstern beleuchtet den Weg, der zu meinem Grabe führt. Es wird mir das Leben kosten und vielen Ehrenmännern mit mir. Ich habe ein kurzes Gesicht, aber ich entdecke großes Unheil in der Zukunft. Die Wahrheit und die Kirche werden Trauer anlegen, aber Christus wird uns nie verlassen.“ Ungeachtet dieser Vorbedeutungen und dieser Ahnungen blickte Zwingli nicht rückwärts. Er hatte die Ueberzeugung, den Absichten des Himmels gemäß zu handeln. Niemals hatte vielleicht ein Mann ein klareres Gefühl seiner Aufgabe, und beschäftigte sich weniger mit seinem persönlichen Vortheil. Zum Fortschritt der Menschheit beizutragen, die Schweiz von dem römischen Joch zu befreien, sie vor den Verschwörungen des Adels zu bewahren, das war sein einziger Gedanke. So schrieb er in dem Jahre seines Todes in seinem „Kommentar über Jeremias“: „Eine Seele, die Gott fürchtet, bekümmert sich nicht um die Drohungen der Welt. Ihre Aufgabe ist, den Rathschluß Gottes zu fördern, was auch geschehen möge. Ein Fuhrmann, der einen weiten Weg zurückzulegen hat, muß sich darauf gefaßt machen, auf dem Wege Wagen und Geschirr abzunutzen. Es genügt ihm, seine Waare an ihren Bestimmungsort zu bringen. Wir sind der Wagen und das Geschirr Gottes. Es ist kein Stück daran, das nicht verbraucht, gezerrt, zerrissen wird, aber unser großer Führer wird seine großen Absichten, die er mit uns hat, nicht weniger erfüllen. Gehört nicht die schönste Krone denen, welche auf dem Schlachtfelde fallen? So fasset denn Muth mitten unter den Gefahren, welche die Sache Christi treffen müssen! Selbst wenn wir hienieden seinen Sieg

niemals mit unsern eignen Augen schauen sollten, sieht uns der Richter doch, und krönt uns. Andre werden sich auf Erden der Frucht ihrer Arbeit erfreuen, während wir, die schon im Himmel sind, die ewige Belohnung haben werden *)."

Der Krieg, der sich zwischen Zürich und den Waldstätten entspann, endigte mit der Schlacht bei Cappel. Zwingli wurde zum Feldprediger ernannt. „Es ist unser alter Brauch," sagten die Zürcher, „daß das große Banner niemals unsere Mauern verlasse, ohne daß einer der höchsten Diener der Kirche mit ihm ausziehe." Als der Reformator diese Aufgabe übernahm, sah er deren Ausgang voraus. Vierzehn Tage vor der Schlacht sagte er auf der Kanzel: „Ich weiß, was an der Sache ist; es handelt sich um mich. Alles dies begegnet, auf daß ich sterbe **)." Als er zum Heere kam, war seine Stirne mit Trauer bedeckt. Aber seine Festigkeit verläugnete sich nicht. Im Augenblick der Abreise sagte er zu seiner Frau, welche seine muthige Brust mit Thränen benetzte: „Die Stunde ist gekommen, daß wir uns trennen. Der Herr wills! Er sei mit Dir und mir und den Unsrigen!" Dann umarmte er sie: „Und sehen wir uns wieder?" sagte Anna zitternd: „Wenn der Herr es will," antwortete Zwingli. Sein Wille geschehe!" — „Und was bringst du zurück, wenn du kömmst?" fügte sie hinzu. — „Segen nach dunkler Nacht!" war die Antwort ***). Und er schwang sich auf sein Pferd, welches sich bäumte und nicht vorwärts wollte.

Zwingli empfing auf seinem Wege rührende Beweise von Theilnahme. Die Frauen zeigten ihn ihren Kindern mit dem Finger, indem sie sagten: „Sieh ihn noch einmal an, du wirst ihn nicht wiedersehen. Der Herr geleite ihn! Als er zu den Truppen gelangt war, schaute er sie unbeweglichen Auges an. Leonhard Burkhard, der ihm nicht wohl wollte, sagte ihm mit

*) Zwingli, In Jeremiam.
**) Myconius, Vita Zwinglii.
***) S. Salomon Heß, „Anna Reinhart" S. 146.

einem böswilligen Ton: „Nun, Meister Ulrich, was sagt Ihr von dieser Sache? — Sind die Rüben genug gesalzen? wer wird sie jetzt essen?“ „Ich,“ erwiederte Zwingli, „und mancher Biedermann, der hier in Gottes Hand ist; denn ihm sind wir im Leben wie im Tod.“ — „Auch ich will sie essen helfen,“ versetzte Burkhard; ich will mein Leben daran setzen.“ —

Die Waldstätte hatten so sehr überlegene Streitkräfte, daß der Ausgang der Schlacht nicht zweifelhaft sein konnte. Bald war sie zum Gemetzel geworden. Die muthigsten Zürcher blieben auf dem Schlachtfeld. Während Zwingli einem Verwundeten beistand, wurde er von einem Steine getroffen und selbst tödtlich verwundet. „Was thuts?“ sagte er fallend, „sie können den Körper tödten, aber nicht die Seele*).“ Er lag unter einem Birnbaum mit gefalteten Händen, wie um zu beten, und die Augen gen Himmel gerichtet.

Nach der Schlacht durchzogen die Krieger der kleinen Kantone das Schlachtfeld, um nach ihrer Weise an der Bekehrung der Ketzer zu arbeiten. „Ruft die Heiligen an,“ sagten sie zu den Verwundeten, „und beichtet unsern Priestern.“ Wer sich weigerte, wurde mit der Armbrust erschlagen oder mit dem Schwert durchstochen. Der katholische Geschichtschreiber Salat von Luzern spricht mit einer Art Freude über diese Gräuel. „Man ließ sie wie ungläubige Hunde sterben,“ sagte er, „oder man versetzte ihnen den Todesstreich mit dem Speere oder dem Schwert, damit sie desto schneller zum Teufel kämen, mit dessen Hülfe sie sich übermenschlich gewehrt hatten.“ Zwei Soldaten, welche um die Leichname herum streiften, entdeckten den Reformator, den sie nicht sogleich erkannten. „Sollen wir dir einen Priester bringen, um zu beichten?“ sagten sie ihm. Da er nicht mehr antworten konnte, machte er mit dem Kopf ein verneinendes Zeichen, und sah dabei unausgesetzt gen Himmel. „Wenn du nicht mehr reden kannst,“ fuhren die Soldaten

---

*) Myconius, Vita Zwingli.

weiter fort, „so denke wenigstens in deinem Herzen an die Mutter Gottes, und rufe die Heiligen an, daß sie für dich bitten und vor Gott für dich Gnade erlangen.“ Zwingli schüttelte von Neuem mit dem Kopf. „Ohne Zweifel,“ sagten sie, „bist du einer von den Stadtketzern.“ Der Eine von ihnen, neugierig, sein Gesicht zu sehen, wendete ihn gegen ein Lagerfeuer. „Ich glaube,“ sagte er voll Bestürzung, „ich glaube, daß es der Zwingli ist.“ Bei diesem Ruf eilte der Hauptmann Fockinger aus Unterwalden, eine der Stützen des Söldnerdienstes, herbei. „Zwingli,“ rief er aus, „dieser schändliche Ketzer, dieser Bösewicht, dieser Verräther!“ Indem er hierauf sein Schwert erhob, das er dem Auslande so oft verkauft hatte, sagte er: „Stirb, hartnäckiger Ketzer!“ — „So wurde Ulrich Zwingli,“ sagt ein Zeitgenosse, „der treue Hirt der Zürcher Kirche, mitten unter den Schafen seiner Heerde erschlagen, mit welchen er bis zum Tode blieb; er starb von der Hand eines Söldners, weil er den wahren Glauben an Christum bekannte, den einzigen Heiland, Vermittler und Fürbitter der Gläubigen*).“

Indessen erhob sich die bleiche Sonne vom 12. Oktober 1531. Die Krieger der Waldstätte verbreiteten sich über das Schlachtfeld. Alle wollten den gefürchteten Prediger sehen, dessen Stimme bis in ihren Gebirgen wiederhallt hatte. Eine unzählige Menge versammelte sich unter dem Birnbaume. „Er sieht nicht wie ein Todter aus,“ sagte Stocker von Zug, „sondern wie ein Lebender.“ Der Domherr Schönbrunner von Zürich, der sich nach Zug zurückgezogen hatte, konnte seine Thränen nicht zurückhalten. „Was auch dein Glaube gewesen sein mag,“ sagte er offenherzig, „so weiß ich, o Zwingli, daß du ein biederer Eidgenosse gewesen bist. Gott nehme deine Seele zu sich!“ Aber die Masse konnte solche Gefühle nicht begreifen. Man hielt Gericht über den Leichnam, und beschloß, daß er

*) Diese schönen Worte sind von Bullinger, dem Nachfolger Zwingli's.

geviertheilt und dann verbrannt werden solle. Der Luzerner Scharfrichter vollzog dieses Urtheil. Um seine Asche zu entehren, warf man Schweinefleisch in den Scheiterhaufen, und die wilde Menge stürzte sich auf diesen Staub und warf ihn nach den vier Winden.

Zwingli's Frau verlor bei diesem großen Unglück außer dem Helden, der ihr Leben mit Ruhm umstrahlte, ihren Sohn, ihren Eidam, ihren Bruder, ihren Schwager, alle ihre Freunde. Ein Zürcher Dichter, Usteri, hat dieses große Unglück auf würdige Weise besungen:

Der armen Frow Zwinglin Klag.

O Herre Gott, wie heftig schluog
Mich Dines Zornes Ruothen!
Du armes Herz, ist's nit genuog,
Kannst Du noch nit verbluoten?
Ich ring die Händ: käm doch min End!
Wer mag min Elend fassen?
Wer mißt die Noth? Min Gott, min Gott,
Hast Du mich gar verlassen?

Ich fürcht die Nacht, ich fürcht den Tag,
Ich schüch mich vor den Lüten;
Ich hör nur Jammer, Angst und Klag,
Nur Bschuldigen und Stryten,
Man ficht mich an: Din Mann hats than!
Les' ich in vielen Ougen.
Es bocht der Hohn: das Alt muoß kohn!
Bald offenbar, bald tougen.

Was klagt ihr mir der Uewern Todt?
Hab ich nit gnuog ze tragen?
Ach, üwer Not ist auch min Not,
Und meret mine Klagen!
Wer suocht das Korn am Schleyendorn?
Bym steinin Bild Erbarmen?
Was sucht denn Ihr Trost, Hilf bei mir?
Ich bin die Aermst der Armen!

Und kumbt di lange Abendzyt
Wo Kopf und Oug ermatten,
Erschreckt mich in der Einsamkeit
Ein jecklich Ton und Schatten.
Ich süfz: o Nacht wärst du verbracht,
Möcht doch din Dunkel wychen!
Entschlafen koum, plagt mich der Troum
Mit itel Bluot und Lychen.

Ich renn in Stryt, ich souch und kann
Durch Spieß und Schwerter dringen,
Find Mann, Sun, Bruoder, Schwestermann
Im Blut und Tode ringen.
Man zeigt mir ouch den schwarzen Rouch
Sich hoch zum Himmel schwingen.
Ich seh die Rott mit Hohn und Spott
Ihr Grewelthat vollbringen.

Es gellet auch das Jammergschrey
Mir stätigklich in Oren:
Uf, Waffen, Waffen, Alls herbey!
Ach Gott, wir hand verloren!
Uf, Wyb und Mann! louf, louf wer kann!
Der Fynd ist vor den Thoren!
So helf uns Gott, Alls, Alls ist todt;
Louft, louft zu Mur und Thoren!

Ich rannt hinus, fragt, wenn ich sach;
Und fürchtet doch die Märe.
Ich Thörin, ach ich wußt es ja,
Daß er nit widerkehre!
Des Sternes Ruoth, die Luft in Bluot
So grausamcklich entzündet,
Die Klag der Ewl, das Nachtgehewl,
Hatts sattsam schon verkündet;

Er wußt es ouch, doch wollt er mich —
Ich wollt ihn nit erweichen;
Doch da sein Roß so rücklings wich,
Thät er, wie wir, erbleichen.
Die Kind und mich, wie brünstiglich

Hat er uns noch umbfangen!
Sah stets zurück, sin letzter Blick
Ist mir durchs Herz gegangen.
So schwinget sich, wie ein Gekett,
Um mich nur Angst und Jammer.
Entflüch ich dann der Lagerstett,
Zu süfzen in der Kammer;
So schlicht mir, ach, das Regli nach,
Und weint: Kannst du nit schlafen?
Zwingt mich ze Bett, — so bluoten stets
Die Wunden, die mich trafen.
Hör ich das erste Hahnengschrey,
So prys ich minen Herren:
Gottlob, die Nacht ist bald vorbey,
Der Tag will wiederkehren!
Er zeigt mir doch die Kindlein noch,
Sy mindern doch die Läre.
Wie oft voll Forcht, hab ich gehorcht,
Ob ich s' noch athmen höre!
Ein Engelskuß hat s' ufgeweckt,
Drum sie so fründlich lachen,
Ein jegklichs dann sein Köpflein streckt,
Und spächt, ob ich erwachen.
Dann henken s' sich mit Bitt an mich:
Ach, hör doch uf ze schreyen! —
O Mutterhertz, du armes Hertz,
Kann dich noch was erfrewen?!
Du bindest mich ans Leben noch,
Du trybst den Tod zurücke,
Du lüpfst des Kumbers ysin Joch,
Daß es mich nit erdrücke!
Du ruofst: fortan luog d'Waislin an!
Was soll us jnen werden?
Sy sin ein Pfand us Huldrychs Hand,
Und hand nur Dich uf Erden!
Ja, diesen Schatz, mir anvertruwt,
Ich will ihn trüw verwalten!

Den Tempel, den er ufgebuwt,
Den sollend sy erhalten.
Uf siner Bahn führ ich sy an,
Daß er durch sy sich neuwe,
Und Huldrych im Himmelrych
Sich ihr und miner freuwe.

Komm du o Buoch! du warst sin Hort,
Sin Trost in allem Uebel.
Ward er verfolgt mit That und Wort,
So griff er nach der Bibel,
Fand Hilf by ihr. Herr, zeig ouch mir
Din Hilf in Jesu Namen!
Gib Muoth und Stärk zum schweren Werk
Dem schwachen Wybe! Amen.

Es scheint mir, daß man die Hochherzigkeit von Zwinglis Charakter und die Größe seines Werks bis jetzt noch nicht richtig gewürdigt hat. Man wird ihn am Besten beurtheilen, wenn man ihn mit den hauptsächlichsten Reformatoren des 16. Jahrhunderts vergleicht. Wenn wir ihn mit Luther, Melanchthon und den andern deutschen Reformatoren zusammenstellen, so bemerken wir auf den ersten Blick, wie sehr er ihnen überlegen gewesen ist. Ohne Bedenken begreift er die demokratische Natur des Christenthums. Die Schweiz, die französischen Protestanten, Schottland, Holland, die englischen Puritaner, die Vereinigten Staaten, mit einem Worte, alle reformirten, thatkräftigen und praktischen Völker, die sich nicht in den endlosen Combinationen einer rein spekulativen Theologie verlieren, mußten ihm auf diesem Wege folgen.

Wenn Zwingli keine Aristokratie in der Kirche will, so will er sie eben so wenig im Staate. Seine Politik steht mit seiner Theologie nicht im Widerspruch. Niemals hätte er die empörenden Erklärungen Luthers gegen die Bauern unterzeichnet, deren Forderungen im Grunde gerecht waren, wenn sie sich auch auf eine rohe und gewaltthätige Weise benahmen. Er

hätte den unterdrückten Klassen Recht müssen widerfahren lassen, wenn er von christlicher Freiheit und von Gerechtigkeit sprechen wollte. Daher wird man auch von gerechtem Unwillen ergriffen, wenn man die deutschen Reformatoren mit wilder Wuth an den Gewaltthätigkeiten einer Rache Theil nehmen sieht, welche das Blut von hunderttausend Bauern kaum hat zufrieden stellen können. „Sie hatten," sagt Chauffour-Kestner sehr gut, „gleichsam eine feige Leidenschaft, den doch vorhandenen Zusammenhang ihrer Ideen mit dieser Bewegung von sich abzuwälzen." Zwingli benahm sich ganz anders. Er fühlte, welchen Gefahren die Reformation durch Sekten ausgesetzt werde, deren Richtung nur zu oft in das Demagogische ausarteten. „Wie unglücklich ist es," sagte er, „wenn die Wiedergeburt des Evangeliums mit Hinrichtungen begonnen wird *)." Mehreremal betheuert er, daß er allen diesen unbarmherzigen Maßregeln fremd geblieben sei, und daß er sich beständig bemüht habe, ihnen vorzubeugen. Endlich erhebt er sich **) mit einer durchaus christlichen Kraft gegen „jene unzeitige und wilde Schmähschrift," mit welcher Luther „doppelt unglückliche Menschen (die Bauern) verfolgt und zermalmt oder sie vielmehr den wilden Thieren (dem Adel) überliefert". Als die Wiedertäufer Zürich mit ihren fanatischen Reden beunruhigten, als Rubli, Konrad Grebel, Hubmeyer, Mantz ihn mit Schmähungen überhäuften, hielt er eine dreitägige Besprechung mit ihnen (im Januar 1525). Da er sie nicht hatte überzeugen können, war er weit entfernt, wie Luther oder Calvin, den weltlichen Arm anzurufen, um seinen theologischen Groll zu befriedigen; vielmehr sagte er den Großen der Erde: „Nehmt Euch in Acht! wenn sich das Volk von Euch losreißt, was wird aus Eurer Macht werden?" Daher verwendete er sich für Balthasar Hubmeyer und für die Wiedertäufer, welche sich den Zorn der Re-

*) Brief an Vadian vom 28. Mai 1525.
**) Brief an Vadian vom 31. Okt. 1525.

gierung zugezogen hatten, und er arbeitete so viel als möglich dahin, die Strenge der Strafe zu mäßigen.

Aber, wird man vielleicht sagen, wenn Zwingli bei der Vergleichung mit den Häuptern der deutschen Reform viel gewinnt, so steht er doch tiefer, als die französischen Reformatoren, als ein Lefevre, Calvin, Farel, Theodor von Beza. Es ist dem nicht also. Wenn die Franzosen die Ansichten Zwinglis über die demokratische Organisation der Kirche annahmen, so bewahrten, ja übertrieben sie sogar die unduldsamen Theorien Roms. Sie begnügten sich nicht, Ketzer zu verbrennen, wie z. B. Servet; sie erfanden sogar jene gräulichen Ertränkungen der Sünder, an die zu denken schon jedes christliche Gewissen empört. Wie hoch stehen Zwingli's Ansichten über diesen blutdürstigen Theorien! Er sagt in einem seiner Sätze: „Man darf denen keinen Zwang anthun, die ihren Irrthum nicht erkennen, sie müßten denn durch ihr aufreizendes Benehmen den Frieden stören.“ Wenn Zwingli die freie Prüfung für sich selbst fordert, so gewährt er sie auch denen, die nicht denken wie er. Es war eine offene und edle Seele. Mehr als irgend Jemand achtete er die Zukunft. Man muß freilich in diesem edlen Herzen der Erziehung und dem Einfluß des Vaterlandes ihren Theil zugestehen. Zwingli hatte nicht wie Luther seine Jugend unter dem Joch der Aristokratie zugebracht. Er hatte nicht wie Calvin die gewaltthätige und verderbte Herrschaft der Valois erfahren. Er war ein freies Kind der Schweizer Berge. Seine ersten Blicke waren auf den heiligen Boden der Freiheit gefallen. Er hatte in den Alpen die reine und belebende Luft der Unabhängigkeit eingeathmet. In den ersten Tagen seiner Kindheit war er zu den Füßen seiner Großmutter mit der Erzählung von dem Schwur im Grütli, von der heldenmüthigen Hingebung der Befreier, mit dem Bericht der von seinen Vätern bei Morgarten, Sempach, Laupen, Näfels, Murten und Grandson gegen die stolzeste Ritterschaft der Welt gewonnenen Schlachten genährt worden. Auf jenem Boden, welcher ihm

das Leben gegeben hatte, wird man mit dem Bewußtsein der großen Empfindungen geboren. Man ist nicht gezwungen, den Trieb nach Freiheit durch innere Kämpfe und oft schreckliche Schmerzen zu entwickeln. Dieses Gefühl, das in dem Menschen liegt, gewinnt mit dem Alter stets größere Kraft. Es ist folglich fester, kernhafter, praktischer, als das, welches durch Nachdenken und Erfahrung erworben wird. Wenn also Zwingli den Männern seiner Zeit überlegen ist, so ist er es allerdings durch seine treffliche Natur; aber diese Natur hat sich unter den liberalen Einflüssen entwickelt, die den Männern des 16. Jahrhunderts fehlten. Wie glücklich wäre die Reformation gewesen, wenn sie nur Charakter dieser Art zu Gründern gehabt hätte! Sie wäre nicht durch die blutigen Saturnalien Heinrichs **VIII.**, durch die Henker der Elisabeth und Cromwell's, durch das Blut Servets, Gentilis, Barnewelds und Antoine's besudelt worden! Sie hätte der römischen Kirche ihr abscheuliches Verfahren und ihre ewiglich verhaßten Urtheilssprüche nicht abgeborgt. Sie wäre nicht gezwungen worden, so lange gegen ihre eigenen Grundsätze anzukämpfen, und ihr Ziel, Gewissensfreiheit, unter so vielen Aengsten und Widersprüchen zu verfolgen. Sie hätte nicht auf der Dordrechter Synode die Bannstrahlen nachgeahmt, welche sie in den Anhängern des Papstthums mit Recht verdammte. Sie wäre schon im 16. Jahrhundert eine offene Zufluchtsstätte für die geworden, welche Gott nach dem Drang ihres Herzens im Geist und in der Wahrheit anbeteten. Aber so ist eben die traurige Bestimmung der Menschheit. Sie kann auf dem Wege des Fortschritts nur durch Blut und Trümmer vorwärts gehen. Wann wird der glückliche Tag kommen, wo alle Eroberungen des menschlichen Geschlechts friedliche Eroberungen sein werden!

In den dogmatischen Fragen zeigte sich Zwingli ebenfalls Luthern überlegen, dessen Ideen sich sehr oft widersprachen; dagegen war ihm vielleicht Calvin als Theologe überlegen, obgleich der Genfer Reformator in Bezug auf die menschliche

Freiheit alle Irrthümer des heiligen Augustin getheilt hat. Unglücklicher Weise konnte auch Zwingl dem unheilvollen Einfluß des Bischofs von Hippo nicht entgehen, und vermochte es nicht, seinen Sophismen die Ansichten der orientalischen Kirche vorzuziehen*). Doch rechtfertigt Chauffour den Standpunkt der Reformatoren mit geistreichen Gründen: „Auf ein System von Gebräuchen, das bewundernswürdig gedacht und verbunden war, um die päpstliche Gewalt auf unerschütterlichen Grundlagen zu bauen, antwortete die Reform: Der Mensch hat das Prinzip der Sittlichkeit nicht in sich. Kein Mensch verdient das Heil durch sich selbst, und noch viel weniger hat er überflüssige Verdienste, welche Andern zugewendet werden könnten. Das Heil liegt in Christus allein: es ist Jedem gegeben, der an Christus glaubt. Um den Menschen vom Papst zu befreien, warf sie ihn in die Sklaverei Gottes. Wir beklagen uns nicht darüber: vom Joch des Menschen befreit, mußte das menschliche Gewissen bald und in nothwendiger Folge dahin gelangen, daß es nur noch von sich selbst abhing."

In dieser Würdigung ist sicherlich viel Wahres, wenn man einige Beschränkungen hinzufügt. Um das Joch des Papstes zu brechen, war es nicht nöthig, den Fatalismus des heiligen Augustinus anzunehmen. Wir, die wir uns niemals unter dieses Joch gebeugt haben, haben ja doch nicht nöthig gehabt, die menschliche Freiheit in Zweifel zu ziehen, um unsere Unabhängigkeit zu behaupten. Diese einzige Thatsache beweist, wie hoch unsere theologische Erziehung in gewissen Punkten über der der Abendländer steht. Wenn unsere Kirche nicht unter den Despotismus der Cäsare von Byzanz gerathen wäre, hätte sie, ihren urältesten Ueberlieferungen getreu, der Welt das wunderbare Schauspiel jener aufrichtigen Eintracht der Wissenschaft und

*) S. Chauffour T. I Colloque de Zurich, — Doctrines de Zwingli.

des Glaubens gegeben, welche die Kirchenlehrer von Antioaich und Alexandrien so gut verstanden*).

*) Mehrere schweizerische Gelehrte haben Zwingli's Leben beschrieben; wir glauben, sie erwähnen zu müssen, um einen Begriff von der literarischen Thätigkeit dieses Landes zu geben. — Die bekanntesten sind Ziegler, Nüscheler, Heß, Schuler, J. J. Hottinger, Räder, Franz. Alle, mit Ausnahme von J. G. Heß, haben deutsch geschrieben. — Ein Franzose, Chauffour-Kestner, hat ebenfalls und zwar in Zürich selbst, das Leben des großen Reformators beschrieben. — Merle d'Aubigné von Genf hat in seiner „Histoire de la réformation" ausführlich von ihm gesprochen. — Wir verzichten darauf, die in Deutschland veröffentlichten Werke wegen ihrer großen Zahl aufzuführen.

Inhalt.

Druck von E. Kiesling in Zürich.



